Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

# Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

## DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

# Verhandlungen der Abteilung Berlin-Charlottenburg

Jahrgang

Visual Library

DFG

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

2 E v 2 b. enthält

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Karten auf Seite: | | | | | 36 |
| 70 | 100 | 108 | 114 | 134 | 234 |
| | | 280 | | | |

Fc568

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Deutsche Kolonialgesellschaft

# Verhandlungen

der

# Abteilung Berlin-Charlottenburg

[Bd 2.]

1897/98.

Bibliothek der Staatsbibliothek in Bremen

Berlin 1898.
Verlag von Dietrich Reimer
(Ernst Vohsen).

4/200

Fc 0568 - 2
~~34F 996~~

STAATSBIBLIOTHEK BREMEN

F 0568

Der Vorstand der Abteilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft setzt sich zusammen aus den Herren:

Der I. Vorsitzende: Prinz von Arenberg, M. d. R. u. d. A.-H.
Der stellvertretende Vorsitzende: von Ammon, Geheimer Bergrat, vortragender Rat im Ministerium für Handel und Gewerbe.
Der II. stellvertretende Vorsitzende: Kontre-Admiral z.D. Strauch.
Der Schriftführer: Emil Selberg.
Der stellvertretende Schriftführer: Konsul Wallich.
Der Schatzmeister: Direktor Riecken.
Der stellvertretende Schatzmeister: Arthur Schmidt-Lorenzen.

Bormann, Geh. Ober-Reg.-Rat z. D.
Fritz Friedländer.
Dr. Goering, Kaiserl. Ministerresident z. D.
Dr. Hammacher, M. d. R. u. d. A.-H.
Dr. Herzog, Staatssekretär a. D., Excellenz.
Imberg, Rechtsanwalt.
G. Kollm, Ingenieur-Hauptmann a. D.
Kraetke, Direktor im Reichspostamt.
Jul. Pintsch, Kommerzienrat.
W. Staudt.
Dr. Schön, Hilfsarbeiter im Kaiserl. Gesundheitsamt.
Stücklen, Fabrikbesitzer.
Ernst Vohsen, Konsul a. D.
Volkens, Professor.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, wolle man sich an den Schriftführer Herrn Emil Selberg, Berlin S., Alexandrinenstrasse 68/69 wenden, der das Weitere veranlasst.

Der Jahresbeitrag beträgt minimal M. 9.—.

Sämmtliche Mitglieder erhalten die 52 mal im Jahre erscheinende Deutsche Kolonialzeitung und haben das Recht zur Teilnahme an allen Vorträgen und Veranstaltungen der Abteilung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

# Inhaltsverzeichnis.


Seite

1) **Reisebilder aus Deutsch-Süd-West-Afrika,** mit einer Karte, von Th. Rehbock, Regierungsbaumeister . . . . . 1

2) **Uhehe,** mit einer Karte, von Glauning, Premierlieutnant in der Kaiserl. Schutztruppe für Deutsch-Ost-Afrika . . . . . 39

3) **Ein Ausflug nach Kiau-Tschou,** nebst einer Karte von Ostasien mit der Kiau-Tschou-Bucht, von Franzius, Geh. Ober-Baurat, mit an den Vortrag anknüpfenden Ausführungen von Sr. Exzell. Wirkl. Geh.-Rat von Brandt . . . . . 69

4) **Die Wirtschaftliche Entwickelung Deutsch-Ost-Afrikas,** mit 3 Karten und 6 Abbildungen von Dr. Stuhlmann, Reg.-Rat und Abteilungschef beim Gouvernement von Ost-Afrika . . 101

5) **Meine Aequatorial-Ostafrika- und Uganda-Expedition 1896/97,** mit einer Karte, von Dr. Max Schöller . . . . . 159

6) **Meine Reisen in Syrien und Palästina,** mit besonderer Berücksichtigung der dortigen deutschen Tempelgemeinden, nebst einer Karte, von Said Ruete, Premier-Lieutnant . . . . . 235

7) **Aerztliche Beobachtungen in den Tropen,** von Dr. R. Koch, Geh. Medizinalrat, Prof. . . . . 279


Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Reisebilder

aus

# Deutsch-Süd-West-Afrika

mit Karte.

---

Vortrag

von

**Th. Rehbock.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Die Versamlung fand statt am **Freitag, den 26. November 1897** im grossen Saale des **Hotel Kaiserhof.**

---

*Se. Durchlaucht der Prinz von Arenberg* eröffnete als Vorsitzender die Versammlung. Sodann verlas der Schriftführer Herr *Selberg* die Namen der neueingetretenen Mitglieder, wie folgt:

*Simons*, Maj. a. D. — *H. Belling*, Buchdruckereibesitzer. — *Biess*, Lieut. a. D. — *Rotmann*, Prem.-Lt. — Dr. *Vosberg-Rekow*, Direktor. — *H. Roland*, Maj. a. D. u. Direktor. — *Naumann*, Oberst a. D. — *Wilhelm Heye*, Prem.-Lt. — *Graf v. Bismark*. — *Graham*, Hauptmann. — *von Stangen*, Major. — *W. Schultz*, Bankdirektor. — *Alfred Seyfert*, Schriftsteller. — *B. von Waldthausen*, Reg.-Ass. — Dr. jur. *George Pierre Roland*. — *Ludwig Warnekros*, Prof. Dr., Zahnarzt. — *Plüddemann*, Kontre-Admiral z. D. — *Schmidt*, Pflanzer. — Dr. jur. *H. Jordan*. — *Otto Daehnhardt*, stud. rer. agr. — *Mossner*, Sec.-Lt. — *Dr. Dambach*, Wirkl. Geh. Rat, Prof., Excell. — *Gottgetreu*, Geh. Ober-Postrat. — *Bernhard*, Geh. Postrat. — *Franck*, Geh. Postrat. — *Knof*, Geh. Postrat. — *Dr. König*, Postrat. — *Dr. Wilhelm von Landau* Freiherr. — *von Jecklin*, Lieut.

Hierauf erhielt Herr Regierungsbaumeister *Rehbock* zu seinem Vortrage: Reisebilder aus Deutsch-Süd-West-Afrika das Wort. Der Vortrag wurde durch Vorführung von Lichtbildern erläutert.

Meine Herren!

Zu meinem Bedauern bin ich heute, nur wenige Tage nach meiner Rückkehr nach Berlin, noch nicht im stande, Ihnen ein abschliessendes Bild von dem Ergebnis meiner Reise, von meinen Ansichten über die geeignetsten wirtschaftlichen und technischen Mittel zur Erschliessung Deutsch-Süd-West-Afrikas vorzuführen, da hierzu zunächst die Ordnung und Durcharbeitung des umfangreichen gesammelten Materials erforderlich ist. Ich muss mir dies einer späteren Gelegenheit vorbehalten.

Was ich Ihnen heute bieten kann, ist lediglich eine kurze Schilderung der von mir im Schutzgebiete ausgeführten Reisen und der auf diesen Reisen kennen gelernten Landesteile und ihrer Bewohner.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich hätte es nicht gewagt, mit einer einfachen Reisebeschreibung vor diese Versammlung zu treten, wenn ich nicht gleichzeitig in der Lage wäre, Ihnen eine Reihe von photographischen Aufnahmen im Lichtbilde vorzuführen, zu deren Herstellung ich auf den ausgeführten Reisen Gelegenheit hatte. Diese Darstellungen werden Ihnen ein besseres Bild von dem südwest-afrikanischen Schutzgebiete geben, als es mir in dem Rahmen eines kurzen Vortrages möglich ist. Ich möchte daher heute in erster Linie diese Bilder reden lassen. —

Wie Ihnen bekannt sein dürfte, hat sich auf Anregung des Konsul Vohsen im vorigen Jahre eine Syndikat für Bewässerungsanlagen in Deutsch-Süd-West-Afrika gebildet. Dieses Syndikat, dessen Mittel in erster Linie von der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes und von der deutschen Kolonial-Gesellschaft, sodann von einer Reihe in Deutsch-Süd-West-Afrika interessierter Gesellschaften und Privatpersonen zusammen gebracht wurden, war zu dem Zwecke gegründet, durch Untersuchungen von sachverständiger Seite an Ort und Stelle feststellen zu lassen, ob und in welcher Weise die wirtschaftliche Erschliessung Deutsch-Süd-West-Afrikas namentlich durch die Nutzbarmachung des vorhandenen Wassers möglich sei.

Mit der Durchführung dieser Untersuchungen betraut, schiffte ich mich, nachdem die erforderlichen Apparate und Instrumente, sowie Proviant und die persönliche Ausrüstung in Deutschland beschafft waren, am 1. August 1896 in Southampton ein und erreichte nach guter Fahrt auf dem Union-Dampfer „Mexican“ am 20. August den afrikanischen Boden in Kapstadt.

Dort war es meine wichtigste Aufgabe, einen mit den afrikanischen Verhältnissen vertrauten Reisegefährten auszuwählen, der nach dem Wunsche des Syndikates zugleich als landwirtschaftlicher Sachverständiger seine Ansichten über die für das Schutzgebiet in Betracht kommenden Kulturpflanzen und deren Nutzwert in einem Berichte niederlegen sollte.

Meine Wahl fiel auf J. C. Watermeyer, der aus norddeutscher, bereits seit Ende des vorigen Jahrhunderts in Süd-Afrika ansässiger Familie stammt und als Analyst im landwirtschaftlichen Ministerium des Kaplandes beschäftigt ist.

Watermeyer, der als langjähriger Assistent von Professor D. Hahn und des durch seine kulturtechnischen Bauten bekannten Th. Bain für die in Rede stehende Aufgabe die beste Vorbildung besass, hat mich während des etwa 11monatlichen Aufenthaltes in Deutsch-Süd-West-Afrika als treuer Gefährte und Freund begleitet.

Die Erlangung des für diese Reise erforderlichen Urlaubes stiess auf einige Schwierigkeit und verzögerte unsere Abreise von Kapstadt bis zum 7. Oktober.

Die mir auf diese Weise zur Verfügung stehende Zeit benutzte ich in erster Linie zum Studium der sehr umfangreichen, meist in den Blaubüchern der Regierung niedergelegten Litteratur über die im Kaplande ausgeführten Bewässerungsanlagen und der durch Vermittelung des Generalkonsul von Schuckmann erhaltenen Akten des landwirtschaftlichen Ministeriums, sodann zum Besuche mehrerer ausgeführter Anlagen.

Neben einigen kleineren Ausflügen in die nähere Umgebung Kapstadts, in die Vlakte, nach Paarl und nach Stellenbosch unternahm ich am 10. September eine grössere Reise, die mich in Begleitung des Vizekonsul Pauli zunächst auf dem Seewege nach Port-Elisabeth, sodann in einer 570 km langen Wagenfahrt durch die interessanten südlichen Teile der Kapkolonie nach Prince-Albert-Road brachte. Diese in teils zwei-, teils vierspännigen Kapkarren zurückgelegte Wagenfahrt führte uns zunächst über Humansdorp und Middelburg zu den ausgedehntesten Walddistrikten des Kaplandes, dem Knysna Forest und dem Zitzikamma Forest, die nicht unbeträchtliche Holzmengen für Eisenbahnschwellen und zum südafrikanischen Wagenbau liefern, und welche die letzten im Kaplande verbliebenen Elephanten unter dem Schutze der Regierung beherbergen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus diesen küstennahen und mit reichlichen Niederschlägen gesegneten Gegenden, in denen die Vegitation stellenweise eine besonders üppige ist, wandten wir uns, von Knysna an nördliche Richtung einschlagend, nach Georgtown und erreichten von dort über den Montaggupass am 18. September das durch seine ausgedehnte Straussenzucht bekannte Oudtshoorn.

Mit überraschender Deutlichkeit lässt sich hier der Segen künstlicher Bewässerung in regenarmen Landstrichen erkennen. Obschon die gemittelte jährliche Regenhöhe nur 23,5 cm beträgt und die Umgebung den Charakter einer Wüste hat, betritt man bei Oudtshoorn ein zwar schmales, aber 20 km langes Gartenland, in welchem Gras, Klee, Getreide, Bambus, Weiden und jede Art europäischen Obstes in prächtiger Weise gedeihen. Das durch 18 Thalsperren dem kleinen Grobelaarsflusse entnommene Wasser berieselt hier rund 1000 ha bebauten Landes. Zur Bewässerung von weiteren 5000 ha Ackerlandes sind zur Zeit drei grosse Stauseen geplant, die zusammen 78 Millionen cbm Wasser aufnehmen sollen. Nach Besichtigung der für die Stauseen ins Auge gefassten Gelände und der freilich erst zum kleinen Teile — auf etwa 10 km — erforschten interessanten Tropfsteinhöhlen, den Cango Caves, überschritten wir den 5000 Fuss hohen Zwartbergpass, von dem wir durch die trockensten Teile der Karroo, mit einer jährlichen Regenhöhe von nur 10 cm, die Eisenbahn bei Prince Albert Road erreichten.

Von dort besuchte ich mit der Bahn die freundliche Stadt Beaufort West, die einer Oase in der sonst so trostlosen, nur mit einzelnstehenden, kümmerlichen Büschen bedeckten Karroo gleicht. Ein durch einen Erddamm gebildeter Stausee liefert der Stadt nicht nur das erforderliche Nutzwasser, sondern reicht auch zur Bewässerung zahlreicher Gärten und eines kleinen Wäldchens aus, welches Grubenholz für Johannisburg liefert, und in dem Eukalypten und Palmen gedeihen.

Auf der Rückreise nach Kapstadt besuchte ich noch einen weiteren grossen Stausee, die Verkeerde Vley, von der

aus die Station Touwsriver ihr Wasser durch eine Rohrleitung empfängt, während vor Ausführung dieser Anlage das erforderliche Brauchwasser der Bahn mit täglichen Wasserzügen von dem 50 km entfernten Hexriver herbeigeholt werden musste.

Nachdem ich am 28. September wieder in Kapstadt eingetroffen war, schiffte ich mich am 7. Oktober mit Watermeyer auf dem im Besitze des Premier-Lieutenant Troost befindlichen kleinen deutschen Dampfer Leutwein ein, der uns nordwärts dem deutsch-süd-west-afrikanischen Schutzgebiete zuführte.

Gleich in den ersten acht Tagen bot sich mir die Gelegenheit, die vier zur Zeit allein in Benutzung befindlichen, für Deutsch-Süd-West-Afrika in Betracht kommenden Landungsstellen Lüderitzbucht oder Angra Pequena, das englische Walfischbay, Swakopmund und Cape Cross kennen zu lernen.

Die beiden zuerst genannten südlichsten Landungsstellen haben gute Reeden, die durch von Süden her vorspringende Landzungen gegen die fast im ganzen Jahre herrschende südwestliche Dünung vollkommen geschützt sind. An beiden Orten wären mit verhältnismässig geringen Mitteln Pieranlagen zu schaffen, an denen Oceandampfer direkt anlegen könnten.

Der Vorteil der geschützten Reede wird aber bei beiden Plätzen zum Teile wieder durch den mangelhaften und äusserst beschwerlichen Weg nach dem Binnenlande aufgehoben. Namentlich der Weg von Lüderitzbucht nach Kubub gehört zu den schwierigsten, die überhaupt von Ochsenwagen befahren werden, wenn auch in den beiden letzten Jahren bereits wesentliche Verbesserungen an ihm ausgeführt worden sind. Der zur Zeit viel erörterte Bahnbau von Lüderitzbucht nach dem Innern ist technisch zweifellos möglich, wenn auch dabei grosse Schwierigkeiten zu überwinden sind, und die Unterhaltung der Bahn in der küstennahen Zone stets eine kostspielige bleiben wird.

Die beiden nördlichsten Landungsplätze Swakopmund und Cape Cross besitzen nur völlig ungeschützte Reeden, die für Dampfschiffe indessen einen leidlich sicheren Liegeplatz bieten, da schwere Stürme an diesem Teile der Küste

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht vorkommen. Das Löschen und Laden der Güter erfolgt an beiden Orten nur durch Brandungsboote, die in genügender Zahl vorhanden sind, und in Swakopmund durch westafrikanische, in Cape Cross durch eine westindische und durch eine europäische Mannschaft bedient werden. —

Für die Anlage eines geschlossenen Hafenbeckens für Seeschiffe liegen an beiden Stellen die Verhältnisse recht ungünstig. Ein solcher Hafen würde so ungeheure Kosten beanspruchen, dass in absehbarer Zeit an die Ausführung nicht gedacht werden kann. Das einzige, was zur Verbesserung der Landungsverhältnisse mit erschwinglichen Mitteln geschehen könnte, ist die ja bekanntlich zur Zeit für Swakopmund geplante Erbauung eines Bootshafens, durch den die Landungsverhältnisse so wesentlich verbessert würden, dass die Ausführung den zu stellenden Ansprüchen auf lange Zeit hinaus genügen dürfte.

Es wird durch einen solchen Bootshafen zunächst die sehr häufig noch nach Ankunft der Boote am Strande erfolgende Durchnässung der Waaren verhindert, sodann durch die Möglichkeit der Verwendung grösserer Leichter, eines geeigneten Schleppers und kleiner Krahnen die Abfertigung der Dampfer beschleunigt und die Gefahr des Umschlagens der Boote verringert.

Dass Swakopmund bereits jetz — trotz der ungünstigen Landungsverhältnisse — fast den ganzen Verkehr Walfischbays an sich gerissen hat, ist eine Thatsache, die auch von englischer Seite anerkannt wird. Der Aufschwung Swakopmunds, dessen Häuserzahl sich im Laufe eines Jahres fast verdoppelt hat, ist in der That erstaunlich und es steht kaum zu befürchten, dass die zur Zeit in Walfischbay in Ausführung begriffene Pieranlage und die geplanten Gleislegung durch den Dünengürtel noch im stande sein werden, den eingetreten Wandel rückgängig zu machen. —

Bevor ich die Küste verlasse, möchte ich noch mit wenigen Worten der in Cape Cross von der englischen Damara-Guano-Company geschaffenen Anlagen gedenken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich hatte Gelegenheit zugleich mit dem Landeshauptmann Major Leutwein die dortigen Anlagen zu besichtigen und war erstaunt, zu sehen, was im Laufe eines Jahres an dieser unwirtlichen Küste geleistet worden ist. Bei unserer Ankunft lagen sechs Dreimaster auf der Reede von Cape Cross, während an der Küste zwei Wracks zeigten, mit welchen Schwierigkeiten die Gesellschaft im Anfange zu kämpfen hatte. Am Lande stehen bereits eine Zahl recht stattlicher Gebäude, drei Dampfkondensatoren liefern das an der Küste sonst vollkommen fehlende Süsswasser, zwei Bahnanlagen sind vollendet, von denen die eine in einer Länge von 16 km mit Locomotivbetrieb zur Heranschaffung des Guano dient, während die andere mit Eseln betrieben wird und zu dem 5 km entfernten Lagerplatz der Robben führt.

In der Zeit von weniger als einem Jahre hatte die Gesellschaft 7000 Tonnen Guano verschifft und 2000 Robben geschlagen.

Unsere Reise durch das Innere des Landes war so geplant, dass womöglich noch im November vor Beginn der Regenzeit Windhoek erreicht werden sollte, wo ein 3 bis 4monatlicher Aufenthalt zur Ausführung kleinerer Ausflüge in der Umgebung und zur Vornahme von Beobachtungen und Vorarbeiten für etwa in Betracht kommende grössere Berieselungsanlagen vorgesehen war. Die Weiterreise nach dem Namalande war auf das Ende der Regenzeit im Beginne des Monates April festgesetzt. Als Endpunkt der Landreise war zunächst Port Nolloth ins Auge gefasst, von dem aus kleine Küstendampfer nach Kapstadt laufen.

Wir hatten gehofft, bei unserer Ankunft in Swakopmund zwei zur Beförderung unseres ansehnlichen Proviantvorrathes, unseres persönlichen Gepäckes und der Instrumente erforderliche Ochsenwagen mit dem zugehörigen Personale, sowie einige Pferde bereit zu finden, um sogleich die Reise ins Innere antreten zu können. In dieser Annahme fanden wir uns indessen getäuscht, da nach zwei aussergewöhnlich trockenen Jahren das Viehfutter am sogenannten „Baywege"

# Lieber Leser!

Bücher sind theuer und leiden beim Gebrauch weit mehr als du denkst. Du meinst zwar, dich ginge diese Bemerkung nichts an, aber denke einmal nach:

Läßt du die entliehenen Bücher nie in andere Hände — namentlich in Kinderhände — kommen?

Lieseſt du sie nie auf dem Weg? in der Straßenbahn? bei der Arbeit? beim Essen?

Lieseſt du nie mit ungewaschenen oder feuchten Händen?

Berührst du die Papierflächen nicht vielfach überflüssig mit den Händen, hältst z. B. das Blatt, das du wenden willst, schon lange vorher zwischen den Fingern? oder legst die flachen Hände auf das Buch?

Feuchtest du nie die Finger an, um die Blätter bequemer wenden zu können?

Bist du dir einer von diesen übeln Angewohnheiten bewußt, so stelle sie schleunigst ab, denn sorgfältige Leser hält das Buch wohl achtzig und mehr aus, Leser von solchen Gewohnheiten keine vierzig!

Eine eifrig benutzte Bibliothek braucht jährlich, auch wenn ihr Material sehr geschont wird, bis zu fünfzehn vom Hundert ihres Anschaffungswerthes zum Ersatz verdorbener Bücher. Für die Lesehalle in Bremen macht das im Jahr Tausende aus, und je mehr zum Ersatz verbraucht wird, je weniger kann für die Vermehrung ausgegeben werden. Wenn du nun unsere Bücher so achtlos behandelst, daß sie keine vierzig Verleihungen aushalten — was, geehrter Leser, wird die Folge sein? Du hast rechnen gelernt: rechne einmal nach!

Und wer soll die Kosten tragen?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Windhoek zur Küste so vollständig aufgezehrt war, dass fast alle Frachtfahrer sich weigerten, vor dem Einsetzen der Regenzeit die Fahrt zur Küste zu unternehmen.

Da demgemäss auf das Eintreffen von Wagen aus dem Innern nicht zu rechnen war, an der Küste selbst aber überhaupt kein Zugvieh gehalten wird, war ich genötigt, mich zu Pferde landeinwärts auf die Suche nach Ochsen zu begeben, nachdem ich zuvor in Walfischbay von der Firma Mertens und Sichel bereits einen sehr geräumigen und bequem eingerichteten Reisewagen gekauft hatte.

Am 24. Oktober verliess ich in Begleitung eines ortskundigen Damarajungen Swakopmund und begab mich zunächst nach Tsaobis, wo einige Pferde für mich standen, und von dort nach Otjimbingue.

Nach Ueberschreitung des Swakopflusses bei Nonidas folgten wir dem südlichen Wege, der über die das linke Swakopufer bildende, ebene und fast vegitationslose Namib führt. Die Wasserstellen liegen 1—2 Stunden nördlich vom Wege im tief eingeschnittenen Bette des Swakop, in das zahlreiche, schluchtenartige, mit tiefem Sande gefüllte, Seitenthäler hinabführen. Mit überraschender Deutlichkeit lässt sich hier an den oft senkrechten Felsufern der geologische Aufbau des aus Gneis und Kalkstein bestehenden Geländes erkennen. Die Tränkstellen im Flusse Nonidas, Goanikamtes, Haigamchab, Usab und Salem bestehen in einfachen in den Sand des Flussbettes ausgegrabenen Wasserlöchern, aus denen Vieh und Mensch trinkt. Nur im Haigamchab befand sich bei meinem Besuche eine kleine Pumpe für Trinkwasser. Eine Änderung dieses Zustandes wäre in hohem Grade erwünscht, da die Viehseuchen im Lande meines Erachtens ganz wesentlich eingeschränkt werden könnten, wenn an allen öffentlichen Tränkstellen Troganlagen geschaffen würden, wie man sie im Namalande bereits recht häufig findet.

An den Ufern des ebenen, von ausserordentlich feinem Sande gebildeten Flussbettes des Swakop ziehen sich beiderseits meist schmale, aber üppige Vegitationszonen hin, die

2 Ev 2 b

dem auch in den trockensten Jahren nie versiegenden Grundwasserstrome des Swakop ihre Enstehung verdanken. Von auffallender Schönheit sind die mächtigen Ana-Akazien, die bei Salem einen Stammumfang von $5^1/_2$ m erreichen, und von denen ein einziger 2 bis 3 Wagenladungen der als Viehfutter hochgeschätzten Anaschoten liefern kann.

In Tsaobis, dem unter dem Namen Wilhelmsfeste bekannten Standorte der ersten deutschen Schutztruppe unter Major von François, haben sich zwei rührige deutsche Farmer niedergelassen, die hier grössere Ochsen und Pferdeposten halten. Der erste grössere Ort von der Küste her ist Otjimbingue, das an der Einmündung des von Norden kommenden Omuzemaflusses in den Swakop gelegen ist. Es ist eine alte Missionsstation und zählt mit über 1000 Einwohnern, unter denen sich zahlreiche Europäer, meist Deutsche, befinden, zu den wichtigsten Orten des Landes. Die eingeborene Bevölkerung des weitläufig angelegten Platzes besteht aus Hereros und Bergdamaras, sowie aus einigen Bastards und Hottentotten. Die ältesten deutschen Ansiedler haben sich bereits vor 30 Jahren in Otjimbingue niedergelassen und sind in dieser Zeit zu Ansehen und Wohlstand gelangt. Die einzige Industrie des Landes, die Wagenbauerei, wird hier von zwei Firmen betrieben, von denen die eine die Betriebskraft durch einen grossen Windmotor erhält, der zugleich Wasser aus dem tief unterhalb liegenden Flusse in ein Hochreservoir hebt.

In Otjimbingue hielt ich mich bis zum 5. November auf. Ich engagierte daselbst als Treiber einen Bergdamara Johannis Traugott und einen heidnischen Ochsenwärter, der uns später in Windhoek unter Mitnahme dreier Ochsen treulos verlassen hat. Der Treiber dagegen hat uns auf der ganzen Reise treu gedient. Er besass grosse Kraft und körperliche Energie und hat zu der besonders glücklichen und schnellen Durchführung unserer weiten Reisen nicht wenig beigetragen.

Die beiden Leute sandte ich mit der nicht leichten

Aufgabe ab, ein mir angebotenes Gespann Ochsen bei Brakfontein am Kuiseb abzuholen und nach Swakopmund zu bringen. Ich selbst kehrte, nachdem ich noch den Besuch des wenig tüchtigen und dem Trunke ergebenen Hererohäuptlings Zacharias und seiner Grossleute empfangen, direkt nach Swakopmund zurück, wobei ich, soweit möglich, dem Flussbette des Swakop folgte.

In der Nacht vom 20. zum 21. November trafen die entsandten Bergdamaras gegen Erwarten wirklich mit zwanzig für die damaligen Verhältnisse recht gut aussehenden Ochsen in Swakopmund ein.

Der bereits vorher von einem anderen, für diesen Zweck ebenfalls vom Kuiseb herbeigeholten Gespanne Ochsen von Walfischbay nach Swakopmund auf etwa 30 km langem, äusserst sandigen Dünenwege überführte Reisewagen wurde nun in aller Eile bepackt, während die Ochsen, die ohne Wagen und daher auch ohne mitgeführtes Gras den vegitationslosen Küstenstrich hatten passieren müssen, mit sichtbarem Vergnügen ein Haferstrohfrühstück verzehrten, dessen Kosten sich auf nicht weniger wie 178½ Mark beliefen.

Am Nachmittage des 21. November schleppten die Ochsen den Wagen mühsam vom Strande zur Düne empor und nach einem letzten Abschiede verliessen wir gegen 5 Uhr endlich Swakopmund, wo wir gegen unseren Willen so lange zurückgehalten worden waren.

Unsere Karawane bestand ausser aus Watermeyer und mir aus 5 Bergdamaras, denen sich bald als sechster ein Ovamboneger freiwillig anschloss, der denselben Weg verfolgte. Um dem futterarmen und mir bereits bekannten Wege nach Otjimbingue zu entgehen und einen Teil des mittleren Damaralandes kennen zu lernen, wandten wir uns zunächst nordöstlich nach Omaruru. Der Anfang der Reise war wenig vertrauenerweckend. Nachdem wir am Ende der von der Küste ausgehenden 3 km langen Eselsbahn unser vorausgesandtes schweres Gepäck aufgeladen hatten, blieben wir auf dem sogenannten „harten Grunde“ so häufig

stecken, dass wir, als wir um Mitternacht nach völliger Entkräftung der Ochsen und der Leute ausspannten, auf dem mitgeführten Trocheometer nur einen zurückgelegten Weg von 9 km feststellen konnten.

Am folgenden Tage erreichten wir ohne besondere Schwierigkeiten um Mitternacht den 25,5 km entfernten Swakop bei Goanikamtes. Die Kreuzung aber des Flusses und der Aufstieg vom Flussbette auf die nördliche Hochebene nahm zwei volle Tage in Anspruch, wobei wir wiederholt gezwungen waren, den Wagen abzuladen oder die Räder auszugraben, um überhaupt von der Stelle zu kommen. Mit der Erreichung der Hochebene hatten wir freilich den schwersten Teil des Weges hinter uns und auf sämtlichen ferneren Reisen in Deutsch-Süd-West-Afrika brauchten wir die Ochsen und das Personal nicht mehr in solcher Weise anzustrengen, wie in diesen ersten Tagen, in denen wir bereits daran zu zweifeln begannen, ob wir auf diese Art jemals Omaruru erreichen würden.

In Eilmärschen versuchten wir nunmehr die futterlose Zone zu verlassen. In der Nacht vom 25. zum 26. November wurden von 6 Uhr abends bis 9 Uhr früh volle vierzig Kilometer zurückgelegt, und in der Nacht darauf erreichten wir nach weiteren 20 km den Ausspannplatz Keetemanoams, wo 8 km südlich vom Wege eine nie versiegende Quelle zu Tage tritt. Hier fanden sich denn auch bereits stellenweise Flächen, auf denen in getrennt stehenden Büscheln gewachsenes und auf dem Halme getrocknetes Gras von hellgelber Farbe und hohem Nährwerte stand.

Die erste menschliche Wohnung erreichten wir, abgesehen von der unfern der Küste gelegenen kleinen Militärstation Nonidas, erst 142,8 km von Swakopmund in Aukas, wo ein Norweger, Trietow, am Ufer des Kanflusses eine kleine Viehwirtschaft betreibt. In Usakos, dem einige Kilometer weiter ebenfalls am Kanflusse gelegenen Wohnsitze des Afrikander Jansen wurden zwei Tage der Ruhe gepflegt, die ich zu einem Ritte nach Goabeb benutzte, um die daselbst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wohnenden Bastards Gebrüder Cloete zum Transport des in Swakopmund zurückgelassenen Gepäckes zu veranlassen. Ich verfolgte dabei den Lauf des Kanflusses aufwärts durch prächtigen Uferwald, der, belebt durch zahlreiches zum Wasser kommendes Hererovieh, einen malerischen Anblick gewährte.

Wie der Swakop so führt auch der Kanfluss zweifellos auf seinem ganzen Laufe nie versiegendes Grundwasser, das freilich bedeutend tiefer, als bei dem erstgenannten Flusse steht, bei dem sogar noch im November 1896 nach zwei höchst ungünstigen Regenzeiten fast an allen Tränkstellen unterhalb Otjimbingue schon bei 1 bis 2 m Tiefe unter der Flusssohle Wasser ergraben werden konnte. Immerhin dürfte das Grundwasser auch im Kanflusse nur am letzten Teile seines Unterlaufes mehr als bis 5 m unter die Flusssohle hinab sinken, sodass es überall mit Saugpumpen gehoben werden kann.

Am 2. Dezember verliessen wir bei Usakos den Kanfluss, den wir nach dem Besuche der Farm Karibib der Familie Hälbich aus Otjimbingue am 4. Dezember Abends bei Etiro wieder erreichten. Inzwischen hatten die Sommerregen mit voller Kraft eingesetzt und alle Flussbetten mit Wasser gefüllt. Als die bei Etiro erforderliche Ueberschreitung des Kanflusses am Abende der Ankunft und auch am nächsten Morgen für unseren Ochsenwagen unausführbar war, verliess ich in aller Frühe den Wagen, um nach dem nur noch 44 km entfernten Omaruru vorzureiten. Nicht ohne mehrmals den vollkommen verspülten Weg zu verlieren, erreichte ich nach mehrstündigem Ritte endlich Osombimbambe, wo ich mich vergeblich bemühte, aus den unzugänglichen 5 m tiefen Wasserlöchern mir und dem Pferde einen Trunk zu verschaffen. Während alles ringsum von der Gewalt der tags zuvor gefallenen Regengüsse zeugte, musste ich durstig meinen Weg nach Omaruru fortsetzen, da der ausgedörrte Boden begierig das reichlich gefallene Nass aufgesogen hatte.

Omaruru liegt auf beiden Seiten des bei meiner Ankunft eine bedeutende Wassermasse führenden Omaruruflusses, der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

indessen, wie sämtliche Flüsse des Damaralandes, im bei weiten grössten Teile des Jahres kein zusammenhängend fliessendes Wasser führt. Omaruru wird von etwa 1000 Hereros bewohnt, die unter dem sehr vermögenden und einflussreichen Häuptling Manasse stehen. Es war als Wohnort des bekannten Händler Erickson früher der wichtigste Handelsplatz im Hererolande und hat auch heute noch mehrere grössere Handelsniederlassungen. Die Hereros säen einiges Getreide im Flussbette des Omaruruflusses, das indessen bei frühem Einsetzen der Regenzeit zuweilen den Fluten zum Opfer fällt. Ausserhalb des eigentlichen Flussbettes besitzt Missionar Dannert einen schönen alten Garten, in dem Mais, Kartoffeln, Gemüse, Wein und Datteln prächtig gedeihen. Auch sonst sind noch einige Gartenanlagen am Flussufer vorhanden, wie der grosse von Lieutenant Volkmann angelegte Truppengarten vor der stattlichen mit 45 Reitern belegten Station.

Von Omaruru aus bot sich uns Gelegenheit, den alten Hereroplatz Omburo zu besuchen, bei dem mitten im sandigen Flussbette des Omaruruflusses eine warme Quelle zu Tage tritt, deren Temperatur infolge der Mischung des Quellwassers mit dem Grundwasser des Flusses schwer zu bestimmen ist. Mit zwei Thermometern konnten wir indessen 76,5° C. feststellen, während die seither gemessene höchste Temperatur von Professor Schinz mit 64° C. angegeben wurde. Nur bei der heissesten Quelle von Gross-Windhoek haben wir eine noch höhere Temperatur (78,2°) gemessen. Das Wasser der Quelle von Omburo besitzt nach der von Watermeyer ausgeführten Untersuchung 8,2 Teile fester Substanz auf 10000 Teile Wasser. Es fanden sich in erster Linie schwefelsaurer und kohlensaurer Kalk, kohlensaures Kali und Kochsalz.

Die Rückkehr nach Omaruru erfolgte bei strömendem Regen, der den Fluss dermassen anschwellen liess, dass wir unsere auf den 12. Dezember angesetzte Abreise nach Windhoek aufschieben mussten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch am nächsten Morgen konnten wir den Fluss nur mit grösster Anstrengung und mit Unterstützung zahlreicher freiwilliger Hilfskräfte überschreiten.

Die auf der weiteren Fahrt nach Okahandja noch öfters erforderlichen Kreuzungen des Kanflusses wurden ohne besondere Schwierigkeiten ausgeführt, da der Fluss nur wenig Wasser hatte. Als wir indessen den letzten Uebergang bei Okatjicomba bewerkstelligt hatten, kam der Fluss bei blauem Himmel und ohne jedes vorherige Anzeichen plötzlich mit grosser Heftigkeit ab. Mit einer Geschwindigkeit von 6 bis 7 km in der Stunde schoss das Wasser in einer Höhe von etwa 75 cm brausend mit solcher Gewalt heran, dass mehrere unweit meines Standortes im Flussbette befindliche Ochsen von den Fluten mitgerissen wurden. Einer der Ochsen wäre sicherlich ertrunken, wenn nicht einige Hereros sie mit eigener Lebensgefahr ans Land gerettet hätten.

Der Weg führte von Omaruru aus teils über mit dichtem Dornbusch bestandenes steiniges Hügelland, teils an mit mächtigen Akazienbäumen bestandenen Flussufern entlang auf denen der reichlich gefallene Regen allenthalben frisches Grün hervorgelockt hatte. Namentlich die letzten Stunden vor Okahandja fuhren wir durch einen prächtigen Hochwald der mit seinem frischen Unterholz einen parkartigen Charakter zeigte. Das munter fliessende Wasser des Okahandjaflusses und das zahlreiche Vieh verliehen dem Bilde einen Reiz, wie ihn jene regenarmen Länder nur an den bevorzugtesten Stellen zu bieten vermögen. Auffallend waren hier die zahlreichen Termitenhaufen, die eine Höhe von 5 m und mehr erreichen und oft höchst merkwürdige Formen zeigen.

Okahandja wurde am 19. Dezember erreicht. Es ist eine ausgedehnte Hereroniederlassung und Sitz zweier Missionare, von denen der eine einem Seminare für eingeborene Schullehrer vorsteht. Der hier ansässige, von der deutschen Regierung anerkannte Oberhäuptling der Hereros Samuel Maharero übt auf seine Unterthanen nur einen beschränkten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einfluss aus; er lässt auch in seiner Erscheinung die Würde vermissen, welche einige andere reiche Hereros, wie Manasse zur Schau tragen.

Von Okahandja ging die Fahrt zunächst nach Ozona, Otjihavera und Okapuka; von letzterem Orte aus durch das etwa 1 km breite, dicht bewachsene Thal des Windhoeker Flusses über Uiams nach Gross-Windhoek, das wir am 23. Dezember erreichten, nachdem wir von Swakopmund aus im ganzen 495 km zurückgelegt hatten.

Das erst seit dem 18. Oktober 1890 von der deutschen Schutztruppe bezogene Gross-Windhoek hat in wenigen Jahren einen recht stattlichen Umfang erreicht und ist zur Zeit zweifellos der ansehnlichste Ort des Landes. Auf einem steilen Berghange, an dem über ein halbes Dutzend warme Quellen zu Tage treten, erheben sich die zahlreichen, in rotem Backsteine ausgeführten Gebäude der Regierung, überragt von der mit vier kräftigen Ecktürmen bewehrten Feste. An der am unteren Teile des Hanges entlang führenden Frachtstrasse liegen die zum Teile recht umfangreichen Geschäfts- und Wohnhäuser. Die Hütten der Eingeborenen stehen auf der anderen Seite des Flusses in einiger Entfernung.

Mit mehreren gut gehaltenen Gärten und zahlreichen schattigen Bäumen macht der Platz einen freundlichen Eindruck. Der Blick reicht über ein ausgedehntes, mit Dornbusch bestandenes Hügelland bis zu den Komasbergen im Westen und den Anasbergen, die eine Höhe von 2100 m erreichen, im Süden.

Den grössten Teil der Regenzeit, die im letzten Jahre sehr bedeutende Niederschläge brachte, verblieben wir in Windhoek, das wir erst am 26. März 1897 verliessen. Dieser etwa 3 Monate umfassende Aufenthalt wurde zur Vornahme von Vorarbeiten für eventuell anzulegende grössere Thalsperren bei Pokkiesdraai und bei Awispoort in der nächsten Nähe Windhoeks, zu meteorologischen Beobachtungen und zu Ausflügen in die Umgebung benutzt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese Ausflüge, auf denen zusammen — abgesehen von zahlreichen Ritten — rund 700 km mit dem Wagen zurückgelegt wurden, führten auf eine Reihe der um Windhoek gelegenen Farmen, nach Ongeama, Haris, Aris, Eros usw., sodann nach Rehoboth, dem Sitze der grössten Bastardgemeinde des Landes. Vom 5. bis 23. Februar wurde ausserdem eine Reise nach Otjimbingue unternommen, um auch den oberen Teil des uns noch nicht bekannten Windhoeker Bayweges zu besichtigen.

Wir benutzten zunächst den von uns bereits befahrenen Weg bis Okapuka, und wandten uns dann nordwestlich nach Gross-Barmen, wo warme Schwefel-Quellen zu Tage treten, und eine grosse christliche Hererogemeinde wohnt. Der Weg ist trotz mancherlei Verbesserungen noch immer sehr beschwerlich, er benutzt zum Teil das Flussbett des Swakop und ist stellenweise durch Dornbäume so sehr eingeengt, dass ein Ausweichen der sich entgegenkommenden Wagen grosse Schwierigkeit bereitet.

Der weitere Weg nach Otjimbingue verlässt den Swakop und führt um den Lievenberg (Leeuwenberg?) herum in westsüdwestlicher Richtung nach Otjimbingue.

Zur Rückreise nach Windhoek wurde der wenig befahrene nördliche Weg über Onjossa, Okombahe und Okahandja benutzt, der durch schöne Weidenflächen führt, auf denen noch wenig mit Weissen in Berührung gekommene heidnische Feldhereros grosse Herden halten.

Nachdem wir einen Teil unseres Proviantes nach Rehoboth und Gibeon vorausgesandt und die Zahl unserer Zugochsen, von denen wir durch Lungenseuche und Diebstahl mehrere verloren hatten, durch Neuankäufe auf 24 ergänzt hatten, verliessen wir am 26. März Windhoek, um uns östlich nach Gobabis und von dort südlich nach dem Namalande zu wenden.

Der Weg führt zunächst nach Klein-Windhoek, das von Gross-Windhoek durch einen Bergrücken getrennt in einem freundlichen Thale liegt. Hier werden aus verschiedenen

Quellen einige grosse Gärten bewässert, die Gross-Windhoek — wo die Truppen, die Beamten und die Kaufleute gute Abnehmer bilden — mit Kartoffeln, Gemüse und Obst versorgen.

Bald hinter Klein-Windhoek wird die Wasserscheide zwischen dem Stromgebiete des Swakop und des unter dem Namen Kalahari bekannten Hügellandes überschritten, das zum Stromgebiet des Orangeflusses gehört, wenn auch der nördlichste Teil diesem Flusse wohl kaum jemals Wasser zuführen dürfte. Der Weg in dem stark zerrissenen Gelände gehört auf einige Kilometer zu den schlechtesten des Schutzgebietes, und dürfte auch wohl nur durch grössere Kunstbauten in durchgreifender Weise verbessert werden können.

Auf dem nunmehr erreichten hügelligen Hochlande liegen mehrere ausgedehnte Viehfarmen, unter denen namentlich die Farm der Firma Wecke und Voigts und die Farm Hohenwarte zu erwähnen sind.

Auf der zuerst genannten Farm wurde im letzten Jahre ein grösserer Staudamm angelegt, der eine nie versiegende Tränkstelle auch für einen grossen Viehposten liefern und den Nutzwert der Farm wesentlich erhöhen dürfte.

Bei Hohenwarte tritt eine sehr interessante Kupfer und andere Mineralien enthaltende Ader zu Tage, deren gründliche Durchforschung erwünscht wäre. Von hier bis Seeis erstreckt sich ein prächtiges, freilich aus Wassermangel unbenutztes Grasland, auf dem das äusserst nahrhafte Vaalgras fast allenthalben zu finden ist. Da aller Wahrscheinlichkeit nach hier Grundwasser in nicht allzugrosser Tiefe vorhanden ist, scheint die Erschliessung dieses Weidelandes durch die Ausführung von Brunnen ausführbar.

Von Seeis aus besuchten wir zu Pferde den reichen Ovambandyeru-Kapitän Kayata auf seiner am weissen Nossob gelegenen Werft Okatumba, wo wir freundliche Aufnahme fanden, und setzten dann tags darauf unseren Weg über Orumbo, Otjihaenena und Witvley auf ebenem, aber häufig schwer sandigem Wege nach Gobabis fort, das wir nach einer Fahrt von 227 km am 6. April erreichten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gobabis liegt am schwarzen Nossob, an dem fast jährlich am Ende der Regenzeit die Malaria auftritt, die in gewöhnlichen Jahren sonst nur noch im nördlichsten Damaralande und in vereinzelten Fällen am Fischflusse herrscht. Die besonders ergiebige Regenperiode 1896—97 hatte indessen einen so günstigen Boden für Fiebererkrankungen geschaffen, dass wir auf unserer Reise die Malaria in einer sonst unbekannten Ausdehnung bis zum mittleren Namalande hin vorfanden.

In Gobabis waren ihr mehrere Reiter erlegen und auch in Kaukarus, das wir anf der Rückreise in zweitägiger Wagenfahrt von Gobabis aus erreichten, war der grösste Teil der Bevölkerung erkrankt.

Die Wasserstelle Kaukarus am weissen Nossob war bis vor drei Jahren unbewohnt. Damals liessen sich dort die bereits früher aus dem britischen Betschuanaland eingewanderten, aber von den Khauashottentotten arg bedrängten Betschuanen, 200 bis 300 Köpfe stark, nieder. Nach der Vernichtung ihrer raublustigen Feinde durch die deutsche Schutztruppe, führen sie hier, fast gänzlich abgeschlossen von der Aussenwelt, ein stilles und glückliches Dasein. Ihren Lebensunterhalt verschaffen sich die Betschuanen, die in ihrer ganzen Lebensweise weit über den übrigen Eingeborenen des Landes stehen, in erster Linie durch Ackerbau. An den Ufern des Nossob haben sie ausgedehnte Gärten angelegt, in denen namentlich Betschuanenkorn — eine Art Hirse — und Kürbisse gezogen werden. Im letzten Jahre ist es ihnen auch gelungen, ohne jede künstliche Bewässerung auf den Hochebenen um Kaukarus Betschuanenkorn zu ernten. Die Betschuanen sind von schwarzgelber Farbe, gut gekleidet und intelligent; doch wird ihnen geringe Glaubwürdigkeit nachgesagt. Sie wohnen in reinlichen, geräumigen und behaglich eingerichteten Häusern, besitzen Wagen und Vieh, ja sogar einen europäischen Pflug. Bei ihrem sesshaften Wesen und ihrem grossen Kinderreichtum glaube ich, dass sie auf die Dauer eine wesentliche Rolle bei der Erschliessung

Deutsch-Süd-West-Afrikas zu spielen vermögen, wenn eine weitere Einwanderung durch die Regierung unterstützt wird. Die gewaltsame Versetzung nach Gobabis, von der bei meiner Anwesenheit die Rede war, wäre sehr zu bedauern, da sie für die Betschuanen, die das dort jährlich herrschende Fieber sehr fürchten, eine Veranlassung bilden könnte, das Land wieder zu verlassen.

Die 70 km lange Fahrt nach Kowas musste in zwei tüchtigen Nachtmärschen zurückgelegt werden, da die einzige auf diesem Wege vorhandene Wasserstelle Brakwater zugespült war. Auch in Kowas nahmen wir nur einen kurzen Aufenthalt, da dort die Lungenseuche herrschte, vor der auch geimpfte Ochsen nie ganz sicher sind.

So erreichten wir denn am 12. April Hatsamas, wo eine mit zwei Reitern belegte Station die einzige menschliche Niederlassung bildet.

In Hatsamas erfuhren wir, dass die Rinderpest während unserer Reise nach Gobabis von Norden her über den von uns benutzten Weg zur Farm Rietmann in der Nähe der Farm Hohewarte vorgedrungen sei. Wenn die Art der ausgebrochenen Seuche auch noch nicht mit voller Sicherheit als Rinderpest erkannt werden konnte, so wurde doch aller Verkehr in der Umgegend polizeilich gesperrt und auch über uns eine vierzehntägige Quarantäne verhängt.

Zum Glücke gab es für uns in Hatsamas reichlich zu thun, da wir daselbst umfangreiche Vermessungen ausführen wollten, um uns über die Möglichkeit der Anlage einer grösseren Thalsperre an dieser Stelle Klarheit zu verschaffen. Auch landschaftlich gehört die Umgebung von Hatsamas zu den bevorzugtesten Teilen Deutsch-Süd-West-Afrikas, da der Schaffluss hier in scharfen Krümmungen ein hohes Felsgebirge durchbricht und sich dann in ein breites fruchtbares Thal ergiesst, in dem ausgedehnte Waldungen mit üppigen Grasflächen wechseln. Da es auch an Gelegenheit zur Jagd nicht fehlt, vergingen die beiden Wochen schnell, und mit neugekräftigten Ochsen konnten wir am 26. April die Weiter-

reise antreten, die uns zuerst in das Land der Bastards führte.

Die Bastards von denen grössere Gemeinden in Rehoboth, bei Rietfontein und bei Grootfontein im Namalande wohnen, sind aus der Kreuzung von Boeren mit Hottentottinen entstanden. Sie sind aus der Kapkolonie eingewandert und bilden zur Zeit einen abgeschlossenen Volksstamm, der den Landesverhältnissen gut angepasst und sicherlich dazu berufen ist, noch eine wichtige Rolle in Süd-West-Afrika zu spielen.

Auf der Fahrt nach Rehoboth berührten wir den in einem abgelegenen Gebirgsthale liegenden kleinen Ort Namis, wo ein Bastard Cloete mit seiner zahlreichen Familie in mühsamer Arbeit einen Garten geschaffen hat, der von einer Quelle aus bewässert, Tabak, Hafer, Zuckerrohr, Gemüse, Zwiebeln und Feigen liefert.

In Rehoboth stiegen wir bei dem einflussreichen und hochgeachteten Missionar Heidmann ab, der die Bastards bereits im Jahre 1868 bei ihrem Eintritt in das jetzige deutsche Schutzgebiet begleitete und dem es wohl in erster Linie zu danken ist, dass die Bastards es zu einem geordneten, auf patriarchalischen Anschauungen und kirchlicher Zucht begründeten Gemeinwesen und zu leidlichem Wohlstande gebracht haben.

Der Ort Rehoboth macht in der That einen recht günstigen Eindruck, da die meisten Bastards in steinernen Häusern wohnen, die zum Teil unter grossen Dornbäumen stehen und mit den grösseren Gebäuden der Mission und der europäischen Händler einen für südwestafrikanische Verhältnisse stattlichen Anblick gewähren.

Das Vieh der Bastards ist von besonderer Schönheit und steht im ganzen Lande im besten Rufe. —

Bei dem Eintritt in das eigentliche Namaland, hatten wir gleich Gelegenheit, eine der schlimmsten Durststrecken zu passieren, die von Rehoboth bis zu dem 127 km entfernten Hoachanas reicht, wenn nicht ein mit dem Namen Lekker-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

water bezeichneter etwa auf halben Wege gelegener langer Graben durch Regenwasser gefüllt ist. Wir fanden zum Glücke reichliches Wasser vor und konnten in der hübsch bewachsenen Umgegend der Wasserstelle einen Tag der Ruhe pflegen, ehe wir den beschwerlichen Weg nach Hoachanas fortsetzten.

In Hoachanas, einem in öder Umgegend gelegenen von Quellen mit Wasser versorgten Orte, versucht der hier seit langen Jahren ansässige Missionar Judt die Reste der Roten Nation, eines im Lande ureingesessenen Hottentottenstammes, zu sammeln.

Von der roten Nation dürften im ganzen Lande noch 200 bis 300 Familien existieren, von denen der grösste Teil bereits in Hoachanas ansässig ist und namentlich von der Jagd meist recht kümmerlich lebt. In früheren Zeiten im Besitze grosser Länderstrecken, hatte die unkriegerische Nation vor dem Andrängen Witboois nordwärts in das Gebiet der Hereros flüchten müssen, und dabei fast ihren ganzen Landbesitz verloren. Ein Teil ihres früheren Gebietes ist dem Volke auf Veranlassung ihres Missionars von der Landeshauptmannschaft in letzter Zeit zurückgegeben worden, wovon wir die Nachricht nach Hoachanas überbringen konnten.

Auf dem von der Aussenwelt fast gänzlich abgeschnittenen Platze hat Missionar Judt in langjähriger Arbeit einen der schönsten Missionssitze des Landes geschaffen, der in der sterilen Umgebung nur um so mehr zur Wirkung kommt.

In dem vorzüglich gepflegten Garten gedeihen Wein, Feigen und vielerlei Gemüsearten vortrefflich; auch der Getreidebau ist lohnend. So konnte Missionar Judt im vergangenen Jahre $9^1/_2$ Sack Weizen und einige Sack Mais ernten. Auch die Bienenzucht wird mit gutem Erfolge betrieben.

Am 6. Mai wandten wir uns von Hoachanas aus südlich zunächst nach Gomchanas, wo ein grosser Viehposten des Missionars Judt steht, sodann durch quellenreiches vulkanisches Gebiet über Liedfontein nach Nungoais, wo ein Boer grosse

Gartenanlagen geschaffen hat, die indessen im letzten Jahre infolge mangelhafter Entwässerung 15 Tage überschwemmt waren, sodass die Ernte grösstenteils zu Grunde ging.

Während hier das Uebermass des Wassers Unheil anrichtete, bleiben in der Umgebung des Ortes, wie bei Uriab die Heerden und ihre Wächter lediglich auf die sehr saftreiche Tsamafrucht angewiesen, monatelang ohne jedes Wasser. Wir hatten nun das Gebiet Hendrik Witboois betreten, wie die uns zuweilen begegnenden an ihrer weissen Kopfbedeckung kenntliche Witkams oder Witbooi-Hottentotten zeigten, deren Hauptviehposten bei dem freundlich gelegenen und starkbevölkerten Rietmond stehen, das wir am 10. Mai passierten. Einige Stunden später erreichten wir Marienthal, die Farm des sehr rührigen, aus Köln eingewanderten Ansiedlers Brandt, der umfangreiche künstliche Bewässerungsanlagen ausgeführt hat und bereits im nächsten Jahre einen grossen Teil des Namalandes namentlich aber das nur 72 km entfernte Gibeon mit Brotfrucht versehen zu können hofft.

Am 12. Mai trafen wir in Gibeon ein, das umgeben von öden felsigen Hochebenen und beherrscht von den stattlichen Stationsgebäuden in nächster Nähe des Fischflusses liegt, der von schönen Uferwaldungen eingesäumt, zur Regenzeit zu einem mächtigen, reissenden Strome anschwillt, aber auch in den trockensten Zeiten noch an zahlreichen Stellen offenes Wasser in einzelnen Becken enthält.

Gibeon ist der Sitz des Bezirkshauptmanns von Burgsdorff und zugleich der Wohnort des durch seinen zähen Widerstand gegen die deutschen Schutztruppen bekannten Hendrik Witbooi, der aus einem ehrlichen Feinde ein treuer Bundesgenosse der deutschen Sache geworden ist. Der Ort hat in letzter Zeit die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gerichtet, da in der Umgegend an mehreren Stellen Blaugrund gefunden wurde, der eine dem bekannten Kimberley „Blue“ so täuschend ähnliche Beschaffenheit zeigt, dass auch Sachverständige einen Unterschied nicht zu entdecken vermochten. Ueber das thatsächliche Auffinden von Diamanten konnte

ich nichts Sicheres erfahren und ist darauf auch kaum zu rechnen, ehe genaue Untersuchungen im grossen ausgeführt werden, da selbst in den reichen Fundstätten der de Beers consolidated mines bei Kimberley in 5000 kg untersuchtem Blaugrund nur etwa 1 g des wertvollen Minerals gefunden werden.

Die Spekulation hat sich indessen bereits dem Orte zugewandt, in dem augenblicklich eine äusserst rege Bauthätigkeit herrscht.

Hendrik Witbooi war bei unserer Anwesenheit in Gibeon fieberkrank, doch konnte ich den interessanten Mann zweimal am Bette besuchen und ihn veranlassen, zur Aufnahme seines Bildes aufzustehen, nachdem er sich infolge der ihm von mir gespendeten Medicin — einer Flasche Schaumwein — wie er sagte, wesentlich erholt hatte.

Wenn Witbooi auch das früher strenge beobachtete Verbot des Genusses geistiger Getränke für seine eigene Person inzwischen aufgehoben hat, so ist er doch durchaus mässig geblieben. Im Gegensatze zu den anderen Häuptlingen des Landes, die oft nur dem Namen nach die leitende Gewalt in Händen haben, übt Witbooi ein streng persönliches Regiment über seine Unterthanen aus. Er sorgt dafür, dass ein jeder seine Beschäftigung hat und übernimmt für seine bei Weissen beschäftigten Leute eine gewisse Garantie.

Nach Besichtigung von verschiedenen Blaugrundröhren verliessen wir am 15. Mai Gibeon, um auf Anraten des Bezirkshauptmanns von Burgsdorff auf der Fahrt nach Bersaba den unseres Wissens von Weissen vorher noch nicht bestiegenen Geitsikubib zu besuchen. Am 19. Mai erreichten wir nach 120 km langer meist am Fischflusse hinführender Fahrt den Fuss des Berges, den wir schon von Gibeon an fast unausgesetzt vor Augen gehabt hatten. Nachdem wir am ersten Tage vom Süden her bis zu einer am Fusse einer hohen Felswand liegenden kleinen Wasserstelle vorgedrungen waren, bei der wir die Pferde zurücklassen mussten, gelangten wir am folgenden Tage nach steilem Auf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stiege in das von ringförmigen Bergen umgebene Innere des kraterartigen Gebirges und von dort ohne Schwierigkeit auf den höchsten Gipfel.

Genau südlich vom Geitsikubib liegt Bersaba, wo ein besonderer von der Kapkolonie eingewanderter Hottentottenstamm seit 1850 ansässig ist, der unter dem sehr intellegenten, der deutschen und der hochholländischen Sprache mächtigen Kapitän Christian Goliath steht.

Wie im ganzen Namalande, so hat auch in Bersaba die furchtbare Dürre der beiden letzten Jahre den Viehstand stark vermindert. Einige Hottentotten haben bis zur Häfte ihres Grossviehes verloren, während das genügsamere Kleinvieh weniger unter dem Futter und Wassermangel gelitten hat. Namentlich die Angoraziegen sollen sich vortrefflich gehalten haben, sodass ihre Zucht in den trockenen Teilen des Namalandes sehr empfohlen werden kann.

Von Bersaba aus führte unser Weg zunächst durch eine vollkommen futterlose Ebene zum Fischfluss, dann am anderen Ufer stetig bergan, auf eine Passhöhe, 20 km vor Keetmanshoop, von welcher der Blick vom Geitsikubib bis zu den etwa 200 km von diesem entfernten Gei-Karas-Bergen reicht.

Am 24. Mai trafen wir morgens in Keetmanshoop ein, nachdem wir die etwa 500 km lange Strecke von Rehoboth in 22 Tagen zurückgelegt hatten.

Keetmanshoop, an einem kleinen Flüsschen, das etwa alle 10 Jahre einmal Wasser führt, hübsch gelegen, macht einen recht stattlichen Eindruck. Vor allem sind es die in Quaderbau massiv aufgeführten Gebäude der Mission, die geräumige Kirche, das Schulhaus und die Missionarswohnung, sodann die seit $2^1/_2$ Jahren im Bau befindliche gross angelegte Station, die umfangreichen Ladengebäude und die Villa des Bezirkshauptmanns Golinelli, die den Ort neben Windhoek und Swakopmund zu den ansehnlichsten des Landes machen. Die eingeborene Bevölkerung besteht aus einigen Bastards, aus einem Urstamm der Hottentotten — Karooan —, der indessen von dem mächtigem Stamme der Bondelzwarts in

Warmbad abhängig ist und aus einigen Bondelzwarts. Eine reichlich fliessende, in letzter Zeit gut gefasste Quelle liefert dem Ort genügendes Wasser, das auch noch zur Bewässerung des Missions- und des Truppengartens ausreicht.

Die Abreise von Keetmanshoop, die auf den 28. Mai angesetzt war, wurde in unliebsamer Weise verzögert, indem mein Reisegefährte das Unglück hatte, eine schwere Verwundung davon zu tragen, die ihn auf einige Wochen ans Bett fesselte. Ich war daher genötigt, die nunmehr geplante Reise an die Ostgrenze des Schutzgebietes und an den Oranjefluss ohne ihn anzutreten. An seiner Stelle begleitete mich der Ansiedler Grundmann, ein ehemaliger Reiter der Schutztruppe, der einige Teile des Weges schon von früheren Patrouillenritten her kannte.

Die Fahrt ging zuerst südöstlich in das schwachbevölkerte Gebiet der Feldschoendraagers über Geitsaub nach Kais, der Farm des englischen Boeren Fryer, der infolge der Trockenheit und durch Diebstahl von einer Heerde von 1280 Stück Grossvieh nach seiner Aussage im Laufe eines Jahres 800 Stück verloren hatte.

Zum Schutze seines Eigentums mit der Polizeigewalt auf seiner Farm betraut, ist es ihm mit seinen Söhnen gelungen 63 diebische Buschleute und Hottentotten unschädlich zu machen, von denen er 55 als Gefangene in Keetmanshoop einlieferte, während die übrigen im Kampfe und auf dem Transporte nach Keetmanshoop umgekommen sind. Das eine Gute hat die grosse Trockenheit des Jahres 1896 mit sich gebracht, dass die Farmer in diesen Landesteilen zur besseren Ausnutzung ihres Gebietes allenthalben begonnen haben, Brunnen und kleinere Staudämme anzulegen, welche die Wiederholung so grosser Verluste in der Zukunft verhindern werden. Der erwähnte Fryer hat damit freilich erst begonnen, nachdem er einen grossen Teil seines Viehes bereits verloren hatte. Die Farmer de Scante in Dawignab, Walser in Ukamas und Wheeler in Heirachabis, deren Farmen wir nun der Reihe nach besuchten, hatten indessen bereits

bei Zeiten dafür gesorgt und dadurch Verluste an Vieh fast ganz vermieden.

Namentlich Walser und Wheeler haben auf ihren Farmen eine Reihe guter Brunnen ausgeführt, die mit Becherpumpen betrieben werden und reichliches und gutes Wasser liefern. In letzter Zeit hat Walser auch einen grossen Staudamm erbaut, der bei meinem Besuche, obschon noch unvollendet, bereits eine so bedeutende Wassermenge zurückhielt, dass mit dem Sähen von Korn und Hafer begonnen werden konnte. In diesem Teil des Namalandes wird der Wert einer Farm überhaupt häufig erst durch die Arbeit des Besitzers erzeugt, weil vorher in Ermangelung einer Wasserstelle Mensch und Vieh nur in der meist kurzen und unregelmässigen Regenzeit sich auf ihnen aufhalten können. Welchen Wert eine solch vorher wasserlose Farm durch die Arbeit ihres Besitzers erhalten kann, zeigt die Farm Heirachabis, die kurz vor meinem Besuche für 100 000 Mark in andere Hände überging.

Von Heirachabis, das ich zu Pferde besucht hatte, eilte ich so schnell wie möglich zu dem von Ukamas aus vorangesandten Wagen zurück, da die am Tage zuvor bei Ariam empfangene Nachricht von der Rückkehr der gefährlichen Afrikander-Hottentotten auf deutsches Gebiet mich besorgt machte. Ich erreichte den Wagen bei Nababis, wo die Hottentotten 2 oder 3 Tage später einen Boten der Truppe gefangen nahmen und wo sie wenige Tage später den Angriff der deutschen Schutztruppe unter schweren Verlusten erfolgreich zurückschlugen. Am 2. August wurde dann ja bekanntlich diese keinesweg zu verachtende gut bewaffnete Bande von der verstärkten Schutztruppe aus ihrem verschanzten Lager unter Zurücklassung von 18 Toten vertrieben.

Wir passierten Nababis völlig ungestört und haben überhaupt von den Afrikander-Hottentotten nicht das Geringste bemerkt.

In Jerusalem sandte ich den Wagen nach Veloor voraus, während ich selbst in Begleitung des von Ukamas aus

mitgenommenen Reiters der Schutztruppe Mader und eines Bergdamara nach Stolzenfels zum Oranjefluss hinabritt. Zu dem Flusse, der 200—300 m unter dem auf seinem nördlichen deutschen Ufer gelegenen Hochebene liegt, steigt man durch ein wildzerrissenes nacktes Felsgebirge hinab. Die durch die Wirkung des Wassers blossgelegten Felsen ragen an vielen Stellen so steil aus dem Fluss empor, dass die den Fluss sonst begleitenden zwischen Niedrigwasser und Hochwasser liegenden und mit undurchdringlichem Uferwald bedeckten Alluvialstreifen unterbrochen werden. Nur wo Seitenthäler einmünden, tritt eine Verbreiterung der Vegitationszone ein. Der Fluss selbst dürfte bei Niedrigwasser 10—40 cbm Wasser in der Sekunde führen, während ich die grösste Hochwassermenge, bei der an einzelnen Stellen ein Steigen des Wasserspiegels bis zu 12 m eintritt, auf einige Tausend cbm schätze. Bei Niedrigwasser ist der Fluss von zahlreichen Felsen und Inseln durchsetzt, von denen die meisten beim Steigen des Flusses mit Wasser bedeckt werden. Wegen der zahlreichen Stromschnellen ist eine durchgehende Schiffahrt auf dem Flusse unmöglich.

Zu Fuss kann man den Flusslauf auf seiner ganzen Länge ohne besondere Schwierigkeit verfolgen.

Die von mir zum erstenmale versuchte Mitführung von Handpferden auf der Strecke von Schuitdrift (Stolzenfels) bis Veloordrift bereitete aber die grösste Schwierigkeit. An zwei Stellen waren wir genötigt, den Fluss gänzlich zu verlassen und mit den Pferden die steilen Felsufer zu erklettern. An anderen Stellen wieder hatten wir durch dicke Dornbüsche einen Weg zu bahnen oder durch die wilden Uferfelsen einen für die Pferde begehbaren Pfad mühsam herzustellen. Drei Tage brauchten wir unter Aufbietung aller Kräfte zur Zurücklegung des beschwerlichen Weges. Wir wurden aber reichlich belohnt durch eine Reihe schöner Landschaftsbilder, die der auf diese Strecke wohl noch von keinem Reisenden verfolgte Flusslauf bietet.

Von Veloorsdrift kehrten wir zu dem bei Veloor warten-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Wagen zurück, mit dem wir am 24. Juni nach 20stündiger Fahrt das nach daselbst zu Tage tretenden warmen Quellen benannte Warmbad erreichten. Es ist der Sitz des Stationschefs von Bunsen, ferner des einflussreichen Häuptlings der Bondelzwarts Willem Christiaan Nauchab und seines hochbetagten, für die deutschen Interessen stets eintretenden Unterhäuptlings Snewe. Von Warmbad aus unternahm ich noch einen zweiten Ausflug an den Oranjefluss nach Ramansdrift, wo der Postweg von Warmbad nach Port Nolloth den Fluss kreuzt und von dort zu Fuss flussaufwärts bis Houmdrift. Auf diesem Weg fand ich vollkommen frische Spuren von Nilpferden, die, obschon von englischer Seite eine hohe Strafe auf ihre Jagd gesetzt ist, doch am Oranjeflusse fast vollkommen ausgerottet sind, Auch hier sind die den Fluss begleitenden Berge wildzerrissen und vollkommen unbewachsen, während sich an den Ufern undurchdringliche frischgrüne Busch- uud Waldstreifen hinziehen, die zahlreichem Wild zum Aufenthalte dienen.

Von Warmbad aus wandten wir uns nördlich dem Houmflusse aufwärt nach Kanus und von dort nach Groendoorn, der Farm der Familie Hill, die wie die Familie Baissingthwaigth in Tsawisis, das wir am folgenden Tage passierten, bereits seit langen Jahren im Lande wohnt. — Unsere Rückkehr nach Keetmanshoop erfolgte nach einer Abwesenheit von reichlich 5 Wochen, in denen ich einen Weg von 1100 km zurückgelegt hatte, am 8. Juli.

Dort fand ich Watermeyer vollständig genesen vor, so dass wir schon nach wenigen Tagen am 13. Juli Keetmanshoop verlassen konnten, um noch gemeinschaftlich das Gebiet der Bethanierhottentotten zu besuchen und uns dann der Küste zuzuwenden.

Unser erster Besuch galt der Farm Seeheim an der Einmündung des Schafflusses in den Fischfluss gelegen, die von dem früheren Besitzer von Heirachabis Wheeler neu erschlossen wird. Mit 2 durch Ochsen betriebenen Centrifugalpumpen gedenkt der mit langjährigen Erfahrungen aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gerüstete Mann grössere Ufergelände aus dem Fischfiusse für Gerteide-, Obst- und Gemüsebau zu bewässern.

Nachdem wir uns in Wheelers Begleitung noch einmal landeinwärts gewandt hatten, um den Platz „de Naamote" zu besichtigen, wo die Durchbruchstelle des Löwenflusses durch einen Gebirgsriegel sich zur Anlage einer grossen Thalsperre eignet, wandten wir uns nach Inachab, wo ein junger deutscher Farmer Gessert das Wasser des kleinen Nuganibflusses zur Bewässerung von Ackerland verwendet und in diesem Jahre auf die erste grössere Ernte rechnet.

Wir besuchten von Inachab aus noch die Durchbruchstelle des Nuganibflusses durch die Hasberge bei Ariams Ab, und wandten uns dann zurück nördlich zunächst nach Bethanien, das in steriler Umgegend gelegen, lediglich dem Zutagetreten eines Grundwasserstromes seine Entstehung verdankt.

Bethanien ist nach Warmbad die älteste Missionsstation im Lande, die bereits 1814 von dem deutschen Missionar Schmelen im Auftrage der Londoner Missionsgesellschaft gegründet wurde. Das jetzige sehr umfangreiche Missionsgehöft und die zweitürmige Kirche sind vom Missionar Samuel Hahn angelegt. In dem schönen Missionsgarten gedeiht jegliche Art von Gemüsen und Obst. Das Wasser der Quellen wird von den Bethanierhottentotten zu ziemlich bedeutendem Kornbau benutzt, zu dem der Missionar meist das Saatkorn liefern muss, da die Hottentotten die Zurücklegung von Korn zur nächstjährigen Aussaat unterlassen.

Da in Bethanien in der That alle europäischen Nutzpflanzen gedeihen, würde es ein sehr geeigneter Ort für eine landwirtschaftliche Versuchsanstalt sein, die den Farmern des Namalandes mit Rat zur Hand gehen könnte und in der Lage wäre, ihnen Samen und Stecklinge zu liefern.

Die Bethanier sind fast alle europäisch gekleidet und machen im allgemeinen keinen schlechten Eindruck. Der Häuptling Paul Frederik ist ein gutmütiger Mann in mittleren Jahren. Wir trafen ihn mit einigen seiner Grossleute

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Ausis, der Farm eines ehemaligen Reiters der Schutztruppe.

Das Bethanierfeld, das wir nun nördlich bis Grootfontein und Namseb durchzogen, empfängt infolge der Nähe der Küste reichlichere Niederschläge als das übrige Namaland und weist infolgedessen bessere Grasbestände auf. Für die Rindvieh- und Schafzucht ist dieses Gelände in hohem Grade geeignet und auch die Pferdezucht liesse sich im grossen betreiben, wenn hier nicht die sehr zahlreichen und gefährlichen Leoparden die Aufzucht der Fohlen so sehr erschwerten. In der That gelingt es manchem Farmer nicht, auch nur ein einziges Fohlen im freien Weidebetriebe aufzubringen. An manchen Stellen liesse sich auch bei künstlicher Bewässerung Brotfrucht gewinnen. —

In Kleinfontein haben sich in letzter Zeit einige Boeren niedergelassen, die wie der in Grootfontein, 16 km weiter nördlich, angesiedelte 70 Köpfe starke Bastardstamm unter Clas Swarts durch Viehzucht und Frachtfahren reichlichen Lebensunterhalt gewinnen. Das Kleinvieh der Bastards, Angora-Ziegen und Schafe, ist von besonderer Schönheit. Die in Grootfontein angefertigten Felldecken gelten als die besten des Landes.

Auf der Rückreise verfolgten wir denselben Weg bis Kuyas, der Farm des seit fast 30 Jahren hier ansässigen Engländers Mason, von wo wir uns rechts nach Kubub wandten. Da unsere Ochsen die von Windhoek aus bis hierher bereits eine ganz ungewöhnliche Arbeitsleistung ausgehalten hatten, zu ermatten begannen, mieteten wir uns in Kuyas ein frisches Gespann prächtiger Ochsen, die uns in 55 Stunden nach dem 106,4 km entfernten Kubub brachten, während unsere eigenen Ochsen lose dem Wagen folgten.

In Kubub trennten wir uns von unseren trefflichen Reisewagen, von den uns allmählich liebgewordenen Leuten, Pferden und Ochsen, um mit drei gerade zur Küste fahrenden Frachtwagen die letzte Landreise im deutschen Schutzgebiete zurückzulegen. Der von uns verfolgte Weg von Kubub nach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lüderitzbucht ist 123 km lang und besitz nur eine einzige Wasserstelle bei Ukama, 71 km von Kubub. Die ersten 40 km sind nicht ohne Reiz, Gras und einzelne Bäume finden sich noch stellenweise am Wege und aus dem ungeheuren Sandmeere, das im Westen sichtbar wird, ragen Inseln gleich einzelnen dunkelen Bergkoppen empor.

Dann tritt der Weg in immer ödere Gegenden, bis 16 km von der Küste die Region des Flugsandes erreicht wird, in der jegliches Leben fehlt. Ochsenskelette und die Trümmer zerbrochener Wagen geben davon Kunde, welche Schwierigkeiten und Gefahren sich dem Frachtfahrer hier entgegenstellen, zumal wenn ein Sturm die Sandmassen in Bewegung setzt und jedes lebende Wesen zu verschütten droht.

Wir erreichten Lüderitzbucht am Morgen des 20. August und begrüssten nach einer Landreise von 9 Monaten zum erstenmale wieder das Meer, das sich an den zahlreichen, der Küste vorgelagerten Felsinseln schäumend brach.

Am 23. August landeten wir mit dem deutschen Dampfer Sperber wieder in Swakopmund, das inzwischen zu einem stattlichen Küstenplatze angewachsen war, auf dessen Reede einige Tage später drei deutsche Dampfer vor Anker lagen.

Am 2. September verliessen wir mit dem Leutwein Swakopmund, und am 7. September landeten wir nach einer Abwesenheit von gerade 11 Monaten wieder in Kapstadt, dessen herrliche Lage und grossstädtischen Bequemlichkeiten nach dem langen Leben in einem Steppenlande und unter primitivsten Verhältnissen einen verstärkten Reiz ausübten.

Da es mir bei meinem ersten Aufenthalte im Kaplande nicht möglich gewesen war, den grössten und bekanntesten Staudamm Süd-Afrikas, die van Wyks Vley zu besichtigen, entschloss ich mich, nunmehr dieser abgelegenen Anlage einen Besuch abzustatten.

Nachdem ich in Kapstadt einige Tage verweilt und das grosse Reservoir auf dem Tafelberg besucht hatte, fuhr ich am 17. September zunächst mit der Bahn nach Victoria West

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und von dort mit einem Wagen zu der über 200 km entfernten van Wyks Vley.

Inmitten des sehr trockenen Carnarvon-Districtes, an einer Stelle gelegen, an welcher der jährliche Regenfall in den Jahren 1893 bis 1895 gemittelt nur 11,5 cm betrug, wurde dieses gross angelegte, aber in seiner Bedeutung weit überschätzte Werk in den Jahren 1882—83 errichtet. Infolge fehlerhafter Annahmen bei der Erbauung hat es den Erwartungen nicht voll entsprochen, wenn es auch den Bewohnern des Carnarvon-Distriktes grosse Vorteile brachte.

Bei meiner Anwesenheit war die Trockenheit in dem ganzen Distrikte eine so aussergewöhnliche, dass viele Farmer mit ihren Herden hatten auswandern müssen. Auch in der van Wyks Vley befand sich kein Wasser.

Nach der Rückkehr nach Victoria West wandte ich mich zunächst nach Kimberley, um die dortigen Diamantminen zu besichtigen, sodann nach Bloemfontein, Johannesburg und Pretoria, um endlich am 2. Oktober den südafrikanischen Boden in Durban mit dem Dampfer König der Ostafrikalinie zu verlassen.

Auf der Fahrt nach Ismailia hatte ich nach dem Besuche der Hafenplätze Lourenço Marques, Beira, Moçambique, Majunga auf Madagascar und Nossi Bé auch Gelegenheit, die deutsch-ostafrikanischen Küstenplätze Dar-es-Salaam und Tanga, sowie Sansibar flüchtig zu besichtigen.

Von Ismailia aus machte ich noch einen kurzen Abstecher nach Kairo und Unteregypten, wo ich wenigstens einige der grossartigen Bewässerungsanlagen besichtigen konnte, und kehrte dann über Athen, Smyrna und Konstantinopel am 16. November d. J. nach Berlin zurück.

---

Zum Schlusse sei es mir noch gestattet, einige allgemeine Betrachtungen über das deutsch-südwest-afrikanische Schutzgebiet anzufügen.

Das Klima Deutsch-Süd-West-Afrikas ist ein subtropisches, das infolge der kalten, die Küste bestreichenden

Polarströmung und der hohen Lage des Landes so sehr gemildert wird, dass es, wenigstens im grössten Teil des Damaralandes und im ganzen Namalande ohne Bedenken als ein gemässigtes bezeichnet werden kann.

Diesem Klima entsprechend ist der Europäer nicht wie in den rein tropischen Ländern, nur zur geistigen Arbeit, sondern auch zu einer intensiven mechanischen Arbeitsleistung befähigt. Bei der geringen Zahl der Eingeborenen und bei der Unfähigkeit eines grossen Teiles derselben zu dauernder körperlicher Arbeit wird sogar bei der Erschliessung des Landes wesentlich auf weisse Arbeitskräfte gerechnet werden müssen.

Hierin liegt der wesentlichste Unterschied in der Bedeutung Deutsch-Süd-West-Afrikas für Deutschland gegenüber der Bedeutung seiner übrigen Kolonien.

Die tropischen Kolonien können mit dem Namen Handels- oder Plantagenkolonien zusammengefasst werden. Ihre Erschliessung ist in erster Linie Sache von Gesellschaften und Kapitalisten, sie kommen zunächst dem deutschen Handel zu Gute und bringen dadurch indirekt dem Mutterlande reichen Nutzen.

Anders steht es mit Deutsch-Süd-West-Afrika. Die Erschliessung dieses Gebietes ist Sache weiter Kreise des deutschen Volkes. Deutsch-Süd-West-Afrika ist einer entlegenen deutschen Provinz vergleichbar, die der Besiedelung durch Deutsche aus allen Ständen, aus allen Volksschichten harrt, nachdem deutsche Verwaltung und deutsches Recht dort bereits ihren Einzug gehalten. Dass das Land im stande ist, eine ansehnliche Zahl von Europäern in behaglicher Weise zu ernähren, daran kann nicht gezweifelt werden, das beweisen die Erfahrungen aus den von der Natur nicht mehr begünstigten Nachbarländern in Süd-Afrika, das zeigen eine Reihe von im Namalande seit Jahrzehnten lebender Farmer und eine grössere Zahl in den letzten Jahren eingewanderter Boeren, die sich im Lande wohlfühlen.

In erster Linie ist Deutsch-Süd-West-Afrika wie alle

Steppenländer ein Viehzuchtland. Eine rationelle und wirklich gewinnbringende Viehzucht wird aber erst dann möglich sein, wenn die zum Lebensunterhalt der Bevölkerung erforderlichen Cerealien im Lande selbst gewonnen werden und der Preis der von auswärts eingeführten Waren durch Verbesserung der Transportverhältnisse verbilligt wird. Mit dem Ackerbau ist bereits an vielen Stellen ein erfreulicher Anfang gemacht worden. Bei der bedeutenden Triebkraft des Bodens wird es bei künstlicher Bewässerung möglich sein, auf die Dauer den Bedarf des Landes an Brotfrucht, Gemüsen und Früchten zu decken. — Zu rechnen ist freilich auf bedeutende Schwankungen im Ertrag der Ernten, da der beträchtliche Unterschied in der Menge des jährlichen Regens auch durch künstliche Bewässerung nicht überall vollkommen ausgeglichen werden kann und gelegentlich Einfälle der Wanderheuschrecken ganze Ernten vernichten können. Das Auftreten der Heuschrecken gehört indessen immerhin zu den Seltenheiten, wie die seit Jahrzehnten betriebenen Gartenanlagen der Missionare und die Gärten der Ansiedler bei Klein-Windhoek, die ihren Besitzern eine gesicherte Existenz bieten, zeigen.

Die Frachtpreise von der Küste nach dem Innern sind zur Zeit, wo die Nachfrage nach Transportwagen das Angebot übersteigt, unnatürlich hoch. Durch die Anlage der im Bau befindlichen Bahn wird hierin voraussichtlich bald Aenderung geschaffen werden, zumal wenn die Brotfrucht in erhöhtem Masse im Inlande erzeugt werden sollte, wodurch eins der wichtigsten Massengüter in Fortfall kommt.

Von einschneidender Wichtigkeit für die künftige Entwickelung des Landes ist natürlich der weitere Verlauf der Rinderpest, über die sich zur Zeit ein abschliessendes Bild noch nicht gewinnen lässt. — Sollte es gelingen, durch die Schutzimpfung den grössten Teil des Viehbestandes des Landes zu retten, so wird bei den stark gesteigerten Preisen des Schlachtviehes in ganz Süd-Afrika die Rindviehzucht in den nächsten Jahren sicherlich eine gewinnbringende sein,

zumal wenn dieselbe durch weisse Farmer in rationeller Weise betrieben wird, so dass die früher sehr empfindlichen Verluste durch Seuchen, namentlich durch die leicht zu bekämpfende Lungenseuche vermieden werden.

Einen unersättlichen Markt für Schlachtvieh bieten die Minendistrikte Süd-Afrikas.

Im Namalande kommt neben der Rindviehzucht in erster Linie die Schafzucht, ferner auch die Pferdezucht in Betracht. Zur Nutzbarmachung ungeheurer, jetzt vollkommen unbenutzt liegender Länderstriche, bedarf es daselbst freilich zuvor der Anlage zahlreicher Tränkstellen, deren Herstellung im grössten Teile des Namalandes durch einfache Brunnenanlagen möglich sein dürfte.

Neben Rinder- und Schafzucht ist die Schweine- und Geflügelzucht in Deutsch-Süd-West-Afrika als Nebenbeschäftigung gewinnbringend. Leider fehlt es seither an genügendem Zuchtmaterial, nach welchem lebhafte Nachfrage besteht.

Immerhin wird die Erschliessung und Besiedelung des Landes als reine Vieh- und Ackerbaukolonie nur eine stetige und langsame sein; sie wird nur bei harter Arbeit der Einwanderer und bei klugem Vorgehen der Regierung die auf das Land bereits verwandten und noch zu verwendenden Mittel rechtfertigen, wenn nicht gleichzeitig mit der Erschliessung der im Lande vorhandenen Mineralien begonnen wird.

Um dies in ausgedehnter Weise zu ermöglichen, ist es zunächst nötig, das Land in weit gründlicherer Weise auf Mineralvorkommnisse zu untersuchen, als es seither möglich war, solange die mit den Berggerechtsamen belehnten grossen Gesellschaften noch keine Bestimmungen über die Rechte der Entdecker von Mineralfunden erlassen haben. Dieser im hohen Grade die Erschliessung des Landes behindernde Zustand muss thunlichst bald beseitigt werden und es ist zu hoffen, dass die Besitzer der Gerechtsame in richtiger Erkenntnis auch ihres eigenen Vorteiles, die Arbeit der Prospektoren durch günstige Bedingungen bald in ausgedehnter

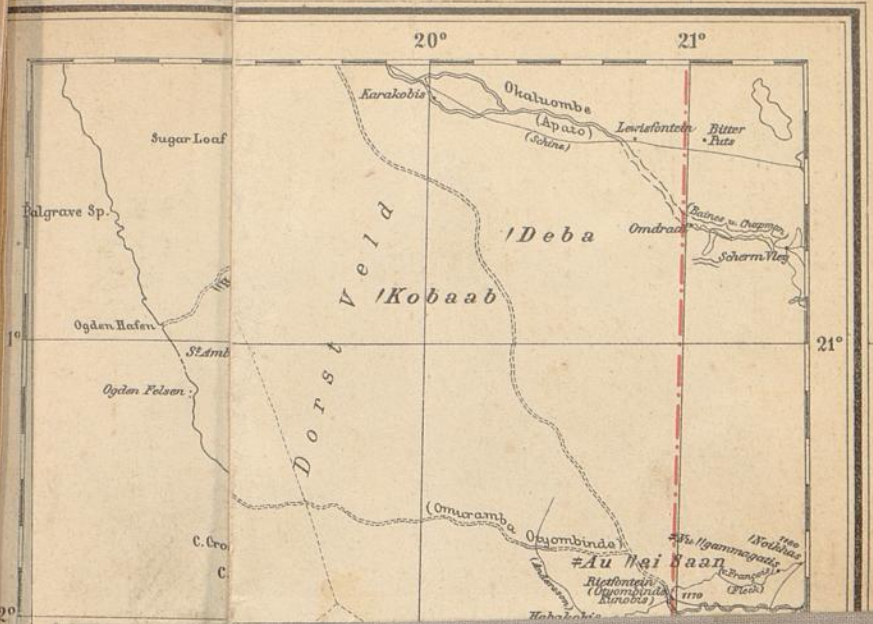
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Weise nach Deutsch-Südwest-Afrika locken. Der Vorteil hieraus wird für die Gesellschaften, die ja meistens gleichzeitig Besitzerinnen des Landes sind, nicht ausbleiben.

Nach dem Gesagten ist darauf zu hoffen, dass es gelingen wird, das südwestafrikanische Schutzgebiet, in dem nach schweren Kämpfen nun hoffentlich für die Dauer gesicherte Zustände geschaffen sind, auch wirtschaftlich in erhöhtem Masse zu erschliessen.

---

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG


20°
21°
Karakobis
Okaluombe
(Apato)
(Schine)
Lewisfontein
Bitter Puts
Sugar Loaf
Palgrave Sp.
Deba
Omdraai
Baines u. Chapman
Scherm Vlei
Kobaab
Dorst Veld
Ogden Hafen
St. Amb
Ogden Felsen
21°
(Omuramba
Otyombinde)
Au ai Saan
Rietfontein
(Otyombinde
Kunobis)
1170
Noikhas
Ngammagatis
(Fleck)

4 Cart L G 138

# Reiseweg

des durch das Syndikat für Bewässerungsanlagen

nach

# DEUTSCH-SÜDWESTAFRIKA

entsandten Sachverständigen

TH. REHBOCK

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen

# Uhehe

mit Karte.

---

Vortrag

von

**Glauning,**
Prem.-Lieutenant in der Kaiserl. Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Die Versammlung fand statt am **Freitag, den 17. Dezember 1897** im grossen Saale des **Hotel Kaiserhof.**

---

Herr Geh. Bergrat *von Ammon* eröffnete als stellvertretender Vorsitzender die Versammlung. Sodann verlas der Schriftführer Herr *Selberg* die Namen der neueingetretenen Mitglieder, wie folgt:

*von Lyncker*, Kapitän z. See, Freih. — *von Breitenbauch*, Lieut. — *Sauter*, Lieut. — *Zimmermann*, Oberstabsarzt. — *von Alten*, Gen.-Maj. — *Madlung*, Oberst. — *Meyer*, Landesrat. — *von Rebeur-Paschwitz*, Kapitänlieut. — *Fritz A. Mathias*, Ingenieur. — *von Seckendorff*, Kais. Konsul, Freih. — *Ule*, Oberstlieut. — *Graf von Stillfried u. Rattonitz*, Lieut. — *Dr. G. Liepemann*, Ger.-Ass. — *von Trotha*, Oberst. — *O. v. Wulffen*, Kammerger.-Referendar. — Dr. med. *Rinne* Professor.

Hierauf erhielt Herr Prem.-Lieutenant *Glauning* zu seinem Vortrage U h e h e das Wort:

Meine Damen und Herren!

Im Nachfolgenden werde ich versuchen, eine Charakteristik desjenigen Gebietes von Deutsch-Ostafrika zu geben, das zur Zeit in politischer und wirtschaftlicher Beziehung unser meistes Interesse in Anspruch nimmt. Wenn auch gerade über Uhehe in letzter Zeit von hervorragenden Afrikakennern viel gesprochen und geschrieben worden ist, so hoffe ich doch, eine Ergänzung zu den bisherigen Schilderungen bieten zu können, da ich während eines über 3 monatlichen Umherstreifens in diesem Lande sehr viele noch unbekannte Gebiete durchzogen habe, und da ich in der Lage bin, auch kartographisch den Schleier, der bisher über Uhehe gebreitet war und der sich als grosser, weisser Fleck auf allen Karten kennzeichnete, zu lüften.

Ich werde mir gestatten, zunächst über die Wahehe-Expedition des Hauptmanns Prince zu berichten, soweit ich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie als Teilnehmer an derselben zu beurteilen und zu überblicken vermag, und im Anschluss daran das Land und seine Bewohner nach eigener Anschauung schildern.

## I. Expedition unter Hauptmann Prince.

Am 25. September 1896 erhielt ich, nur wenige Tage von einer 9wöchentlichen Strafexpedition nach Ufiomi und Turu nach der von mir verwalteten Station Mpapua zurückgekehrt, ein Schreiben des Herrn Hauptmann Prince aus Iringa, in welchem er die Stationen Kilimatinde und Mpapua um Zusendung von Unterstützungstruppen ersuchte, da er selbst zur endgültigen Niederwerfung des Wahehehäuptlings Mkwawa nicht genügende Macht besass.

Wie bekannt, hatten die Wahehe am 17. August 1891 der Expedition Zelewski eine völlige Niederlage beigebracht. 3 Jahre später waren sie von dem damaligen Gouverneur, Herrn General von Scheele, nach Erstürmung ihrer befestigten Hauptstadt Iringa unterworfen worden. Sie hatten daraufhin mit dem Gouvernement Frieden geschlossen und sogar Handelsverbindungen mit der Küste angeknüpft.

Um aber die Hilfsquellen des Landes für die Kolonie selbst nutzbar zu machen, war es notwendig, dortselbst eine Station anzulegen.

Mit dieser Aufgabe wurde Herr Hauptmann Prince betraut. Dieser stiess, als er die Station, wie es nach Lage der Verhältnisse geboten war, in der Nähe der Hauptstadt Iringa anlegen wollte, auf den Widerspruch und die offene Feindschaft Kwawas. Nach 10 tägigen, vergeblichen Verhandlungen erstürmte Prince das mit 6000 Kriegern besetzte, befestigte Lager des Sultans, ohne erheblichen Widerstand zu finden.

Kwawa floh mit seinen Anhängern nach dem westlichen Uhehe und Ubena. Um nun zu verhindern, dass er sich mit den gefährlichen Magwangwara (südlich Uhehe) verbünde, wollte Hauptmann Prince die Südgrenze Ubenas und Uhehes im Verein mit der Station Langenburg besetzen und dem



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kwawa selbst durch andere Abteilungen derartig zusetzen lassen, dass er, falls eine Gefangennahme unmöglich, gezwungen werden sollte, sein Gebiet zu räumen.

Zur Ausführung der erforderlichen Operationen war aber die ihm zur Verfügung stehende Macht zu schwach.

Mit Rücksicht auf die damals im Bezirk Mpapua herrschenden, friedlichen Zustände entschloss ich mich, der Requisition sofort Folge zu leisten und marschierte am 27. September mit 1 Unteroffizier, 35 Soldaten und 37 Trägern ab.

An dem mächtigen, zerklüfteten Gulwe-Berg vorbei, passierte ich nach Ueberschreiten des ca. 1700 m hohen Rubehopasses auf steilen, beschwerlichen Pfaden das Usagara-Gebirge, ein kühles Bergland, das neben öder, trostloser Wildnis auch wasserreiche Thäler und saftig grüne gras- und baumbestandene Hänge und Plateaus aufweist.

Ausser den Ureinwohnern, den Wasagara, wohnen hier auch viele Wahehe. Sie sind teils als Reste der früheren, nach Norden gerichteten Raubzüge dieses Stammes zurückgeblieben, teils haben sie sich in neuerer Zeit der despotischen Herrschaft und der Uebergriffe des Mkwawa überdrüssig hier niedergelassen, wo sie jetzt nach zahlreichen Zusammenstössen mit der deutschen Macht, sich völlig friedlich verhalten. Obwohl an Zahl geringer wie die Wasagara, haben sie doch das Uebergewicht über dieselben erlangt und ihnen vielfach ihre Sitten und Gebräuche aufgedrängt. Oberhäuptling des Gebiets ist Msambarakafu in der Landschaft Wotá. Früher einer der mächtigsten Fürsten Mkwawas hegt er jetzt grimmige Feindschaft gegen diesen, der ihn brutal misshandelt und verstossen hat.

Zufällig war er, wenige Tage vor meinem Abmarsch, zur Begrüssung auf die Station gekommen und hatte sich bereit erklärt, mir als Führer nach Uhehe zu dienen. Infolge seiner genauen Kenntnis des Landes hat er mir während der ganzen Expedition wertvolle Dienste geleistet. Den späteren Vorschlag des Hauptmann Prince, ihn in sein altes Reich wieder einzusetzen, nahm Msambarakafu nicht an,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sondern kehrte, reichlich beschenkt, wieder in seine neue Heimat in die Berge zurück.

Am 3. Oktober passierten wir den damals nur knietiefen Ruaha und überstiegen den mit urwaldähnlichem Dickicht bestandenen, ca. 1000 m schroff nach dem Hochplateau von Uhehe abfallenden Serebuberg. Der Marsch führte dann durch die Landschaften Mage und Dongwe, letztere das alte Reich des Msambarakafu, der überall mit grosser Herzlichkeit und Ehrerbietung begrüsst wurde.

Am 5. Oktober passierten wir das Schlachtfeld Zelewskis. An der Stelle, wo der Ueberfall stattfand, führt der Weg auf einem schmalen, nach beiden Seiten sanft abfallenden Rücken entlang. Das Gras war damals niedrig, nur Buschwerk erschwerte die Uebersicht. Zahlreiche Menschenschädel und umherliegende Gebeine bezeichnen noch heute die Unglücksstätte.

Noch am selben Tage langte ich auf der Station Iringa an. Die Station liegt, c. $2^1/_2$ Stunden von der gleichnamigen Hauptstadt entfernt, auf einem ausgedehnten, baumbestandenen Plateau, c. 100 m über dem Thal des kleinen Ruaha. Sie bestand damals nur aus einem befestigten Lager mit verschiedenen Strohschuppen, mehreren Einzäunungen für das Vieh und der etwas abseits gelegenen Wohnung für den Hauptmann Prince und dessen Gemahlin. Obwohl nur mit Stroh verkleidet und mit Wellblech eingedeckt, machte das Haus, das aus einer Veranda, mehreren hohen, luftigen, mit weissem Tuch austapezierten und mit europäischen Möbeln eingerichteten Zimmern bestand, einen wohnlichen, sogar eleganten Eindruck.

Mein Aufenthalt in Iringa war nur von kurzer Dauer, da es nötig war, die Operationen, die von den früher eingetroffenen Detachements bereits begonnen waren, möglichst schnell zu einem einheitlichen Zusammenwirken zu vereinigen.

Dem Premierlieutenant, jetzt Hauptmann von Kleist, dem die Oberleitung über die Detachements übertragen war, wurde von Hauptmann Prince für die zu ziehende Sperrlinie als

Hauptgesichtspunkt bezeichnet, dass Mkwawa, der sich mit seinen Anhängern in Ubena befand, von seinen Stützpunkten abzudrängen und zum Verlassen des Landes zu zwingen sei.

An Truppen standen dem Hauptmann Prince zur Verfügung:

Die 2. Kompagnie, verstärkt durch die Besatzung der früheren Station Ulanga mit 1 Maximgeschütz,
ein Detachement von 50 Mann unter Premierlieutenant v. Kleist aus Dar-es-Salaam,
60 Mann der Station Kilimatinde unter Lieutenant Stadbaur mit 1 Maximgeschütz,
30 Mann der Station Kilossa unter Lieutenant Graf Fugger,
35 Mann der Station Mpapua unter meiner Führung,

im ganzen etwa 350 Mann.

Ausserdem noch zahlreiche irreguläre Askari, Ruga-Ruga genannt, sowie Hilfstruppen der Sultane Merere und Kiwanga, deren Väter durch Kwawas Vorgänger aus ihren Reichen vertrieben worden waren.

Als die Detachements aus den verschiedensten Himmelsrichtungen auf das eine Centrum Iringa losmarschierten, glaubten die Wahehe zuerst die Soldaten Zelewskis seien wieder aufgestanden. Von den obengenannten Truppen musste ein grosser Teil auf der Station zurückbleiben, während ein andrer Teil zur Bedeckung der von der alten Station Perrondo nach Iringa zu schaffenden Lasten verwendet wurde.

Hauptmann Prince selbst wurde auf der Station zurückgehalten. Da hier täglich zahlreiche von Kwawa abgefallene Unterhäuptlinge eintrafen oder wichtige Gefangene eingebracht wurden, so war er mit der Neuregelung der politischen Verhältnisse dieses vielköpfigen, dabei aber fest gefügten Staatswesens vollauf beschäftigt. Ueber Aufenthalt und Absichten Kwawas war er durch den Verkehr mit diesen Leuten meist besser orientiert als die auf dem Kriegsschauplatz befindlichen Abteilungen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die erste Sperrlinie, die Premierlieutenant v. Kleist mit den verfügbaren Abteilungen durch das Land zog, lief von Gominji über Bueni-Idunda bis zum grossen Ruaha. Westlich desselben stand Merere mit seinen Leuten, während die Station Langenburg am Nyassa mit dem linken Flügel Verbindung hielt.

Auf die Nachricht, dass Mkwawa sich nordwärts gewandt habe, wurde der linke Flügel in die Linie Mlungu — grosser Ruaha vorgeschoben, während der rechte Flügel durch selbständige Posten bis zum Kibebe-See bei Iringa verlängert wurde.

Die dritte Sperrlinie lief mit zurückgebogenem rechten Flügel vom Kibebe-See über Gominji—Mbuga—Ipogoro—grossen Ruaha, während durch Besetzung der wichtigen Punkte Rungembe—Bueni—Idunda eine zweite Linie gebildet und auch vorwärts der Hauptlinie einzelne wichtige Punkte durch Posten besetzt wurden.

Ich hatte zuerst Gominji, später Mbuga zu besetzen.

Den Hilfstruppen und Irregulären lagen gewissermassen die Aufgaben der Kavallerie ob, nämlich die Erkundung von Kwawas stets wechselndem Aufenthalt und der Nachrichtendienst zwischen den einzelnen Detachements und der Station.

Zahlreiche Zusammenstösse mit Anhängern Kwawas fanden bei den einzelnen Abteilungen und den Vorposten statt. Die Truppen hatten Befehl, die Einwohner, die friedlich in ihren Dörfern blieben, zu schonen; auch die zur Verpflegung nötigen Lebensmittel wurden bezahlt.

Die Wirkung der Sperrlinie war, dass viele Unterhäuptlinge Kwawas, darunter sein Bruder Mpangire und andere nahe Verwandte, sich entweder freiwillig stellten oder gefangen werden konnten und Kwawas Anhang sich merklich verringerte.

Von jetzt ab konnten aber die schwachen, an ihren Postenbereich gebundenen Abteilungen nicht mehr verhindern, dass Kwawa, der nur eine geringe Anzahl von Leuten bei sich behielt, die er häufig wechselte, und der auch Weg und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Steg genau kannte, fortwährend ungesehen und ungestört die Linie passierte. Seine Spuren wurden bald im Rücken, bald in der Front der Detachements gemeldet, während diese, an die Befehle der Leitung gebunden, niemals rechtzeitig die betreffenden Punkte erreichen konnten.

Aus diesem Grund entschloss sich Hauptmann Prince, eine Abteilung als fliegendes Detachement mit der unausgesetzten Verfolgung Kwawas zu betrauen. Diese Aufgabe wurde mir übertragen.

Die anderen Detachements verblieben vorläufig auf ihren Plätzen. Doch wurde ihnen anheim gestellt, ihren Aufenthalt je nach den über Kwawa vorliegenden Meldungen selbständig zu wechseln.

Am 25. Oktober marschierte ich mit den notwendigsten Lasten von Mbuga ab, während die Trägerkolonne unter Bedeckung so schnell als möglich folgen sollte. Es gelang ihr nicht, trotz der bei meinem Vormarsch häufig vorgekommenen Verzögerungen, mich einzuholen. Erst nach 4 Wochen traf die Kolonne bei der Abteilung ein, so dass eine Ergänzung unserer Vorräte bis zu dieser Zeit ausgeschlossen war. Glücklicherweise waren wir wenigstens mit Patronen reichlich versorgt.

Nach Einziehung der weitzerstreuten Posten und Patrouillen ging es von Madibira aus in Eilmärschen nordwärts. Das durchzogene Land südlich und nördlich des Ruaha heisst Usango. Früher zum Reich des Merere gehörig, ist es diesem von Kwawas Vater entrissen worden. Die Bewohner zeigten sich freundlich, da sie Kwawa als ihren Unterdrücker betrachten. Nach übereinstimmenden Nachrichten sollte sich Mkwawa zuletzt in Mdonja, nördlich des Ruaha, aufgehalten haben. Dort angelangt, erfuhr ich, das er den Ort schon vor mehreren Tagen unter Mitnahme von Lebensmitteln und Zurücklassung eines Teils seiner Weiber, die mir in die Hände fielen, verlassen habe und weiter westlich nach Makindo oder Tsungomero geflohen sei. Wir erreichten diese mitten im Wald gelegenen Orte, die von Mkwawa früher

als Militärstationen in dem eroberten Land angelegt worden waren und jetzt verödet sind, in 2 Nachtmärschen.

Ueberall fanden wir Lagerplätze, Feuerstellen und sonstige Spuren, die wieder aufs südliche Ruaha-Ufer führten. Der Vorsprung von ca. 4 Tagemärschen, den Kwawa vor meiner Abteilung hatte, war nur durch Gewaltmärsche allmählich einzuholen.

An der Stelle, wo wir den Ruaha wiederum überschritten, liegt die Landschaft Utengule, die jetzt völlig verödet ist. Hier befand sich die Hauptstadt des Merere. Sie hiess Iringa, was angeblich bedeuten soll, „eine Stadt, die mit Mauern aus Holzgeflecht und Lehm umgeben ist." Das jetzige Iringa soll ursprünglich eine Nachahmung dieser Stadt gewesen sein. Von hier aus hatte Mkwawa nicht den Uferrand erstiegen, sondern war eine Zeitlang dem Lauf des Flusses gefolgt und hatte sich dann südwärts gewandt, wobei er zuerst einen mehrere Kilometer breiten Sumpf zwischen Ruaha und Ndembera durchwatete und hierauf den letzteren, mannstiefen Fluss durchschwamm.

Auch wir passierten nicht ohne Mühe Sumpf und Fluss, wobei ich die Geschicklichkeit der Schwarzen bewunderte, mit der sie halb schwimmend, halb wassertretend zu zweien oder dreien die Lasten trocken und wohlbehalten ans andre Ufer schafften.

In Pogoro erfuhr ich durch eine Abteilung dort stationierter Ruga-Rugas, dass Kwawa vor 3 Nächten den Ort passiert hatte. Hierbei waren 30 Weiber den Ruga-Rugas in die Hände gefallen. Die Fluchtrichtung führte in waldbestandenes Hügelland. Es war nicht leicht, die Spuren, die vielfach absichtlich verwischt waren, aufzufinden. Oft gingen sie gänzlich verloren. Dann wurde Halt gemacht, während Soldaten und Hilfstruppen ausschwärmten, um die Richtung festzustellen.

Jeden Abend zeichnete ich nach den Angaben der Eingeborenen eine Kartenskizze mit Richtung und Entfernung der in Betracht kommenden Ortschaften, um mich selbst und die in der Nähe befindlichen Detachements, deren Aufenthalt

mir ungefähr bekannt war, nach Möglichkeit orientiren zu können. Von dem ganzen durchzogenen Gebiet fand sich auf der Karte fast kein einziger Name vor.

Vielfach fanden wir am Weg und auch mitten im Wald Körbe und Kürbisgefässe, meist leer, teilweise noch mit Mehl und Korn gefüllt, die von den Eingeborenen heimlich dorthin geschafft worden waren, um Kwawa mit Lebensmitteln zu versorgen. Diese Leute, deren Eigentum und Leben wir schonten, blieben also in steter, heimlicher Verbindung mit Kwawa. Selbst wenn ich seine Spuren bis hart an ein Dorf oder eine Tembe verfolgen konnte, leugneten sie mir gegenüber jede Kenntnis seines Aufenthalts, so dass ich häufig erst nach Anwendung von Zwangsmitteln die Wahrheit erfuhr. War der Verrat offenbar, so wurden die Betreffenden gefangen genommen, ihre Hütten zerstört.

Als ich in Kihuêre, das schon zum Mgololo-Gebirg gehört, anlangte, flohen die Einwohner bei meiner Ankunft und riefen mir aus sicherer Entfernung höhnisch zu, sie wüssten wohl, wo sich Kwawa befinde, würden aber nichts verraten.

Ich that, als ob ich abrückte und schlug in einem der Sicht entzogenen ca. 2 Stunden entfernten Thal mein Lager auf. In den Hütten hatte ich aber heimlich einige Soldaten zurückgelassen, mit dem Befehl, die Eingeborenen, falls sie bei Anbruch der Dunkelheit in ihre Hütten zurückkehren sollten, festzunehmen. Wirklich gelang es den Askaris, einige Leute zu fangen, von denen ich nunmehr Mkwawas Aufenthalt erfuhr.

Unter Führung dieser Leute marschierten wir am nächsten Tag durch das fast undurchdringliche Waldgebirge mit seinem urwaldähnlichen Dickicht, seinen steilen Hängen und engen wasserreichen Thälern. Wo der dichte Busch durch grasbestandene Lichtungen unterbrochen wurde, sahen wir auf den benachbarten Höhen bewaffnete Wahehe-Abteilungen, die uns beobachteten und dann blitzschnell verschwanden. Ich verbot zu schiessen, damit Kwawa nicht vorzeitig gewarnt würde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Während ich die wenigen Träger nunmehr unter sicherer Bedeckung langsam folgen liess, legten wir den durch hingeworfene Gebrauchsgegenstände, Abfälle und Scherben aller Art deutlich bezeichneten Weg im Geschwindschritt zurück und stiessen im dichten Wald ganz unversehens auf die lautlos marschierende Karawane Kwawas.

Schleunigst sandte ich zu beiden Seiten des Wegs Patrouillen vor. Wir waren aber schon bemerkt worden. Die Wahehekrieger an der Queue warfen sich uns entgegen, während die vorgesandten Patrouillen rechts und links der Karawane in den Kampf eingriffen. Nach kurzem Widerstand entflohen die Wahehe unter Zurücklassung mehrerer Toten, ihrer Lasten und sogar ihrer Speere und Schilde, die sie auf der Flucht durch das Dickicht hinderten. Eine energische Verfolgung des leichtfüssigen Gegners war für die mit ihrem Gepäck belasteten Askaris in dem schwierigen Gelände unmöglich.

Unter den Gefangenen befanden sich 2 jugendliche Söhne Kwawas. Dieser selbst war bei den ersten Schüssen geflohen. Seine Lasten, Lebensmittel, Stoffe, Pulver, Gebrauchsgegenstände, viele Speere und Schilde fielen uns in die Hände.

Nachdem am nächsten Tag durch zahlreiche Patrouillen die wahrscheinliche Fluchtrichtung festgestellt war, nahm ich die Verfolgung wieder auf und gelangte nach beschwerlichem Abstieg in die Ebene eines Ruaha genannten Flusses. Die Mgololoberge fallen hier aus einer Höhe von über 600 m steil in die Ebene ab. Die heimlich vorausgesandten Patrouillen fanden die Dörfer verlassen, konnten aber noch aus der Ferne einen zahlreichen Trupp Eingeborner den Ruaha überschreiten sehen. Da ein von uns gefangener Mann erklärte, Kwawa sei vor ca. 3 Stunden mit sämtlichen Dorfbewohnern und allem Vieh über den Ruaha gegangen, so überschritt ich trotz bereits eingetretener Dunkelheit die aus einem Gemisch von Bächen, Sumpf und Morast bestehende ca. 1500 m breite Flussniederung. Die sofort ausgesandten

Kundschafter fanden weder einen Feuerschein noch sonstige Spuren. Ich liess daher das Lager aufschlagen, um meinen Leuten nach 11 stündigem, anstrengendem Marsch die wohlverdiente Ruhe zu gönnen. Am nächsten Tag stiessen wir nach einigen Stunden auf die sehr starke Karawane, die nach kurzem Feuergefecht zersprengt wurde.

Von den Gefangenen erfuhr ich, dass Kwawa, um mich zu täuschen, nur seine Unterhäuptlinge über den Fluss gesandt hatte, während er selbst westlich nach Ubena geflohen war. Durch diese Kriegslist gewann er wieder einen Vorsprung von mehreren Tagen.

Am 15. November schlossen sich Premier-Lieutenant von Kleist und Graf Fugger an meine Abteilung an, um den verschiedenen Spuren Kwawas besser folgen zu können. Diese Verstärkung kam sehr gelegen, denn mein Detachement, von dem ein Teil die zurückgebliebene Trägerkolonne zu decken hatte, während andre Askaris krank in verschiedenen Dörfern zurückgelassen werden mussten, war derart zusammen geschmolzen, dass es den Anstrengungen der täglichen Märsche in Verbindung mit dem Wach- und Patrouillendienst kaum mehr gewachsen war. Mir aber verschaffte die Ankunft der Herren auch in materieller Beziehung längst entbehrte Genüsse, da sie noch im Besitz von Lebensmitteln, Konserven, Wein, Thee, Seife, Kerzen, Streichhölzern waren. Meine Vorräte waren seit langem aufgebraucht. Meine Nahrung bestand damals aus Fleisch, Mtamabrei und süssen Kartoffeln. Die Verfolgung wurde nun teils gemeinsam, teils in getrennten Detachements durch Ubena und das westliche Uhehe fortgesetzt, ohne dass es möglich war, Mkwawa, der sich wieder nach den Utshungwebergen wandte, in dieser Zeit einzuholen. In den Hütten hatten wir zahlreiche Beutestücke, von der Zelewski-Niederlage herrührend, aufgefunden, wie Jägerbüchsen, bei denen die Brünirung vom Laufe abgekratzt war, Askari-Zelte, Teile von Feldflaschen, eiserne Kochtöpfe.

Inzwischen war seitens des Herrn Hauptmann Prince an

sämmtliche Detachements der Befehl ergangen, sich in Idunda zu sammeln. Am 10. Dezember traf ich dort ein, nachdem ich Kwawa fast 50 Tage lang verfolgt hatte.

In Idunda wurde Merere, der mit vielen Wabena aus seinem Exil zurückgekehrt war, unter grossen Festlichkeiten wieder in seine Reiche Ubena und Usango eingesetzt. Zu seiner Unterstützung gegen die in Ubena noch zahlreich ansässigen Wahehe bezog die inzwischen zum Ersatz für unsere Detachements von Dar-es-Salaam eingetroffene 3. Kompagnie ein befestigtes Lager bei Idunda, während das Expeditionskorps unter Hauptman Prince den Rückmarsch antrat. Am 21. Dezember hielten wir unsern Einzug in die mit Flaggen und Guirlanden festlich geschmückte Station. Erstaunlich war es, was während unsrer ca. 10wöchentlichen Abwesenheit hier geschaffen worden war. Aus dem mitten im Wald gelegenen primitiven Barakenlager hatte sich eine Stadt von ca. 2000 Einwohnern entwickelt. Die provisorischen Wohnungen für die Europäer, Bureau, Offiziers- und Unteroffiziersmessen waren fertiggestellt, Gemüsegärten angelegt. Zu beiden Seiten der breiten Hauptstrasse lagen die Häuser der Askaris. In den sauberen Hütten befanden sich zahlreiche Verkaufsläden von Beludschen, Indern und Arabern. Rings um die Station hatten sich bereits viele Wahehe angesiedelt. Eine festlich geschmückte Menge durchwogte die Strassen.

Am 24. Dezember wurde Kwawas Bruder Mpangire feierlich als Sultan von Uhehe eingesetzt. Damit war folgende Lage geschaffen: Im Westen regierte Merere, im Osten Mpangire, im Süden Kiwanga, der alte, treue Freund der Deutschen. Zahlreiche Gebiete blieben unter kleineren Häuptlingen selbständig.

Nachdem wir das Weihnachtsfest in den gastlichen Räumen der Frau Hauptmann Prince nach alter deutscher Sitte verlebt hatten, wurde am 25. Dezember das Expeditionscorps aufgelöst.

Tags darauf trat ich durch bisher gänzlich unbekanntes Gebiet den Rückmarsch nach Mpapua an. Derselbe führte,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zumeist im Thal und auf bequemen Wegen, durch die wildreiche Muhindosteppe, am scharf gezackten, weithin sichtbaren Ifigaberg vorbei, und nach Ueberschreiten des etwa metertiefen Ruaha ins Bergland von Usagara. Ueberall wurde ich von Wasagara und Wahehe freundlich begrüsst und mit Lebensmitteln reichlich versehen. Kurz vor Mpapua überschritt ich den völlig ausgetrockneten Nsuhe See, den ich noch vor ca. einem Jahr als wasserreichen See von $1^1/_2$ Stunden Umfang angetroffen hatte. Auch hier haben sich seit kurzem etwa Hundert Wahehe angesiedelt. Am 12. Marschtag traf ich auf der Station ein.

Nach späteren Nachrichten ist inzwischen der neue Sultan von Uhehe, Mpangire, wegen verräterischer Umtriebe hingerichtet worden. Ein Aufstand der Anhänger Kwawas wurde von Prince blutig unterdrückt.

Wie aus dem kürzlich erschienenen Buch des Gouverneurs, Herrn General Liebert, ersichtlich, hat derselbe bei seiner Anwesenheit in Uhehe einen erneuten Zug gegen Kwawa mit 2 Kompagnieen und vielen Wahehehilfstruppen unternommen. Da Kwawa, der sich noch immer in den Utshungwebergen aufhält, jeden Kampf vermeidet, so gelang es auch dieser Expedition nicht, seiner habhaft zu werden. Den Zweck, Kwawa nach Kräften zu schädigen und ihm das Unhaltbare seiner Lage vor Augen zu führen, hat dieser Zug aber jedenfalls erreicht.

Zur Zeit ist das Land von mehreren Kompagnieen besetzt; zahlreiche Militärposten befinden sich an den wichtigsten Punkten des Reiches. Jede Regung aufständischer Gedanken kann somit im Keime erstickt werden. Ist es auch beinahe ausgeschlossen, dass es jemals gelingen wird, Kwawa zu fangen oder dass er uns durch Verrat in die Hände fällt, so ist doch ebenso sicher anzunehmen, dass er eine ernste Gefahr für das Land nicht mehr bilden, sondern als heimatloser Flüchtling in irgend einem entfernten Winkel seines Gebiets sein Leben beschliessen wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

## II. Das Land.

Das Land Uhehe mit Ubena und Usango ist ein Hochplateau von 900 bis 1500 m absoluter Höhe mit zahlreichen, aufgesetzten Bergzügen.

Es wird begrenzt im Norden durch den grossen Ruaha und Kisigofluss, im Osten durch die von Nordost nach Südwest streichenden Randgebirge; im Westen jenseits des grossen Ruaha durch eine ebenfalls von Nordost nach Südwest verlaufende niedere Bergkette. Im Süden reicht es bis zur Ulanga-Niederung und fast bis zu den Nyassa-Vorbergen.

Das Randgebirge, welches Uhehe von der niederen Küste trennt, nimmt seinen Anfang südöstlich von Mpapua und zieht sich von da in südlicher und südwestlicher Richtung bis zum Nyassa. In seinem nördlichen Teil zum Bergland von Usagara gehörig, wird es meist als Rubeho-Gebirge bezeichnet, im südlichen Teil heist es Bergland von Uhehe oder Utshungwe-Gebirg. Die Grenze bildet der das Bergland durchbrechende grosse Ruaha. Parallel zu obigem Gebirgszug läuft eine zweite Hauptkette von Mpapua aus über Wota und Mage. Sie geht allmählich in das Hügelland von Uhehe über. Diese letztere Kette, die nicht so unzugänglich ist, wie das Ostgebirge, habe ich auf dem Hin- und Rückmarsch passiert und zwar von Mpapua bis zur Station Iringa in 50 resp. 60 Wegstunden. Die von mir mehrfach erwähnten Mgololo-Berge sind jedenfalls mit dem Prince'schen Ukalinga-Gebirge identisch und als eine Fortsetzung der Utshungweberge zu betrachten.

Sämtliche Wasserläufe Uhehes gehören zum Flusssystem des Rufiji, und zwar fliessen sie den beiden bedeutendsten Nebenflüssen desselben zu, dem grossen Ruaha im Norden und dem Ulanga im Süden. Der grösste Teil von Uhehe gehört zum Stromgebiet des grossen Ruaha. 3 bedeutende Nebenflüsse nimmt er von rechts auf, den kleinen Ruaha, an dessen Ufern die Hauptstadt Iringa liegt, den tiefen und jedenfalls für Boote fahrbaren Ndemberafluss und den kleinen Ruaha oder Irunga in Ubena.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist interessant, dass die beiden, als „kleiner Ruaha" bezeichneten Flüsse an einer und derselben Stelle entspringen. Der Ort heisst Tshipera ya Ruaha „Kopf des Ruaha". Ein dritter Ruahafluss, der in den Ulanga geht, entspringt ebenfalls in nächster Nähe dieser Stelle.

Von Norden empfängt der grosse Ruaha nur geringe Wassermengen, die zahlreichen Flussläufe führen nur in der Regenzeit Wasser. Der grosse Ruaha, den ich in der Zeit vom Anfang Oktober bis Ende Dezember an 4 Stellen überschritt, war damals nirgends über 0,80 m tief. Da er vielfach mit Steingeröll und Felsblöcken angefüllt ist, kommt er für die Schifffahrt nicht in Betracht. In der Regenzeit soll er ein wilder, reissender Strom von kolossaler Ausdehnung sein.

Vom Stromgebiet des Ulanga kann ich aus eigener Kenntnis nur den bereits erwähnten Ruaha anführen. Direkt südlich der Mgololo-Berge eine 1500—2000 m breite, sumpfige Niederung bildend, verengt er sich bei seiner Biegung nach Südost und bei seinem Eintritt in das niedere Hügelland. Seine Tiefe betrug 1,00—1,20 m. Er scheint für Boote schiffbar zu sein. Nach Angabe der Eingeborenen geht er in den Ikuga oder Mnjerafluss, der den Oberlauf des Ulanga bildet.

Der Ulanga und in seiner weiteren Fortsetzung der Rufiji kommen als Wasserstrassen für Uhehe in Betracht. Sie sind mit einer längeren Unterbrechung bei den Panganischnellen für Dampfer fahrbar.

An Seen ist nur der kleine nahe bei Iringa gelegene Kibebe-See zu nennen.

Der Charakter des Landes ist ein sehr verschiedener.

In den östlichen und südöstlichen Randgebirgen, deren Höhe ca. 1800—2500 m über dem Meer beträgt, wechseln schroffe Hänge mit engen, tiefen, wasserreichen Thälern. Hügel und Hänge sind vielfach mit urwaldähnlichem Dickicht bestanden. Ganze Wälder von Bambusrohr ragen empor, durchbrochen von Elephantenpfaden. Von den Bäumen hängt grünes Moos herab und Lianen schlingen sich von Ast zu Ast.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Farrenkräuter, Moos und niederes Buschwerk wuchern am Boden zwischen morschen Baumstämmen, und Schlinggewächse umklammern den Fuss beim Vorwärtsschreiten. Eine feuchte, modrige Luft herrscht in diesen halbdunklen Wäldern, in die kaum ein Sonnenstrahl seinen Weg findet. — Bisweilen unterbrechen niederes Gebüsch und Brombeersträucher oder Grassavannen das Waldesdunkel. Der Boden ist infolge des Wasserreichtums fruchtbar, aber bei dem rauhen, feuchtkalten Klima für tropische Kulturen kaum geeignet.

Die Bevölkerung ist spärlich. Gebaut wird Mais, Ulesi, Bohnen; auch Tabak.

Rinder sah ich nicht, nur Ziegen und Schafe. Der Elephant scheint noch zahlreich vorzukommen.

Südlich der Gebirgszone erhebt sich wellenförmiges, mit Grassavanne bestandenes Gelände, der Uebergang zu dem von Hauptmann Prince als „tropische Tiefebene" bezeichneten Land, das sich bis zum linken Ulanga-Ufer erstreckt. Prince nennt das Gebiet äusserst fruchtbar für tropische Kulturen, bezeichnet das Klima als feucht-heiss und malariareich. Die Bevölkerung soll zahlreich sein. Dieses Land würde bei Erschliessung der Wasserstrasse Ulanga-Rufiji besondere Bedeutung erlangen.

Westlich von der zuerst erwähnten Gebirgszone zieht sich das Land in langen, schmalen Wellen hin. Man steigt fortwährend bergauf, bergab. Die ganze Gegend trägt Steppencharakter. Nur an den Bächen gedeiht eine üppige Vegetation. Das Land scheint früher von einer zahlreichen Urbevölkerung stark bebaut gewesen zu sein, ist aber seit den Eroberungszügen Mkwawas und seines Vaters fast verödet. Vielfach stehen gebliebene vereinzelte Waldparzellen machen es wahrscheinlich, dass die ganze Gegend früher mit Wald bestanden war und künstlich entholzt worden ist.

Etwa die Mitte von Uhehe bildet das Hügelland mit schroff ansteigenden Höhen und ausgedehnten Plateaus. Die Vegetation wechselt zwischen lichtem Wald mit niedrem Baumbestand und Savannen mit kurzem Gras. Hübsche, unseren

europäischen Blumen ähnliche Feld- und Waldblumen gedeihen allenthalben. In den Wäldern hauchen blütenbedeckte Sträucher vielfach einen betäubenden, jasminähnlichen Duft aus.

Der Boden, teils Laterit, teils fetter Humus, liefert ertragreiches Ackerland. Die Bewässerung ist vorzüglich. Hier ist das Ursprungsgebiet der 3 bedeutendsten Nebenflüsse des grossen Ruaha. In der Regenzeit sind die Niederungen zum grossen Teil angesumpft.

Die absolute Höhe der erwähnten Gebiete beträgt zwischen 1200 und 1500 m. Das Klima ist kühl, Nachts oft sehr kalt. Die Abende verbrachten wir stets in unsere Mäntel gehüllt, dicht am Wachtfeuer sitzend. Nachts machte sich die Kälte trotz Zelt, Bett und wollener Decken oft recht unangenehm fühlbar.

Die Bevölkerung ist zahlreich. Sie bildet den Kern des Wahehestammes. Gross- und Kleinvieh ist in Menge vorhanden. — Auch Elephanten kommen in diesem Gebiet vor.

Das ganze, zu beiden Seiten des grossen Ruaha gelegene Land, Usango und Norduhehe umfassend, ist eine Hochebene mit aufgesetzten Bergzügen. Es ist zum grossen Teil mit Buschwald und Dschungel bestanden; die Flussläufe sind in der Trockenzeit fast völlig ausgetrocknet. Der Boden ist vielfach hart und steinig. Charakteristisch für das Land ist die Akazie, der Baobab und der Leberwurstbaum, letzterer so genannt von seinen Leberwurst ähnlichen Früchten.

Uebrigens giebt es auch in diesem Gebiet einzelne, gut angebaute, stark bevölkerte Landschaften, wie das ausgedehnte Madibira mit seinen ungeheuren Kornvorräten und Mbaggi nördlich des Ruaha. Die Negerprodukte gedeihen trotz der Trockenheit gut. Die Viehzucht beschränkt sich zumeist auf Ziegen und Schafe. Das Klima ist viel heisser als in den erwähnten Berg- und Hügelländern. Wild aller Art, Zebras, Giraffen, Antilopen bevölkern die Ufer des Ruaha und die Muhindo-Steppe. In den Wäldern nördlich des Ruaha gibt es Elephanten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im Südwesten liegt Ubena, ein Hochplateau mit niedern Hügeln und sanften Hängen, weiten Grassteppen und ausgedehntem Kulturland. Nur hier und da ragen vereinzelte Bäume aus der weithin sichtbaren Landschaft empor. Obwohl das Land dem flüchtigen Besucher kahl und unfreundlich erscheint, ist es doch wasserreich, fruchtbar und stark bevölkert. Rindvieh und Kleinvieh ist vorhanden. Das Klima ist ziemlich mild. Doch ist Ubena den Winden sehr ausgesetzt.

Die Regenzeit dauert im allgemeinen von November bis Mai oder Juni. In den Bergen und in den Hügelländern fällt auch ausser dieser Zeit häufig Regen. Dagegen ist Usango und Nord-Uhehe in der Trockenzeit sehr wasserarm.

Inwieweit die in Frage kommenden Gebiete als malariafrei zu bezeichnen sind, kann nur durch die Erfahrungen eines längeren Aufenthalts entschieden werden, da die Fieberanfälle der Europäer und Askaris des Expeditionskorps wohl in der Hauptsache als Folge der Strapazen und früher aufgenommener Malariakeime zu betrachten sind. Moskitos, diese Plage des tropischen Afrika, sind infolge der Kälte sehr selten. Ich habe solche nur an einzelnen, sumpfigen Flussniederungen verspürt.

Dagegen ist ein sehr unangenehmer Gast seit einiger Zeit in Uhehe eingewandert und bereits recht heimisch geworden, nänlich der Sandfloh. Dem Auge kaum sichtbar, bohrt er sich, ohne Schmerz zu verursachen, in die Haut ein und legt hier seine Eiersäckchen, die, wenn man sie nicht möglichst schnell entfernt, sehr unangenehme Geschwüre hervorrufen. Die Sandflöhe, die in der Regenzeit fast verschwinden, kommen hauptsächlich in unbewohnten Gebäuden vor.

## III. Das Volk.

Der früheren Annahme, dass die Wahehe ein Sulustamm seien, wird heute allgemein widersprochen. Vielmehr sind sie ein Gemisch aller von einem bedeutenden Herrschergeschlecht im Verlauf von 40—50 Jahren unterworfenen

Völker. Noch heute sind die Namen der einzelnen Landschaften und ihrer früheren Sultane allgemein bekannt. Die Sprache der Wahehe hat Aehnlichkeit mit Kigogo und Kisagara.

Der Name Wahehe scheint erst entstanden zu sein, als das zu einem einheitlichen Ganzen vereinigte Völkergemisch unter seinen hervorragenden Führern der Schrecken aller anderen Volksstämme wurde.

Die Vorfahren Kwawas wohnten in dem Bergland südlich des Lukosse und des grossen Ruaha. Sie gehörten dem Volk der Wasagara an. Vor vielen Jahren wanderten sie in Uhehe ein und setzten sich allmählich an verschiedenen Orten fest.

Rungembe ist der alte Stammsitz der Herrscherfamilie Kwawas. Hier befindet sich auch das als Heiligtum betrachtete Erbbegräbnis. Von hier aus unternahm Njugumba, der Vater Kwawas, seine gewaltigen Eroberungszüge. Es gelang ihm, nicht nur die kleineren Häuptlinge seiner Herrschaft zu unterwerfen, sondern auch in wechselvollen Kämpfen den mächtigen Mtengera von Utemgwira (Süd-Ubena) und den Sultan Merere von Usango aus ihren Reichen zu vertreiben.

Mtengera floh ins Ulanga-Gebiet, wo sein Sohn Kiwanga heute noch herrscht.

Merere gründete ein neues Reich in Usafa westlich des Ruaha, nachdem er seine Hauptstadt Iringa in Utengule verbrannt hatte. Sein Sohn heisst ebenfalls Merere. Dieser sowohl wie Kiwanga sind von Hauptmann Prince kürzlich in ihre angestammten Reiche wieder eingesetzt worden.

Bei seinen Kämpfen war Njugumba, ebenso wie schon früher Merere, mit den jetzt südlich wohnenden Sulustämmen, den heutigen Magwangwara, in kriegerische Berührung gekommen. Hierdurch erklärt es sich, dass die Wahehe in ihrer Kampfesweise und Bewaffnung den Sulus sehr ähnlich wurden und lange Zeit als Sulus galten.

Nach Njugumbas Tod bemächtigte sich einer der Unterhäuptlinge der Herrschaft. Mkwawa floh nach Ugogo, kehrte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aber nach einem Jahr zurück. Es gelang ihm, seinen Gegner nach harten Kämpfen zu besiegen und zu töten.

In der Folge hat Kwawa, wie sein Vater, noch zahlreiche Kriege geführt, um seine Herrschaft zu erhalten und auszudehnen; anderseits hatte er das Land gegen Einfälle der Sulu, Massais und anderer Stämme zu verteidigen. Bei den Raubzügen nach Ugogo, Usagara und ins Ulanga-Gebiet kam es bereits zu Zusammenstössen mit der Schutztruppe. Trotzdem belästigten die Wahehe unbehelligt und ungestört die grossen Karawanenstrassen und plünderten die anliegenden Gebiete aus. Diese Zustände führten schliesslich zu der Expedition Zelewskis, deren unglücklicher Ausgang das Ansehen der Wahehe noch erhöhte.

Nach dem Sieg liess Kwawa, da er weitere Zusammenstösse mit den Deutschen befürchtete, die Stadt Iringa mit Hilfe von Wanjamwesi und Arabern mit einer bastionierten Steinmauer umgeben. Diese Stadt hat der frühere Gouverneur, Herr General von Scheele, mit der Schutztruppe erstürmt, und wenn damit auch die Kämpfe in Uhehe noch lange nicht beendigt waren, so wurde doch dem Ansehen Kwawas ein unheilbarer Stoss versetzt und der Wahehefurcht für immer ein Ende gemacht.

Bezüglich einer eingehenden Geschichte der Wahehe verweise ich auf die sehr interessante Schrift des Herrn Dr. Arning.

In keinem anderen Lande Deutsch-Ostafrikas existierte eine so feste, staatliche Organisation wie in Uhehe. Die Regierungsform war eine despotische. Mkwawa war der oberste Herrscher und Herr über Tod und Leben seiner Unterthanen. Er war mtwa „Sultan“ und mtemi „Herr über Alles“. In Iringa und vielen anderen Teilen des Landes besass er eigne Besitztümer, eine Art Domänen; auch seine Untersultane, meist Brüder oder Verwandte Kwawas, hatten eignen Grundbesitz. Diese letzteren führten nur den Titel mtwa „Sultan“.

Die einzelnen Bezirke und Dörfer unterstanden einer besonderen Beamten-Kategorie, den Wasagiras. Diese waren

in gewisser Beziehung selbständig und hatten ihre eigne Gefolgschaft. Dem Kwawa waren sie zu unbedingtem Gehorsam und zur Heeresfolge im Kriege verpflichtet. Den Wasagiras lag auch die niedere Gerichtsbarkeit ob, während wichtige Rechtsfälle, z. B. Mord, von Kwawa selbst entschieden wurden.

Die Wahehe zeichnen sich vor allen anderen Volksstämmen durch regelmässige, energische Gesichtszüge, hohen Wuchs und ein würdevolles Benehmen aus. Den ihnen angeborenen Stolz verleugnen sie auch gegenüber dem Europäer nicht. Als Mpangire, der Bruder Kwawas, übrigens eine bildhübsche Erscheinung, und zwei andere Fürsten, ebenfalls Verwandte, ins Lager kamen, um ihre Unterwerfung anzuzeigen, erschienen sie im feierlichem Aufzug mit grossem Gefolge, von dem sie mit grösster Ehrerbietung behandelt wurden. Ihr Benehmen war stolz und selbstbewusst. Zur Beratung hockten sie sich nicht nach Negerart am Boden nieder, sondern setzten sich auf die für sie von ihren Leuten bereitgestellten Schemel. Bei den Unterhandlungen zeigten sie diplomatisches Geschick und Verschlagenheit.

Die Tapferkeit der Wahehe ist allgemein bekannt.

Die Stellung der Frau ist eine untergeordnete. Ihr liegt im Verein mit den Sklaven die Haus- und Feldarbeit ob. Die Frauen bilden daher den wertvollsten Besitz des Mannes und ihrer Erwerbung dienen, abgesehen von der sonstigen Kriegsbeute, die zahlreichen Raubzüge gegen die umwohnenden Stämme. Eine Kriegserklärung gibt es hierbei nicht. Wenn das erkundete Land reiche Beute verspricht, so wird es unversehens überfallen. Die Männer werden meist getötet, Weiber und Kinder in die Gefangenschaft mitgeführt. Die Zahl der aus den Landschaften von Unyamwesi bis zum Küstengebiet geraubten Weiber ist Legion.

Der Kaufpreis für ein freies Weib war früher sehr hoch. Er betrug mehrere Rinder, Ziegen und eiserne Feldhacken. In neuerer Zeit soll der Preis bedeutend niedriger geworden sein, so dass sich der Mhehe schon für 1 Ziege und 2 Feldhacken eine Lebensgefährtin verschaffen kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Entläuft die Frau ihrem Manne, so kann dieser den Kaufpreis von ihrem Vater zurückfordern. Die Wittwe wird vom Bruder des Verstorbenen übernommen. Ist ein solcher nicht vorhanden, so kehrt sie zu ihrem Vater zurück.

Nach dem Tode werden niedrige Leute und Sklaven einfach in den Wald geschleppt. Angesehene Leute begräbt man in den Feldern. In Ipogoro fand ich niedre Grabhügel, an deren Fussende ein Thongefäss halb eingegraben war. Die Gräber der Sultane werden mit Pallisaden umgeben. Die Gräber der Kwawafamilie in Rungembe sind mit aufrechtstehenden Elfenbeinzähnen geschmückt.

Die Kleidung der Männer besteht aus verschiedenen, von Händlern importierten Zeugstoffen, die lose um die Schultern geworfen werden. Aermere Leute tragen Lendentücher oder Felle. Die Knaben sind meist völlig unbekleidet. Um den Kopf werden vielfach Tücher gewunden und oben in Form einer Mütze verknotet, bei grosser Kälte aber nach Art unsrer Bauersfrauen unter dem Kinn fest gebunden. In der Hand trägt der Mhehe in Friedenszeiten den schön geschnitzten, fast 2 m langen Stock.

Die Frauen sind ebenfalls mit Zeugstoffen bekleidet. Manchmal tragen sie auch kurze Röckchen aus Fellen oder ein vorne viereckiges, hinten in 3 Fransen geteiltes, mit Perlen verziertes Stück Zeug oder Fell.

Die Weiber tragen das Haar meist kurz geschnitten oder glatt rasirt; die Männer lassen sich häufig bestimmte Ornamente und Figuren auf dem Kopfe ausrasieren. Künstliche Verunstaltungen, wie Tätowirung, Ohrdurchbohrungen kennt der Mhehe nicht. Nur die Elephantenjäger tragen als Erkennungszeichen am linken Unterarm und der Hand drei bis vier Doppelreihen von gleichlangen Strichnarben.

Als Schmuck werden von den Vornehmen zahlreiche dünne Messing- und Kupferringe an Hand- und Fussgelenken getragen, ferner ist auch ein Lederarmband mit einem Amulett zum Schutz gegen Löwen und Schlangen gebräuchlich. Die Frauen tragen bisweilen Perlenketten um Hals und Leib.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Bewaffnung der Wahehe besteht aus Wurf- und Stossspeeren und einem $1\frac{1}{2}$m hohen Schild aus Rindshaut. Die Speere sind sorgfältig gearbeitet und mit Messingdraht verziert. Vorderlader, meist zur Jagd dienend, trifft man häufig. Im Krieg bemalen sich die Wahehe das Gesicht mit weisser Farbe. Vielfach wurden früher mächtige Wulste von Hahnenfedern als Kopfputz getragen, eine Sitte, die wohl von den Sulus übernommen wurde.

Die Nahrung der gewöhnlichen Leute, der Sklaven und Frauen, besteht aus dem in ganz Ostafrika bekannten ugali, einem Brei aus Negerkorn oder Mais, sowie aus süssen Kartoffeln, Bohnen, selten aus Milch und Pombe. Die freien Männer leben ausschliesslich von Fleisch, Milch und Pombe. Letztere, eine Art Hirsebier, das von den Weibern bereitet wird, vertilgen sie in ungeheuren Mengen. Das Blut der Rinder wird in gestocktem Zustand gekocht und gegessen. Milch wird vor dem Genuss mehrere Tage in Kürbisgefässen aufgebewahrt, bis sie sauer geworden ist.

Tabak wird aus zusammengerollten Blättern oder aus hohlen Knochen geraucht.

Ackerbau und Viehzucht werden in ausgedehntem Masse betrieben.

Die Felder werden von Frauen und Sklaven mit eisernen Hacken bearbeitet. Sie sind vielfach mit Erdwällen oder dicht nebeneinander liegenden Gruben zum Schutz gegen Wild und Vieh umgeben.

Gebaut werden 2 Arten von Negerkorn (Mtama und Ulesi); ferner Mais, süsse Kartoffeln, Bohnen, Tabak.

Den Hauptreichtum der Vornehmen bilden die Herden von Rindern, Schafen und Ziegen. Das Buckelrind erreicht in Uhehe eine bedeutende Grösse. Die Rinder der Grossen tragen vielfach Kuhglocken an schön verzierten ledernen Gehängen. Zu erwähnen sind noch Hühner und die unseren Schäferhunden ähnlichen Hunde.

Die Hauptbeschäftigung des Mannes war bisher der Krieg. Auch die Jagd auf Elephanten und andres Wild wurde eifrig betrieben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Elfenbein musste bisher stets an Kwawa abgeliefert werden, der es für Zeugstoffe an arabische Händler verkaufte. Die Stoffe verteilte er dann wieder an die einzelnen Distrikte. Die Wartung des Viehs ist Sache des Mannes. Zur Herstellung von Eisenarbeiten, besonders von Speeren, zum Schnitzen der Stöcke, zum Anfertigen von Schemeln und Nackenstützen gibt es besondere Handwerker. Das Flechten von Matten und Pombetöpfen gehört mit zur Beschäftigung der Weiber. Weberei scheint früher in verschiedenen Gebieten betrieben worden zu sein, hat aber seit der massenhaften Einfuhr von Stoffen fast ganz aufgehört. Bootsbau ist nur im südlichen Tiefland, der Ulangaebene, bekannt. Dagegen verstehen die Wahehe den Bau von Brücken. Krankheiten werden von bestimmten Aerzten gegen Bezahlung von Ziegen, Feldhacken oder Hühnern, nicht durch Zauberei, sondern durch heilkräftige Pflanzen und Kräuter behandelt.

Dass die Wahehe sich auch mit Musik beschäftigen, beweisen die vorgefundenen Gomas (Trommeln) und Saiteninstrumente. Kwawa führte sogar auf der Flucht ein in einer Tuchumhüllung befindliches Saiteninstrument mit sich.

Interessant sind die Malereien der Wahehe an den Innen- und Aussenwänden der Temben. Dieselben werden meist auf einem durch Kohle und Lehm hergestellten schwarzen Untergrund mit weissem Kalk und rothem Lehm aufgetragen. Zum Schraffieren dient wiederum Kohle. Die Bilder beziehen sich auf Pflanzen, Tiere, Jagd, Sklavenraub. Besonders charakteristisch war ein grosses Fresko-Gemälde an der Aussenwand eines Hauses, darstellend den Ueberfall der Zelewski-Truppe durch die Wahehe. Man sieht die Karawane im Vormarsch begriffen, die Europäer auf ihren Reittieren sitzend und mit Sonnenschirmen in der Hand, während die Wahehe von vier Seiten mit Schild und Speer anstürmen.

Ausser den bei einigen Resten der Urbevölkerung noch vorkommenden, unseren Bauernhäusern nicht unähnlichen Pfahlhütten mit schrägem Grasdach ist in Uhehe die Tembenform die allgemein übliche.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unter Temben versteht man zusammenhängende Gebäude in Viereckform, die sich um einen inneren Hof gruppieren. Für den Bau ihrer Temben zeigen die Wahehe unstreitig hohe Begabung. Die Seitenwände der Temben bestehen aus in die Erde gerammten starken Hölzern, an denen Querlatten befestigt und mit Reisig verflochten werden. Der so entstehende Rahmen wird auf beiden Seiten mit Lehm beworfen. Der Lehm wird sodann völlig glatt gestrichen. Die Temben sind sämtlich so hoch, dass man bequem in ihnen stehen kann, im Gegensatz zu den Temben des Zwischenseengebiets, in denen man nur kriechen, knieen oder sitzen kann. Die Dächer sind meist flach, manchmal auch abgeschrägt und je nach der Grösse der Gebäude durch 2 oder 3 Reihen Holzsäulen gestützt. In den Gabeln dieser Holzsäulen ruhen die Längsbalken, auf diesen, von den Aussenwänden nach den Säulenreihen verlegt, die Querbalken. Auf diese kommt eine Lage Knüppelholz und Reisig, dann Gras und darüber Lehm.

Der Wohnraum liegt etwas unter dem bewachsenen Boden. Eine Stufe führt von innen zu der erhöht angebrachten Thüre. Der Thürverschluss wird aus zwei festverbundenen, mit dazwischen geschobenen Knüppeln verschnürten Reihen von senkrecht stehenden Bambus- oder Mtamarohrstäben gebildet. Er wird von innen vorgeschoben und mit Balken festgeklemmt. Kleine runde Oeffnungen nach dem inneren Hof zu dienen als Fenster.

Der Hausrat ist der denkbar einfachste. Er besteht aus Thon- und Kürbisgefässen, geflochtenen Pombetöpfen, Mörser und Stampfkeule; ferner aus Schemeln und Nackenstützen. Zum Schlafen breitet der Mhehe ein Rindsfell oder Matte in der Nähe der Feuerstelle am Boden aus oder schläft direkt in der warmen Asche. Bisweilen findet man auch erhöhte gemauerte Schlafbänke oder die Schlafstelle besteht aus einem festverschnürten Holzrahmen, der ca. 60 cm über dem Boden auf der einen Seite in die Wand eingelassen ist, auf der anderen in gegabelten Stützen ruht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei jeder Tembe findet man mehrere, ca. 2 m hohe, cylindrische Gefässe, die nach Art unserer Schanzkörbe verflochten und mit Lehm verdichtet, fest im Boden stehen. Sie dienen als Kornmagazine und werden, sobald sie gefüllt sind, oben vermauert.

Grösse und Ausdehnung der Temben ist verschieden. Der Typus ist eigentlich die Einzeltembe für Familien oder kleinere Genossenschaften. Doch finden sich auch zahlreiche dorf- und stadtähnliche Tembenanlagen, die mit Schiessscharten versehen und zur Flankierung eingerichtet sind. Es scheint, dass sie zum grössten Teil erst unter dem Einfluss Kwawas entstanden sind, der seinen Unterthanen befahl, sich zum Zweck besserer Verteidigung zu grösseren Gemeinschaften zu vereinigen.

Solche Tembenanlagen bestehen dann aus den zugleich die Verteidigungsmauer bildenden, zusammenhängenden Aussentemben, die hauptsächlich als Wohn- und Schlafräume für Krieger und Sklaven dienen. In dem gewaltigen Innenhof befinden sich ebenfalls grosse Temben, wie der Sultanspalast, Häuser für die Frauen, Ställe für das Vieh, sodass hierdurch wieder zahlreiche Reduits entstehen.

Die Häuser der Vornehmen enthalten stets ein besonderes Trinkgemach. Die Trinkhalle in der Sultanstembe des Mpangire in Gominji, war ein in der Mitte 4 m hohes Gebäude. Das Dach wurde durch 3 Reihen Holzsäulen gestützt. Von der Haupthalle war der Vorraum für die Dienerschaft durch eine in der Mitte offene Wand getrennt. An den Innenwänden des Hauptgemachs befanden sich gemauerte Bänke, ebenso war um jede Säule ein Rundsitz gemauert. Diese Plätze waren für die Gäste des Sultans bestimmt. Der Sitz des Fürsten war erhöht. Rechts und links von demselben befanden sich, halbkreisförmig angeordnet, die Bänke für die Frauen des Sultans. Vor den Sitzen lagen die aus vertieften, konzentrischen Ringen bestehenden, gemauerten Feuerstellen. Die ganze Anlage erinnert etwas an die Trinkgemächer unserer germanischen Vorfahren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stadtähnliche Temben finden wir besonders in Uhehe, wo ausser der Hauptstadt Iringa die Orte Gominji, Mbuga, Bueni und die alte Residenz Rungembe zu nennen sind, sowie in Ubena, wo die Orte Gawiro, Idunda, Uhenga eine bedeutende Ausdehnung zeigen. Der Umfang von Iringa soll ca. 5 km betragen haben; der Umfang der übrigen Orte schwankt zwischen $1^1/_2$—3 km.

Iringa soll vor der Erstürmung mit seinen Bastionen und Türmen wie eine Stadt aus der Zeit des 30jährigen Krieges ausgesehen haben. Jetzt liegen Mauern und Königspalast in Trümmern. Obwohl die Stadt zum Teil wieder aufgebaut ist, macht sie bei ihrem grossen Umfang doch einen recht öden Eindruck.

Ueber die Möglichkeit der Besiedelung von Uhehe haben sich der jetzige Gouverneur, Herr Generalmajor Liebert, ferner Herr General von Scheele, Hauptmann Prince und Dr. Arning in günstigem Sinn ausgesprochen.

Allerdings ist hierbei die noch nicht erwiesene Malariafreiheit der betreffenden Gebiete vorausgesetzt. Als Beweis dafür, dass auch ich den gleichen Eindruck, besonders in dem Hügelland, gewonnen habe, gestatte ich mir, folgende Stelle aus meinem Tagebuch vom 16. Oktober 1896 wörtlich anzuführen:

„Nach allem, was ich bisher gesehen, halte ich Uhehe für eins der fruchtbarsten und wasserreichsten Länder Ost-Afrikas. Ein Land mit einer solch üppigen Vegetation und solchem Wasserreichtum am Ende der Trockenzeit muss einem Bewohner des ausgedörrten Ugogo (die von mir verwaltete Station Mpapua liegt in Ugogo) wie ein Paradies erscheinen.

Ist auch anzunehmen, dass die Hauptthäler in der Regenzeit zum grossen Teil versumpft sind, so gibt es doch so viele Plateaus mit reichlichem Wasser, dass ich Uhehe geradezu als Plantagenland und Ansiedlungsgebiet für Europäer bezeichnen möchte. Ob das Land für manche tropische Kulturen nicht zu rauh ist, muss ich dem Urteil des Fachmannes überlassen."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich weiss sehr wohl, dass die oberflächliche Kenntnis eines Landes kein abschliessendes Urteil erlaubt und ich bin weit entfernt, meine eben geäusserte Ansicht als unumstössliche Wahrheit hinzustellen.

Jedenfalls wäre es wünschenswert, dass wenigstens der Versuch einer Ansiedlung deutscher Kolonisten unter gleichzeitiger Schaffung geeigneter Verkehrswege gemacht würde.

Gelingt der Versuch, so würde damit meines Erachtens zugleich auch die Besiedlungsfähigkeit zahlreicher anderer Gebirgsländer Deutsch-Ostafrikas bewiesen sein.

Hoffen wir, dass Uhehe wirklich dem deutschen Bauern eine zweite Heimat zu bieten vermag und dass uns mit der Erschliessung dieses Landes dereinst ein neues Deutschland erstehen wird.

---

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abt

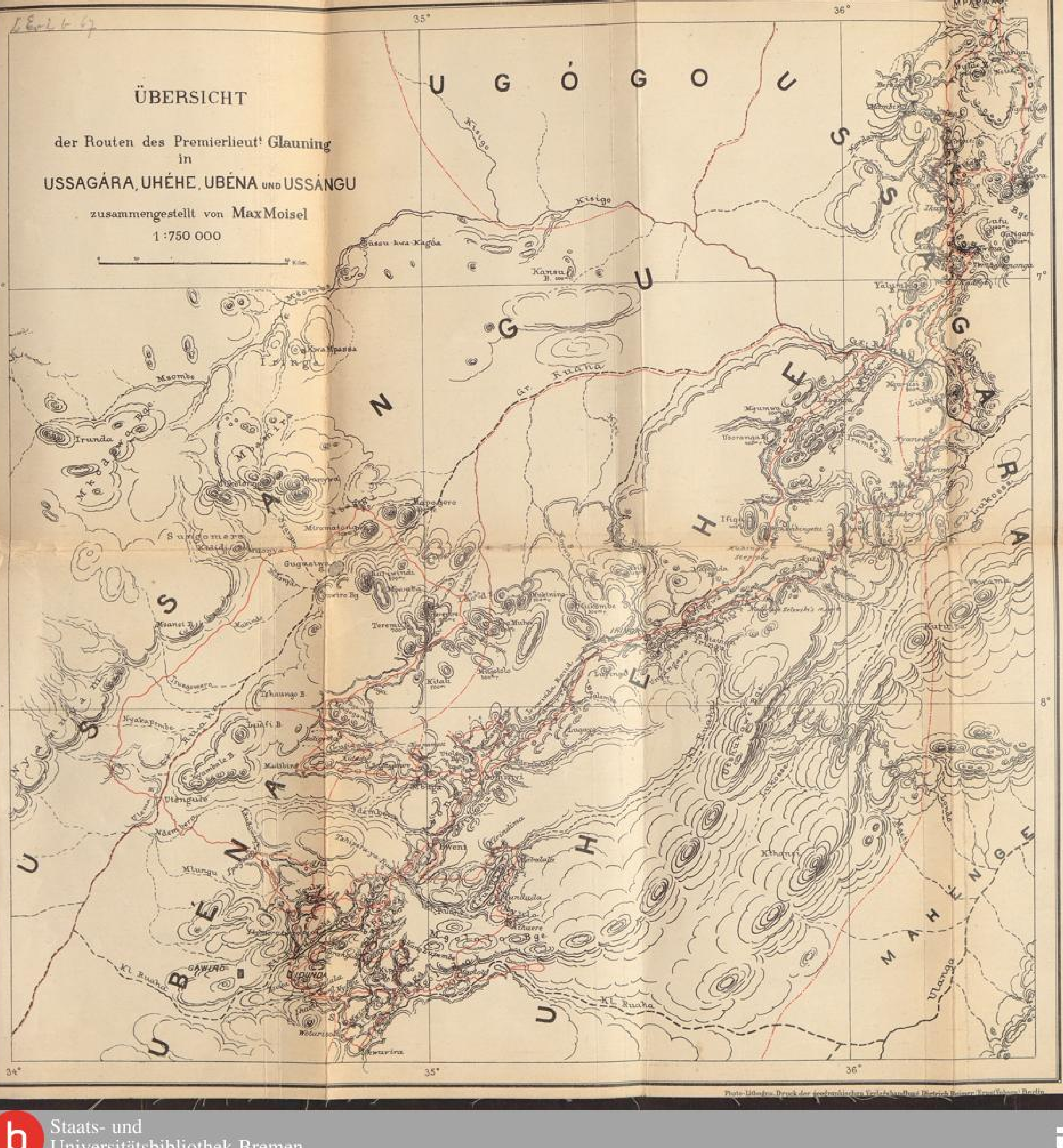



Photo-Lithogr. Druck der geographischen Verlagshandlung Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen

Ein

# Ausflug nach Kiau-Tschou.

Vortrag

von

Franzius,
Geheimer Ober-Baurat.

Zweite, unveränderte Auflage.

Die Versammlung fand statt am **Freitag, den 18. Februar 1898** im grossen Saale von **Krolls Etablissement.**

---

Se. Durchlaucht *Prinz von Arenberg* eröffnete als Vorsitzender die Sitzung. Nachdem derselbe mitgeteilt hatte, dass Se. Excell. der Kaiserliche Gesandte Herr Wirkl. Geh.-Rat von Brandt eigens aus Wiesbaden herbeigekommen sei, um als berufenster Kenner von China dem Redner des Abends den Dank der Abteilung ausdrücken zu können, verlas der Schriftführer Herr Emil *Selberg* die Namen der neueingetretenen Mitglieder, wie folgt:

Prinz *Prosper von Arenberg*, Durchlaucht, Sek.-Lieut. — *Seeber*, Geh. Admiralitätsrat. — Dr. jur. *Königsberger*, Kammer-Gerichts-Referendar. — *Sachs*, Hauptmann a. D. — *Götze*, Kgl. Preuss. Kammersänger. — Dr. *Kelch*, Geh. Ober-Reg.-Rat. — Dr. jur. *August Klein*, Advokat. — *Hermann Ditmar*, Kgl. Baurat. — *Stille*, Geh. Ober-Postrat. — *Ebert*, Geh. Postrat. — *Münch*, Geh. Postrat. — *Granzow*, Ober-Postrat. — *Busse*, Gerichtsreferendar. — *Dr. Max Schöller*, Rittergutsbesitzer. — *Max Tornow*, Kaufmann. — *Gustav Moritz Schulz*, Prem.-Lieut. — *Griesbach*, Ober-Postdirektor von Berlin, Geh. Ober-Postrat. — *Dr. Holtermann*, Geh. Reg.-Rat. — Dr. jur. *P. Herz*, Geh. Admiralitäts-Rat. — *von Wasmer*, Generalmajor. — *Danneel*, Geh. Admiralitäts-Rat. — *M. Wobring*, Prem.-Lieut. — *Stapelfeld*, Sek.-Lieut. — *von Deines*, Generalmajor. — *Förster*, Geh. Reg.-Rat. — *von Brixen, gen. von Hahn*, Major i. Generalstab. — *Paul Wechselmann*, Kaufmann. — Dr. jur. *Rudolph von Katzler*, Rechtsanwalt. — *E. Preuss*, Bankier. — *F. Woltze*, Bankdirektor. — *Dr. Nietner*, Oberstabsarzt. — Dr. jur. *Beermann*, Kammergerichts-Referendar. — *Lefèbre*, Prem.-Lieut. — *Dr. W. Münch*, Geheimrat, Professor. — *von Brockhusen*, Apotheker. — *R. Schönner*, Baumeister. — *Otto Meyer*, Direktor. — *Dr. Paul Ruge*, Sanitätsrat. — *Said Ruete*, Prem.-Lieut. — *W. Bornhardt*, Bergassessor. —

Hierauf erhielt Herr Geh. Ober-Baurat *Franzius* aus Kiel zu seinem Vortrage Ein Ausflug nach Kiau-Tschou das Wort:

Meine Damen und Herren!

Wenn ich den Angaben der Presse über die Vorgeschichte der Erwerbung Kiau-Tschous das Wesentlichste entnehme, so komme ich zu dem Ergebnis, dass das Bedürfnis nach einem Stützpunkte zur Wahrnehmung der deutschen Interessen in Ostasien schon seit etwa 30 Jahren zur Sprache

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gebracht ist. Dass man der Ausführung zunächst nicht näher trat, erklärt sich wohl aus den damals vorliegenden grossen politischen Aufgaben. Man war vermutlich besorgt, die zur Erreichung des erstrebten Ziels so notwendigen Kräfte durch etwaige weitere Verwickelungen in Ostasien zu zersplittern.

Der Gedanke schlief also zeitweilig ein, aber mit der Entwickelung unserer Marine, mit dem Aufblühen unseres Handels und unserer Reederei im Osten erwachte er wieder in verschiedener Gestalt und es ist begreiflich, dass während des Krieges zwischen China und Japan vorzugsweise das Bedürfnis eines militärischen Stützpunktes in Form einer Flotten- oder Kohlenstation betont wurde. Dem gegenüber ist es vielleicht nicht ohne Interesse hervorzuheben, dass die Marine in allen ihren Zweigen von vornherein betonte, es müssten hier, ebenso wie in unsern bereits vorhandenen überseeischen Besitzungen, in erster Linie die wirtschaftlichen Erfordernisse gewahrt werden und den militärischen Anforderungen in jeder Hinsicht vorangehen. Das ist durchaus nicht so wunderbar, als es auf den ersten Blick erscheint. Kennen doch viele unserer älteren Seeoffiziere aus eigener wiederholter Anschauung die Fortschritte, welche unser Handel Dank der Geschicklichkeit unserer Hamburger und Bremer Grosshändler, Dank dem Unternehmungsgeist und Opfermut unserer Reeder, vor allen des Norddeutschen Lloyds in den letzten drei Jahrzehnten in Asien gemacht hat. Und je länger sie in jenen Gegenden weilten, desto fester wurde in ihnen die Ueberzeugung, dass bei den guten Beziehungen zwischen Deutschland und China, bei dem Vertrauen, welches unsere Kaufleute und Techniker im Reich der Mitte geniessen, die deutsche Industrie sich dort in noch weit höherem Masse ein Absatzgebiet erschliessen könne, als das bisher der Fall war, wenn unsere Landsleute von einem unter deutscher Verwaltung stehenden Ausgangspunkte der chinesischen Küste nicht nur auf den zahlreich vorhandenen Wasserwegen, sondern auch auf Eisen-

bahnen ins Innere des Landes eindringen könnten. Die Möglichkeit, mit der Zeit einen bedeutenden deutschen Handelsplatz an der chinesischen Küste zu gründen, welcher mit seinen Verkehrsadern neue Provinzen dieses Reichs erschliesst, wurde für noch weit wichtiger gehalten, als die grossen militärischen Vorteile, welche aus einem geeigneten Stützpunkte entspringen, von denen ich nur das Docken unserer Kriegsschiffe in deutschen Docks, statt in englischen oder japanischen, nnd die Sicherung des jederzeitigen Kohlenbedarfs nennen will. Die Ansicht wurde also immer lauter, dass das, was England in Hongkong, Portugal in Macao, Frankreich in Tonking, Russland von der Mandschurei aus und Japan in Formosa erreichten, auch von Deutschland erstrebt werden müsse, wenn es auf dem ostasiatischen Markt nicht bloss geduldet sein wolle. Die kleinen Niederlassungsgebiete in Tientsin und Hankau, welche nach dem Frieden von Schimonosecky von Deutschland angekauft wurden, konnten, so wertvoll sie sonst sind, hierzu nicht benutzt werden. Man musste an die Erwerbung eines unter deutschem Hoheitsrecht stehenden Platzes denken und durfte um so mehr hoffen hierbei von chinesischer Seite Entgegenkommen zu finden, als ja die Eröffnung eines neuen Hafens, die Herstellung von Eisenbahnen und die Aufschliessung von Kohlen- und Eisenlagern nicht etwa nur den Inhabern der Konzessionen, sondern in erster Linie dem chinesischen Reiche selbst von höchstem Nutzen sein wird.

Bevor man in nähere Verhandlungen wegen Erwerbung eines Terrains eintreten konnte, kam es nun darauf an, diejenigen Plätze zu ermitteln, welche für die Anlage eines Stützpunktes geeignet sein würden. Vorgeschlagen waren besonders drei: Amoy, die Mirs-Bay oder, weil diese doch allzunahe bei Hongkong lag, die Samsah-Bucht, und die Bucht von Kiau-Tschou. Sofern man vorzugsweise nur an eine Flottenstation gedacht hatte, war man der Ansicht, dass die Erwerbung einer Insel mit Rücksicht auf die leichtere Verteidigung einem Platze am Festlande vorzuziehen sei. Es

würden deshalb wohl die Inseln des Chusan-Archipels wegen ihrer vorzüglichen Lage mitten vor dem Yangtze, der Hauptverkehrsader des ganzen Reichs und unmittelbar an der grossen Fahrstrasse gelegen, genannt, aber die Erwerbung einer dieser Inseln würde vermutlich grosse Schwierigkeiten gehabt haben, weil England bekanntlich eine Art von Vorkaufsrecht auf sie zu haben behauptet. Selbstverständlich mussten aber die Interessensphären anderer Nationen möglichst unberührt bleiben. Ob das ganz gelingen würde, war von vornherein wohl nicht genau zu übersehen, weil dieser Forderung im Grunde nur Kiau-Tschou entsprach und man selbst hier längere Zeit in Zweifel sein konnte, ob nicht Russland Ansprüche erheben würde, da es die Bucht bereits als Winterstation für seine Kriegsschiffe benutzt hatte.

Im Vordergrunde des Interesses stand zunächst Amoy, unstreitig einer der besten Häfen Chinas, ein alter Handelsplatz mit regem Schiffsverkehr, an der Hauptstrasse gegenüber von Formosa gelegen, allerdings Vertragshafen und insofern voraussichtlich schwer zu haben. Aber es schien unseren Landsleuten in China, als ob die englische Regierung gegen die Erwerbung Amoys durch Deutschland keine Einwendungen machen werde und andere Nationen waren hier weniger interessiert. Sollte aber Amoy als Vertragshafen nicht zu erwerben sein, so wurden die nahe gelegenen Inseln Kulangsu und Quemoy vorgeschlagen. Ob dieselben geeignet seien, war nicht bekannt. Noch weniger wusste man von der Samsah-Bucht, die nicht weit von der grossen Stadt Futschau liegt, dem Handel noch nicht geöffnet ist und deshalb wahrscheinlich leichter zu erwerben war, als ein Vertragshafen.

Gegen Kiau-Tschou wurden anfangs verschiedene Bedenken laut. Die Bucht war fast gar nicht bekannt, man hielt sie nicht für eisfrei, für zu gross und ungünstig in Bezug auf Wassertiefen und Verteidigung, wirtschaftlich für bedeutungslos, da ihr das Hinterland fehle u. s. w. Dem gegenüber wurden aber auch andere Ansichten laut, die sich namentlich auf das Studium des berühmten Werkes von Richt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hofen stützten, in welchem ja schon dieselben äusserst günstigen Ansichten über die Bedeutung der Bucht in wirtschaftlicher Hinsicht ausgesprochen sind, die dieser gründlichste Kenner Chinas erst neuerdings mit solchem Nachdruck in den Preussischen Jahrbüchern vertreten hat. Weil aber Freiherr v. Richthofen die Bucht nicht selbst gesehen hatte und es wünschenswert war, über die Brauchbarkeit derselben für Hafenanlagen und namentlich über die Ausführbarkeit von Eisenbahnen in das Hinterland auch ein technisches Urteil zu erlangen, so besuchte der damalige Chef der Kreuzerdivision, jetzige Staatssekretär des Reichs-Marine-Amts, die Bucht zunächst persönlich und forderte dann die Entsendung eines Hafenbautechnikers zur Besichtigung der in Vorschlag gebrachten Plätze. Darauf hin erhielt ich den Auftrag, in Begleitung meines jugendlichen Neffen und Fachgenossen Franz Franzius eine wasserbauliche Studienreise nach Ostasien vorzunehmen und traf mit demselben auf dem trefflichen Lloyddampfer „Preussen“ Mitte Februar 1897 in Hongkong ein.

Wir haben uns dann während eines Zeitraumes von 4 Monaten eine ganze Reihe von Hafenplätzen an der chinesischen und japanischen Küste angesehen, um ein allgemeines Bild der dortigen Verhältnisse zu gewinnen und zwar nicht nur in technischer, sondern soweit es möglich war, auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Wir haben gesehen, was die Engländer in Hongkong aus einem richtig gewählten, aber sonst öden Platze im Laufe von 50 Jahren mit grossen Mitteln gemacht haben und daraus den Mut gewonnen, für einen zur Zeit auch noch öden, aber allen Bedingungen für wirtschaftliche Entwickelung entsprechenden Platz entschieden einzutreten. Wir haben den Unterschied im Klima zwischen Süd- und Nord-China ziemlich kennen gelernt und die Verschiedenheit der Bevölkerung. Wir erkannten, was sich aus den Chinesen unter europäischer Verwaltung in Hongkong und Shanghai hat machen lassen und begriffen, wie man sich in China sehr wohl fühlen kann. Je länger wir das Volk

kennen lernten, desto mehr erkannten wir die trotz mancher abstossenden Aeusserlichkeit vorhandenen guten Seiten. So sind wir halbe Chinesen geworden und wer weiss, ob es bei dem einen Ausflug nach Kiau-Tschou bleibt!

Zunächst kamen wir aber nach Amoy im Süden der Provinz Fokien. Den in technischer Hinsicht an einen guten Hafen zu stellenden Anforderungen entspricht die zwischen den Inseln Amoy und Kulangsu gelegene etwa 3000 m lange und 400 m breite Rinne im allgemeinen. Es finden sich jedoch überall unter Wasser Felsen, welche zunächst mit erheblichen Kosten weggeräumt werden müssten. Der Flutwechsel beträgt für gewöhnlich 4,5, bei Springfluten sogar 6 m und werden dadurch starke Strömungen, die der Schiffahrt hinderlich sind, hervorgerufen.

Das Klima ist im Sommer sehr ungesund. In der auf der Insel Amoy gelegenen eigentlichen Stadt, in der sich auch die Geschäftsräume der europäischen Kaufleute befinden, herrschen Typhus, Fieber und Cholera fast immer. Die Pest wird oft eingeschleppt. Auf der kleinen Insel Kulangsu, auf der die Wohnungen der Europäer liegen, ist es etwas besser. Die Bevölkerung ist eine so dichte, dass von hier aus die stärkste Auswanderung stattfindet. Je nach dem zu erwartenden Ausfall der Ernte wird von den Ältesten der grossen Familienverbände festgesetzt, wie gross die Auswanderung in dem betreffenden Jahr werden muss. Im Jahre 1895 wanderten beispielsweise 113 000 Chinesen von Amoy aus und kehrten 74 000 zurück. Sie gehen vorzugsweise nach Singapur und den Philippinen und sollen dort, wenn sie wohlhabend werden, meistens bleiben, um der Aussaugung durch die chinesischen Beamten zu entgehen.

Amoy ist Vertragshafen und in der Stadt eine kleine englische Niederlassung. Auf der grossen Insel Amoy ist, wie im ganzen China, der Kaiser der eigentliche Grundeigentümer. Auf dem kleinen Kulangsu ist es ausnahmsweise anders. Diese Insel ist von der Ming-Dynastie an zwei Familien geschenkt und dadurch aller Grundbesitz allmählich

in die Hände der verschiedensten Privateigentümer übergegangen, von denen es erworben werden müsste.

Der Handel von Amoy hat durch verschiedene Umstände sehr an Bedeutung verloren. Zunächst durch die Konkurrenz des benachbarten Freihafens Hongkong, welcher die Verteilung der Einfuhr an sich genommen hat. Sodann durch den Rückgang des Theegeschäfts. England bezieht seinen Thee aus Ostindien, Formosa liefert den seinigen nicht mehr wie früher nach Amoy und Futschau, sondern seitdem es japanisch wurde, nach Japan. Während man in Ostindien alles aufbietet, den Thee durch verbesserte Kultur und Behandlung zu veredeln, sind die chinesischen Theebauern hierzu nicht im stande und ihnen fehlen die Mittel mit dem Rückgange des Handels von Jahr zu Jahr mehr. So ist denn, während alle Häfen Chinas, namentlich die nördlichen, sich in den letzten Jahren bedeutend hoben, der Handel Amoys ständig im Rückgang, obgleich der Schiffsverkehr wegen der täglich ein- und auslaufenden Küstendampfer noch ein reger ist. Die Möglichkeit, eine Aenderung dieser wirtschaftlichen Verhältnisse herbeizuführen, ist nicht abzusehen. Durch die Abtretung Formosas ist das Haupttheegeschäft unrettbar verloren und andere Ausfuhrartikel von Bedeutung sind nicht vorhanden. Die Einfuhr kann durch Heranziehung neuer Bedarfsgegenstände etwas zunehmen, aber eine grössere Ausdehnung des Absatzgebietes durch Anlegung von Eisenbahnen stehen in Gestalt bedeutender Höhenzüge auf dem Festlande so erhebliche Schwierigkeiten entgegen, dass daran nicht zu denken ist. Amoy hat kein Hinterland. Der ganze Norden der Provinz Fokien ist von Futschau abhängig und die hinter Fokien gelegene Provinz Kiang-Si gehört bereits vollständig zum Gebiet des Yangtze. Alle Flüsse gehen dorthin und auf ihnen über den Poyang-See der Thee nach Kiukiang und Hankau, dem Haupt-Theemarkt Chinas. Wollte man aber versuchen, die Einfuhr Amoys durch Umwandlung des Vertragshafens in einen Freihafen zu heben, so würde das in den benach-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

barten Plätzen Hongkong und Schanghai seit Jahren thätige deutsche Kapital schwerlich grosses Interesse für Amoy zeigen und andererseits würde man China den Ausfall an Seezöllen und Hafenabgaben ersetzen müssen, was alles bei noch nicht geöffneten Häfen weit günstiger sich gestalten würde.

Für eine blosse Marinestation würde Amoy brauchbar sein, obgleich das schlechte Klima auch hiergegen sprechen müsste und Hafen und Befestigungsanlagen jedenfalls mehr Geld erfordern als die Bucht von Kiau-Tschou.

Da Quemoy in jeder Hinsicht für wirtschaftliche Entwickelung ungünstiger gelegen ist als Amoy, so ist über diesen Platz weiter nichts zu sagen.

Ueber die Samsah-Bucht kann ich mich kurz fassen. Sie umfasst 4 verschiedene Buchten, die von hohen Bergen umgeben sind und teilweise guten Schutz geben. Der Wasserwechsel ist noch bedeutender als bei Amoy und die Strömungen sehr unbequem. Die Höhen sind zum Teil bewaldet. Die Gegend trägt japanischen Charakter und ist sehr anziehend. Das Klima scheint insofern bedenklich, als grosse aus Thonschlamm bestehende Wattflächen vorhanden sind, die bei der grossen Hitze in den ringsum geschlossenen Buchten höchst wahrscheinlich die Veranlassung zu Fieber und Typhus geben. Die Bevölkerung ist augenscheinlich arm und steht mit der Aussenwelt sehr wenig in Verbindung. Sie lebt vom Ackerbau.

Ein Hinterland, das aufzuschliessen wäre, ist hier noch viel weniger vorhanden als in Amoy. Von Handel ist bislang keine Rede gewesen. Lohnend ist die Jagd und zwar auch die Tigerjagd.

Ich komme nunmehr zum eigentlichen Gegenstande des Vortrags.

Die Stadt Kiau-Tschou und der Name Kiau stammen aus alter Zeit von einem der beiden unabhängigen Volksstämme jener Gegend der Kiau und der Lai. Der Stamm der Lai, dessen Name sich in dem der Stadt Lai-tschau-fu erhalten hat, wird schon 2000 Jahre v. Chr. Geburt genannt

und von ihr berichtet, dass er die Seide des Gebirgsmaulbeerbaums als Tribut zu entrichten hatte. Der Stamm der Kiau wird zuerst 600 v. Chr. genannt und wird angenommen, dass die Stadt Kiau etwa 500 v. Chr. gegründet ist Damals lag sie vermutlich unmittelbar an der Mündung des Kiau-Flusses in die grosse Meeresbucht. Heute ist sie infolge der eingetretenen Versandung etwa eine deutsche Meile vom Wasser entfernt.

Auf der Nordseite der Einfahrt zur eigentlichen Bucht sieht man eine kleine Bucht mit einer Landungsbrücke, dahinter einige grössere Baulichkeiten und ein befestigtes Lager. Hier liegt das Dorf Tschingtau mit Zollhaus, Telegraphenstation, und dem Amtsgebäude des chinesischen Generals. In dem letzteren hat sich jetzt die deutsche Verwaltung vorläufig ein Unterkommen geschaffen. Hier liegen die deutschen Schiffe während des Winters gegen die Nordwinde vollständig geschützt und wird die von den Chinesen auf einem Riff hergestellte, etwa 180 m lange Steinmole durch einen Landungssteg aus eisernen Schraubenpfählen, mit dessen Herstellung ebenfalls schon von den Chinesen begonnen war, soweit verlängert, dass die Dampfboote auch bei Niedrigwasser dort anlegen können.

Der Platz ist wie gesagt gegen die rauhen Nordwinde geschützt und in dieser Hinsicht vermutlich im Winter den meisten Plätzen innerhalb der Bucht vorläufig vorzuziehen. Es ist daher zu erwarten, dass sich hier alsbald eine deutsche Niederlassung gründen wird.

Die K.-B. liegt 390 Seemeilen nördlich von der Mündung des Yangtze, so dass man sie von Shanghai aus mit gewöhnlichen Dampfern in etwa 30 Stunden erreicht. Die Ansteuerung ist eine bequeme und wenn man sich der gegen die herrschenden Winde, den Nordost- und den Südwest-Monsun gleich gut gedeckten Einfahrt nähert, sieht man zur Rechten der Bucht die mehr als 1000 m hohen Granit-Felsen des Laoshan emporragen, während zur Linken die Höhen sich nicht über 2—300 m erheben. Von der 2 Seemeilen breiten Einfahrt haben 1,5 Meilen für die grössten

Schiffe ausreichende Tiefe. Die Bucht misst in jeder Richtung etwa 12 Seemeilen, doch fallen weite Flächen bei Niedrigwasser trocken, so dass der für grosse Schiffe in Frage kommende Raum etwa einer Kreisfläche mit 4 Seemeilen Durchmesser oder einer deutschen Quadratmeile entspricht. An dieses Becken schliesst sich nach Nordost noch eine nutzbare Rinne von 4 Seemeilen Länge mit 1000 m Breite und mindestens 6 m Tiefe bei Niedrigwasser an.

Da der durch Ebbe und Flut erzeugte Wasserwechsel etwa 3—4 m beträgt, also etwa so viel wie bei uns an der Nordseeküste, so liegt ein Vergleich der Bucht mit dem Jade-Busen nahe und wer von Ihnen diesen kennt, mag sich also eine den Jade-Busen an Ausdehnung noch übertreffende Wasserfläche denken, an welche sich nach Nordost noch eine Rinne von der Grösse des Kieler Hafens anschliesst.

Das Klima wird allseitig als das gesundeste in ganz China bezeichnet. Die Wärme ist im Sommer zwar noch gross, aber die Trockenheit der Luft soll sie leicht ertragen lassen. Im Winter giebt es Frost und Schnee, doch soll die Bucht nach den Angaben der Bewohner nur auf den nordwestlichen Wattflächen zeitweise Eis zeigen. Der Schifffahrt soll daraus, wie allgemein versichert wurde, ein Hindernis nicht erwachsen.

Die herrschenden Winde, der Nordost- und Südwest-Monsun sind gleichzeitig auch die stärksten. Taifune sollen selten sein. Wenn auch die Bucht gegen diese Winde gut gedeckt ist und somit einen sehr geschützten Ankerplatz bildet, so wird sich doch infolge ihrer grossen Ausdehnung aus jeder Richtung soviel Seegang erzeugen, dass z. B. ein Löschen und Laden mit Hilfe von Leichterfahrzeugen zeitweise ebenso unmöglich sein wird, wie der Verkehr mit leichten Booten. Die Bucht bildet zwar eine ausgezeichnete Reede, doch müssen die eigentlichen Hafenanlagen, wie in allen solchen Fällen so auch hier, noch geschaffen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Besonders starke, nachteilige Strömungen sind nicht vorhanden. Das Wasser ist, seitdem der Hoangho seine gelben Fluten nicht mehr wie von 1300—1852 an der Südseite der Halbinsel Schantung ins Meer wälzt, frei von Sinkstoffen. Wenn trotzdem eine Abnahme der Wassertiefen in der Bucht im Laufe der Zeit eingetreten ist, so wird diese Erscheinung durch die Sandmassen hervorgerufen, welche der Bucht durch die sich in sie ergiessenden Bäche und Flüsse zur Regenzeit von den entwaldeten Gneissgebirgen zugeführt werden. Die Ursachen der Verflachung liegen also nicht in Schlickablagerungen aus der See. Vergleicht man die Kiau-Tschou-Bucht auch in dieser Beziehung wieder mit dem Jade-Busen, so sind die Verhältnisse in der Kiau-Tschou-Bucht ungleich günstiger. Während in der Jade die Schlickablagerung und Tiefenverringerung im ganzen Bereich des Busens überall dort stattfindet, wo die Wassergeschwindigkeit wie regelmässig bei Hochwasser und Niedrigwasser zeitweilig gering wird, so geht die Versandung in der Kiau-Tschou-Bucht nur von einzelnen Punkten aus vor sich. Fängt man den Sand an diesen Stellen auf und zwingt die Wasserläufe ihn dort abzulagern, wo er nicht schädlich, sondern nützlich ist, so ist man im stande grosse jetzt unbrauchbare Wattflächen hochwasserfrei zu machen oder einzudeichen. Denn für die Erhaltung der Wassertiefen in der Einfahrt und dem Fahrwasser ist die Verringerung der Wasserflächen in der Kiau-Tschou-Bucht ganz ohne Nachteil, während man bei dem Schlickgehalt des Jade-Busens dort ängstlich darauf halten muss, dass die Wasserfläche in ihrer Ausdehnung nicht eingeschränkt wird, weil nur dann die vom Meer in die Bucht eindringende und bei Ebbe wieder auslaufende Wassermasse gross und kräftig genug bleibt, die Tiefe im Fahrwasser zu erhalten. In der Bucht von Kiau-Tschou kann der vom Lande zufliessende Sand ohne grosse Kosten hinfort nützlich verwendet werden, indem man ihm nicht mehr gestattet in die grösseren Tiefen vorzudringen, sondern zwingt, die unbequemen Seegang erzeugenden flachen Wasserflächen in brauchbares Land zu verwandeln. Diese

Flächen sind so gross, dass sie auf Jahrhunderte hinreichen, den zufliessenden Sand aufzunehmen. Vermutlich wird aber der Zufluss infolge von Bewaldung der Höhen allmälich sehr abnehmen.

Dass man es bei allen Bauten in der Kiau-Tchou-Bucht mit Sand und nicht wie in der Jade mit Schlick zu thun hat, fällt für die Kosten der Bauwerke selbstverständlich sehr günstig ins Gewicht.

Auch für den Ankergrund ist das von Wichtigkeit.

Die bisherige Tiefenabnahme hat namentlich von Nordwesten her, wo der bedeutendste Fluss, der Kiau-ho oder Wu-ho, mündet, stattgefunden. In den für Hafenanlagen in erster Linie in Frage kommenden östlichen Teilen der Bucht konnte ich eine merkliche Verschiebung der 10 Meterlinie gegen die Angaben der englischen Messungen von 1863 nicht feststellen.

Das Vorhandensein des Bohrwurms liess sich bei dem vollständigen Mangel an Holzbauten nicht nachweisen, ist aber mit Sicherheit anzunehmen, weil er an der ganzen chinesischen Küste und beispielsweise in dem benachbarten Tschifu sehr stark auftritt. Man wird also wahrscheinlich zu Wasserbauten kein Holz verwenden dürfen, obgleich solches von Canada in vorzüglicher Beschaffenheit zu etwa demselben Preise zu haben ist, den man in Nord-Deutschland für preussisches Holz zahlt.

Die Bucht ist nach Osten und Süden von Bergketten umgeben. Die östlichen fallen sanft, die südlichen steil in die Bucht. Nach Nordost senken sich die Höhen immer mehr, nach Norden ist alles flach, ebenso im Westen, doch treten dort einzelne Kegel empor. Die Gebirge bestehen vorzugsweise aus Gneiss. Die in die Bucht auslaufenden Felsenriffe zeigen aber auch Kalkstein und am Nordostufer bei Nü-ku-kau, wenn ich nicht irre, Sandstein. In der Bucht liegen ausser den Inseln Tschiposan und Potatoe Island, die ich nicht habe besuchen können, zwei Riffe von Bedeutung, der Horse-shoe Rock und Womans Island, von denen namentlich ersterer jetzt noch der Schiffahrt gefährlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sein kann, weil er bei Hochwasser fast ganz unsichtbar ist. Es ist jedoch nicht unmöglich, dass man beide Riffe später durch Aufmauerung als Wellenbrecher sehr nützlich verwendet.

Auf der Strecke zwischen Horse-shoe und Womans Island gehen die für grosse Schiffe ausreichenden Tiefen ziemlich nahe an das Ostufer heran und hier liesse sich ein Handelshafen von grossen Abmessungen anlegen. Es muss jedoch noch festgestellt werden, ob dieser Platz gegen ein Bombardement von See her ausreichend geschützt ist und wenn das nicht der Fall sein sollte, wird man vermutlich nördlich von Womans Island, wo die Wassertiefe bei Niedrigwasser noch immer 10 m beträgt, die für grosse Schiffe erforderlichen Anlagen herzustellen suchen, während die kleineren Fahrzeuge, ebenso wie jetzt die chinesischen Dschunken, möglichst weit in der tiefen Rinne nach Norden vordringen und dort östlich von Potatoe Island den besten Schutz finden. Die kleine Stadt Nü-ku-kau bildet dort jetzt den Einfuhrhafen für diejenigen Güter, welche auf Dschunken heran gebracht werden, von denen ich nur Baumwolle als selbst gesehen nennen kann.

Wenn wir uns nun vom Wasser aufs Land begeben wollen, so ist das in der Bucht zunächst noch ziemlich unbequem. Nur an wenigen Stellen kann man mit Booten landen, ohne nasse Füsse zu bekommen. Die Ufer erheben sich dünenartig etwa 15—20 m über den eigentlichen Strand. Aus Dünen und Strand treten aber zahlreiche Felsriffe hervor, welche sich über und unter Wasser in die Bucht hineinerstrecken. Solche Riffe kann man ohne grosse Kosten als Molen zu Landungsplätzen ausbilden und die Chinesen haben, wie bereits gesagt, an einer sehr geschützten Stelle ausserhalb der Bucht bei dem Dorfe Tsching-tau einen solchen Landungsplatz angelegt.

Ich muss nun leider bitten, dass Sie sich kein zu günstiges Bild von der nächsten Umgebung der Bucht machen. Wohl kann sich das Auge bei schönem Wetter, wie ich es

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Mai hatte, an der wundervollen Farbenpracht erlaben, in der die rotgrauen Berge und das bald tiefblaue, bald durch alle Schattierung von Grün erglänzende Wasser sich zeigen, aber von menschlicher Kultur ist noch wenig zu spüren nnd die Vegetation lässt gerade dort, wo man an der Südostseite das Land zunächst betritt, auch noch viel zu wünschen übrig. Die niedrigen Höhen und das wellige Terrain zwischen ihnen bestehen aus verwittertem Gneiss und sind deshalb sehr sandig. Aber je weiter man nach Norden zu an der Bucht hinauf kommt, desto besser wird der Boden und er geht immer mehr in äusserst fruchtbaren Löss über, der dann mit überraschender Sorgfalt von den in zahllosen Dörfern angesiedelten Chinesen beackert ist. Diese Dörfer machen zum Teil einen sehr dürftigen, zum Teil aber auch einen recht freundlichen Eindruck. Ich habe Lehmhütten kleinster Art gefunden, die von alter Zeit her zum Schutz gegen Räuber mit hohen, jetzt zerfallenen Lehmwällen und Gräben umgeben waren, aber auch wesentlich besser hergestellte Häuser mit Granitsockel und Ziegelwänden, mit kleinen Gärten, in denen gelbe Rosen und Glycinen in grösster Ueppigkeit blüheten. Auch eine niedrige Syringe von ausserordentlichem Duft. Rings um einige dieser Dörfer zogen sich grosse Anpflanzungen von Obstbäumen, meistens Birnen, die allerdings nach unseren Begriffen nicht besonders wohlschmeckend sind. Ich zweifle aber keinen Augenblick, dass in wenigen Jahren in K. ebenso schöne Weintrauben gedeihen, wie jetzt in Tschifu, zumal einer der Besitzer jener Weinberge sich schon auf dem Wege nach K. befindet. Ausser Birnbäumen habe ich Aprikosen und Wallnussbäume gesehen.

Rinder und Pferde sind nicht sehr zahlreich. Die Tiere klein aber nicht hässlich. Vorzugsweise sind Esel und Maultiere in Gebrauch. Eben so zahlreich wie diese sind kleine schwarze Schweine, Ziegen und Schafe dagegen wieder selten. Die Dorfhunde sind ebenso friedlich wie die Menschen. Ich erinnere mich nicht ein einziges Mal von ihnen angebellt worden zu sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hühner und Enten werden überall gehalten, auch Tauben. Wasservögel giebt es auf den Watten in grosser Zahl. Singvögel werden aus Mangel an Wald und Büschen schwerlich vorhanden sein. Ich habe sie nur in den kleinen Käfigen gesehen, die namentlich von Soldaten gern mitgeführt und an irgend einen Zweig gehängt werden. Der glückliche Besitzer hockt dann in Geduld neben dem Vogelbauer und erfreut sich des Gesanges. Der verbreiteste Vogel in ganz China ist die Elster. Sie fehlt auch in Kiau-Tschou nicht.

An Fischen soll die Bucht reich sein, doch war von Fischerei nicht viel zu bemerken. In der Stadt Kiau wurden jedoch unserm Hornfisch ähnliche, 1—2 m lange Fische in grosser Menge auf den Markt gebracht.

Das an Deutschland verpachtete Gebiet ist nicht übervölkert, weil es weniger fruchtbar ist, als die nach Norden sich anschliessende Ebene. Die Bevölkerung macht einen kräftigen Eindruck. Sie ist gutmütig und zutraulich. Man darf nur die Geduld nicht verlieren. Das ist freilich nicht ganz leicht, wenn man von unzähligen Männern und Kindern umringt wird, die alle den Fremdling betasten und das Zeug oder das Fernglas untersuchen wollen. Flüchtet man nun auch in den vom Wirt als Schlafzimmer überwiesenen Raum, so dringt doch eine ganze Anzahl mit hinein, weil die Thür nicht verschliessbar und in dem Raum kein Stück Möbel vorhanden ist, sodass man die Thür auch nicht verbarrikadieren kann. Hat man die Neugierigen endlich hinausgejagt und die Thür zugebunden, so bleiben sie an den Fenstern stehen, durchstossen die Papierscheiben und betrachten den Fremden solange, bis es dunkel im Innern ist.

So wird die Bevölkerung durch ihre Neugierde wohl lästig, aber obgleich ich nur mit 2 Begleitern ins Land hinein ritt, sind wir doch während eines 5tägigen Ausfluges weder durch Wort noch That auch nur im Geringsten behelligt worden.

Die Häuser werden meistens so hergestellt, dass die das Dach tragende Konstruktion aus Holz besteht und die aus

Lehm gestampften, oder aus an der Luft getrockneten Ziegeln, bisweilen sogar aus Granitquadern hergestellten Mauern nur zur Umschliessung und Abtrennung der einzelnen Räume dienen. Das Dach ist meistens mit gebrannten Dachpfannen eingedeckt, bei sehr dürftigen Verhältnissen nur mit Stroh und Lehm. Reiche Chinesen bewohnen ein mit hoher Mauer umgebenes Gehöft, in welchem die Wohn- und Wirtschaftsräume um mehrere grosse Höfe gruppiert sind. In solchen Gebäuden befinden sich dann auch namentlich in dem mit Hausaltar geschmückten Empfangszimmer einige Möbel, in den Schlafzimmern sogar eine Art von Bettstellen, aber im allgemeinen ist eine mit Matten bedeckte Holz- oder Lehm-Pritsche die einzige Ausstattung. Hier schläft der Bewohner ohne sich zu entkleiden in seinem wattierten Rock.

Gefallen findet man an der Bevölkerung, wenn man ihre Genügsamkeit und ihren Fleiss erkennt. Der chinesische Arbeiter ist gewöhnt vom Sonnenaufgang bis -Untergang mit geringen Pausen zu arbeiten. Wenn er selbständig ist, kümmert er sich nicht um die Tageszeit und ich habe verschiedentlich Handwerker um Mitternacht und Landleute vor Tagesgrauen an der Arbeit gesehen. Wird er müde, so schläft er, ob es Tag oder Nacht ist, einige Stunden und arbeitet weiter. Einen wöchentlichen Ruhetag kennt er nicht.

Die Leute, die wir am Ufer zunächst sahen, waren die Soldaten aus den Lagern, junge kräftige Gestalten. Meistens liefen sie unbewaffnet in kleinen Trupps umher, in blau und roten Kitteln, mit den zweiteiligen Ueberhosen, grossen runden Strohhüten, Filzschuhen, einem Regenschirm in der Hand und machten keinen sehr kriegerischen Eindruck.

Auf den Aeckern sah man wenig Leute, weil die Kornfelder überall grünten und nur einzelne Aecker noch besonders bestellt wurden. Auf den Wegen aber trafen wir namentlich im Norden der Bucht viele Karrenschieber, die mit bewundernswerter Kraft und Ausdauer ihre Lasten meilenweit durchs Land fortbewegen. Die Fahrstrassen gleichen unsern breiten Feldwegen, aber Wagen sind ganz unbekannt, zwei-

rädrige Karren wie sie im Norden Chinas gebräuchlich sind, sahen wir in ganz geringer Zahl, das Beförderungsmittel ist fast ausschliesslich die auch in Shanghai gebräuchliche Schubkarre mit einem grossen Rade, zu dessen beiden Seiten die Last ruht, und die von einem Manne geschoben, häufig aber noch von einem zweiten Manne und einem Esel gezogen wird. Die von Herrn v. Richthofen erwähnte böse Sitte, auch Frauen zum Ziehen zu verwenden, habe ich niemals bemerkt. Ob ganz China oder nur die Umgegend von Kiau-Tschou solchen Fortschritt gemacht hat, vermag ich nicht anzugeben.

Eine kleine Karre trägt etwa 3—4 Zentner, eine grosse das Doppelte. Die Karre mit 2 Maultieren kostet für 1 Tag etwa 3 Mark, die grosse mit 3 Maultieren 5 Mark. Ein Esel zum Reiten 50 Pfennig, für Maultier oder Pferd 1,20 Mark.

Beim Karrentransport rechnet man auf Zurücklegung eines Weges von etwa 35 Kilometer, beim Reiten auf 50—60 Kilometer. Die Tagelöhne eines Handlangers sind mir zu 30—35 Pfennig angegeben, die eines Maurers, Zimmermanns, Tischlers, Böttchers zu 40 Pfennig, eines Schmieds, Kupferschmieds, Steinmetzen zu 50 Pfennig. Die Handlanger sollen bei guter Anleitung und Aufsicht ungefähr ebensoviel leisten können wie Europäer. Bei den Handwerkern bedarf es einer 1—2 Monate langen Schulung, um sie soweit zu bringen, dass sie etwa die Hälfte eines Europäers leisten. Bei guter Behandlung und guter Bezahlung sollen sich tüchtige Schlosser, Heizer, Lokomotivführer u. s. w. aus den Arbeitern bilden lassen. Alle diese Angaben verdanke ich dem Regierungs-Baumeister Hildebrand.

Man hat aus der Anspruchslosigkeit der Chinesen den Schluss ziehen wollen, als ob China kein Bedürfnis für europäische Produkte habe. Das halte ich nicht für richtig. Wenn man Städte wie Singapur, Hongkong und Shanghai kennen gelernt hat, sieht man sofort, dass die Bedürfnislosigkeit sich in einen starken Hang zum Luxus verwandelt, sobald nur die Gelegenheit geboten wird, Geld zu erwerben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und die Sicherheit geschaffen, es vor der Habgier der Beamten zu bewahren. Dass der Geschmack der wohlhabenden Chinesen vorläufig noch ein chinesischer ist, versteht sich bei der vollständigen Abgeschlossenheit des Landes von selbst. Aber mit dem Ausbau der Eisenbahnen, mit der weiter zunehmenden Erschliessung des Innern wird auch die europäische Kultur und europäischer Geschmack sich in China ebenso eindrängen, wie er es in der ganzen übrigen Welt gethan hat.

Aber worauf beruhen die Aussichten für die Entwickelung des Platzes?

Herr v. Richthofen hat in überzeugender Weise nachgewiesen, wie die Aufschliessung Schantungs und der westlich und nordwestlich von Schantung gelegenen reichen Provinzen durch eine von K. ausgehende Eisenbahn für unsern Handel und Industrie von höchster Bedeutung sein wird. Von allen Kaufleuten, Technikern und sonstigen Kennern des Landes ist mir das im Süden wie im Norden Chinas ebenso ausgesprochen. Von diesen wurde auch die Bedeutung einer direkten Eisenbahn-Verbindung Kiau-Tschou, Tientsin, Peking für sehr wünschenswert gehalten, um die jetzt für mehrere Wintermonate durch Eis regelmässig unterbrochene Dampferverbindung zwischen Tientsin und Shanghai zu ersetzen. Aber ich glaube, dass die Rentabilität dieser Linie doch wegen der technischen Schwierigkeiten in der Ueberbrückung der vielen Flussläufe, namentlich des Hoangho vorläufig schwer nachzuweisen sein würde und halte die Linie über Tsinangfu, an dem südlichen Ufer des Hoangho hinauf bis zur Bahn Hankau-Peking für weit wichtiger. Ich glaube ferner, dass schon allein die Aufschliessung der in Schantung vorhandenen Kohlenlager und die Schaffung geregelter Kohlenausfuhr dem Hafen Kiau-Tschou eine grosse Bedeutung sichern werden. Die Kohle von Weihsien wurde in der Stadt Kiau-Tschou, also nur etwa 70 km von der Lagerstelle, mit 80 M. die

Tonne bezahlt und natürlich nur pfundeweis gehandelt, weil der ganze Transport mit Schiebkarren auf Lehmwegen erfolgte. Eine Steinstrasse zwischen diesen Städten, von der ich gelesen hatte, ist nicht vorhanden.

Gelingt es, die Schantung-Kohle, deren gute Beschaffenheit durch die von Herrn v. Richthofen in seinem grossen Werk, Band II, S. 784, angegebenen Analysen festgestellt ist, in K. zu verladen, so kann damit an der ganzen asiatischen Küste und selbstverständlich auch auf den Dampfern des Yangtze die Konkurrenz mit der jetzt dort fast ausschliesslich benutzten japanischen Kohle aufgenommen werden.*)

Kann andererseits die chinesische Bevölkerung zu billigen Preisen Kohlen als Brennmaterial beziehen, so wird die Umgebung der Bucht und das Gebirgsland von Schantung nach einiger Zeit ein ganz anderes Aussehen bekommen, weil man nicht mehr nötig hat, alles Holz schon als Strauchwerk zur Feuerung zu verwenden. Dann werden die Höhen ebenso bewalden, wie die von Hongkong und die zur Regenzeit fallenden grossen Wassermengen werden nicht wie jetzt tiefe Schluchten auswaschen, in denen sie dem Meere zustürzend die Aecker verwüsten und dem Verkehr grosse Hindernisse bereiten, sondern als friedliche Waldbäche der neuen Stadt Kiau-Tschou treffliches Trinkwasser liefern.

Ich würde übrigens Unrecht thun, wenn ich nicht hervorheben wollte, dass schon jetzt auf den Vorbergen des Laoshan eine regelrechte Anpflanzung von Kiefern in ziemlich grossem Umfange besteht, der einzige Fall solcher Aufforstung in China, den ich gesehen habe und der sich unter

*) Als vor 24 Jahren die Dampferlinie Shanghai-Hankau von der Redereigesellschaft Butterfield & Swire ins Leben gerufen wurde, brannte man chinesische Kohle aus der Provinz Honan. Die chinesischen Behörden erhoben aber von diesen Kohlen einen Exportzoll von $^1/_2$ Tael für die Tonne, dagegen von fremden Kohlen nur einen Importzoll von $^1/_4$ Tael. Infolgedessen nehmen alle Yangtze-Dampfer noch heute nur japanische Kohle.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutschem Schutz hoffentlich zum kräftigen Walde entwickeln soll. Wird man doch für den Bergbau das Grubenholz bald nötig haben.

Aber mit dem Bergbau muss der Eisenbahnbau Hand in Hand gehen. Deshalb lag mir vor Allem daran, mich durch eigenen Augenschein von der Beschaffenheit der im Norden der Bucht vorhandenen Ebene zu überzeugen, welche Herr v. Richthofen zwar in seiner Karte angegeben, aber nicht persönlich gesehen hatte. Ich ritt also mit zwei Begleitern, von welchen der Eine als Dolmetscher diente, am Ostufer der Bucht entlang nach dem erwähnten Hafenplatz Nü-Ku-Kau. Es muss hier ein gewisser Wohlstand herrschen. An dem allerdings nur bei Hochwasser zugänglichen Hafen, vor welchem etwa ein Dutzend Dschunken ankerten, lagen einige aus Granitquadern und Ziegeln hergestellte Gebäude, die als Speicher dienen sollten. Die Bevölkerung war nicht durchweg ärmlich gekleidet. Ich sah z. B. an dem auf einer ganz isolierten Höhe weithin sichtbaren Tempel bei Tagesanbruch einen jungen chinesischen Reiter sich vom Pferde herab im Bogenschiessen üben, der ganz den Anschein eines wohlhabenden Sportsmannes hatte.

Nördlich von Nü-Ku-Kau wird die Gegend vollständig flach. Man überschreitet dann drei Wasserläufe, die alle gemeinsam durch ihre Sandablagerungen ein grosses Watt gebildet haben, welches grösstenteils schon über dem gewöhnlichen Hochwasser zu liegen scheint und nur bei höheren Fluten ganz mit Wasser bedeckt sein mag. Auf diesem Watt wurde die Salzgewinnung in der an der chinesischen Küste so vielfach vorkommenden einfachen Weise betrieben.

Wir wandten uns immer dem Telegraphen folgend an dem Nordufer der Bucht nun nach Westen, und überschritten zunächst ein breites, aber vollständig trockenes Flussbett, das als Wuho bezeichnet wurde. Die Sohle desselben lag erheblich über dem Terrain. Ob er zur Regenzeit ausnahmsweise noch Wasser führt, war nicht festzustellen. Auf dem östlichen Ufer war er mit einem Deich versehen. Bald da-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rauf folgte der eigentliche Wuho oder Kiauho, dessen Sohle merklich tiefer lag. Das Bett war etwa 120 m breit, der zur Zeit vorhandene Wasserlauf vielleicht nur 80 m, bei einer Tiefe von etwa 0,5 m. Ueber diesen Fluss führte eine regelrecht aus Granitquadern hergestellte Brücke von 45 Pfeilern, welche etwa 1,5—2 m von einander entfernt und mit Steinbalken überdeckt sind. Es ist die Strasse von Tsimo nach Kiau-Tschou.

Nun wurde die alte Stadt mit ihren 10 m hohen von Zinnen umkränzten Mauern, die von weitem einen ganz imposanten Eindruck machen, im Grunde aber nur Trümmerhaufen sind und mit Ziegeln wohl nur äusserlich bekleidet zu sein scheinen, erreicht. Die hölzernen Thore schienen noch benutzt zu werden. Durch enge schmutzige Gassen ritten wir zum Gasthofe und kamen dabei durch eine ganz kunstvoll aus Granit gearbeitete Ehrenpforte, zum Andenken einer tugendhaften Frau errichtet. Aehnliche etwas einfachere Denkmäler hatten wir schon vorher in einem Dorfe getroffen. Tugendhafte Frauen scheinen in jener Gegend zahlreich zu sein. Mit den Gasthöfen ist es dagegen schlecht bestellt. Ein Tempel, in welchem man sonst in Nord-China gern übernachtet, war nicht vorhanden oder nicht frei, und in dem Gasthof ersten Ranges mussten wir mitten zwischen Pferden und Eseln in einem Raum übernachten, der einem Gänsestall auf ein Haar glich. Auf Fremdenverkehr ist man noch nicht recht eingerichtet und Europäer waren dort noch ziemlich unbekannt. Ebenso das Silbergeld. Unser Wirt hatte nie ein Stück gesehen und fiel, als ich ihm für ein Stück Weihsien-Kohle einen blanken Dollar schenkte, ganz überwältigt vor mir nieder. Auch konnten wir unser Silber nicht verwerten und mussten, obgleich wir 2 nur mit Kupfermünzen beladene Esel mit uns führten, schliesslich doch noch eine Anleihe machen.

Ich erlaubte mir den Hinweis auf die in jener Gegend herrschende Kupferwährung nur deshalb, weil ich in letzter Zeit wiederholt gefragt bin, ob eine Vergnügungsreise nach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kiau-Tschou lohnend sei und es immer gut ist, vorher zu überlegen, wie gross das Portemonnaie dabei zu wählen ist.

Wie gross die Bevölkerung der Stadt ist, war nicht zu ermitteln. Ich würde sie nicht über 30—50 000 Seelen schätzen, was ja für China nicht so sehr viel ist. Ich vermute, dass ein Teil derselben, namentlich die Handwerker ihrer Vaterstadt bald den Rücken kehren und sich am andern Ufer der Bucht Arbeit suchen werden. In den neuen Ansiedelungen werden Strassen und Wohnungen nach dem Muster von Hongkong einen mehr europäischen Zuschnitt haben, aber auch hier werden sich die Chinesen, bald an Reinlichkeit gewöhnen und vorzügliche Arbeiter werden.

Obgleich man schon in der Stadt Kiau-Tschou erkennt, dass nach Norden zu, so weit das Auge reicht, nur eine einzige sanft ansteigende Ebene vorhanden ist, lag mir doch daran, die Wasserscheide zu erreichen, von wo ab der sog. nördliche Kiau- oder der Lai-Fluss nach der Bucht von Petschili zu fliesst. Diesen Punkt fanden wir etwa 25 km nördlich von der Stadt und zwar auf der Strasse von Kiau-Tschou nach Pinktu-tschau indem wir den Kiaoho aufwärts ziehend dort an einen Seitenarm kamen, der sich auf den ersten Blick als ein künstlicher Kanal von 30—40 m Breite darstellte.

Auf einer der am Ufer aufgestellten grossen Steintafeln war der Wasserlauf als Kiao-Lai-Kanal und die Brücke als „die Brücke, die Perlen hervorbringt“ bezeichnet. Das that die Brücke allerdings nicht, obgleich ein Pfeiler eingestürzt war, denn das Wasser im Kanal stand vollständig still. Aber die Chinesen behaupteten, es flösse nach Norden. Wir waren also unzweifelhaft an der Wasserscheide und die Richthofensche Karte erwies sich als richtig. Auch erzählten die Chinesen dasselbe was Richthofen anführt, dass der Kanal vor etwa 6—700 Jahren hergestellt sein soll. Es ist erstaunlich, wie gut er sich erhalten hat. An beiden Ufern standen hohe Bäume, während an den Flussläufen kein Baum zu sehen war. Dass aber der Kanal oder der Kiau-Fluss zur Zeit irgendwie mit Booten befahren würde, dafür habe

ich keinen Anhalt gefunden. Der niedrigen und schmalen Brückenöffnungen wegen könnten es ja auch nur Fahrzeuge kleinster Art sein.

Es ist mehrfach die Frage aufgeworfen, ob es nicht zweckmässig sein würde, die zwischen der Bucht von Kiau-Tschou und dem Golf von Petschili bestehende allerdings zur Zeit nicht schiffbaren Wasserverbindung durch Herstellung eines den Bedürfnissen unserer Zeit entsprechenden Kanals zu ersetzen und damit das im 17. Jahrhundert nicht vollendete Projekt wieder aufzunemen. Ich kann mir davon vorläufig keinen grossen Nutzen versprechen, wenn auch die Ausführung keine besonderen technischen Schwierigkeiten bieten würde. Die Bucht von Petschili hat an dem nördlichen Ufer der Provinz Schantung so geringe Wassertiefen, dass grosse Seedampfer die nördliche Mündung des Kanals nicht würden erreichen können. Sollte Kiau-Tschou sich zu einem bedeutenden Handelsplatz entwickeln, so könnte es allerdings wünschenswert werden, die Verteilung der eingeführten, nach dem Norden bestimmten Waren durch kleine Dampfer oder Dschunken mit Hilfe eines den Umweg um die Halbinsel Schantung vermeidenden Kanals zu bewirken. Auch liegt es vielleicht noch näher für die Zufuhr der Kohlen von Weihsien nach Kiau-Tschou an einen Kanal zu denken, aber zunächst scheint mir die Eisenbahnfrage eine weit dringendere zu sein.

Auch von hier aus war nach Norden nichts zu sehen, als eine breite fruchtbare Ebene, aus der überall von einzelnen grossen Bäumen umgebene Dörfer auftauchten. Die Aecker waren so sorgfältig mit Weizen, Gerste, Hirse, Bohnen, Melonen, Wachsbäumen u. s. w. bestellt, dass kaum ein unbebauter Fleck oder ein Unkraut zu sehen war. Letzteres ja vielleicht mit aus dem Grunde, weil alles was nicht Frucht bringt als Brennmaterial ausgerissen wird und sehr gesucht ist. Ich gewann die feste Ueberzeugung, dass der Bau von Eisenbahnen in dieser Gegend keine besonderen technischen Schwierigkeiten bietet und dass das Hinterland ein sehr günstiges ist. Ist doch schon jetzt

ein anscheinend lebhafter Verkehr mit Getreide, Bohnenkuchen und Oel in Krügen, mit Baumwolle und Filzsachen, Thonwaren, Tabak, Papier, Salz, Holzkohlen, Reisig u. s. w. vorhanden, der ja allerdings auf den breiten ausgefahrenen Wegen lediglich auf Schiebkarren erfolgt und über dessen Umfang zuverlässige Angaben fehlen. Wenn auch die Grunderwerbskosten vielleicht etwas höher sein werden, als der Durchschnittspreis für Ländereien in der Provinz Schantung — der mir zu 2500 Mark für 1 Hektar angegeben ist, bei Tschifu aber schon das Doppelte beträgt, — so muss ich noch einen Umstand als sehr günstig bezeichnen, der in China eine erhebliche Rolle spielen kann, das ist die Gräberfrage. Während in den meisten Küstenstrecken, die ich gesehen habe, die zahlreichen Gräber so zerstreut in den Feldern liegen, dass es bei Auslegung einer Bahnlinie ganz unmöglich ist sie zu vermeiden und dadurch erhebliche Schwierigkeiten und Kosten entstehen, weil alle Verwandten des toten Chinesen Ansprüche erheben, so liegen die Gräber hier fast immer in geschlossenen Friedhöfen, die ohne Mühe umgangen werden können.

Zwar hat der Chinese noch keinen Begriff von der Bedeutung der Technik, aber das Vorurteil, welches in China gegen Eisenbahnen bestand, scheint sich gelegt zu haben. Die Bahn von Tientsin nach Peking, mit der wir bereits fuhren, wird schon stark benutzt. Die Ausführung der von dem Regierungs-Baumeister Hildebrand entworfenen hochbedeutungsvollen Bahn Hankau-Peking hat — leider nicht mit deutschem Gelde — begonnen. Die Strecke Wusung-Schanghai soll am 1. April fertig sein und wird über Sutschau nach Nanking fortgeführt. Es ist zu hoffen, dass die Ausführung einer Bahn von der Kiau-Tschou-Bucht nach dem Norden nicht lange auf sich warten lässt.

Dass die Kiau-Tschou-Bucht in wirtschaftlicher Hinsicht ungleich günstigere Aussichten gewährt, als jeder andere Küstenplatz in China, an dessen Erwerbung gedacht werden konnte, ist mir dort überall betont und darf ja wohl jetzt als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

feststehend angesehen werden. Dies allein hätte meiner Ansicht nach für die Wahl ausschlaggebend sein müssen. Aber auch in technischer Beziehung übertrifft die Bucht den Hafen von Amoy und die Samsah-Bucht, ganz abgesehen von den weit besseren klimatischen Verhältnissen. Ich betone nur nochmals den ungewöhnlich starken Wasserwechsel, der in jenen Plätzen vorhanden ist, durch welchen die Anlage- und Betriebskosten aller Hafenanlagen und Betriebseinrichtungen ausserordentlich erhöht werden.

Ich halte also die Wahl von Kiau-Tschou um so mehr für die günstigste, als ich auch davon überzeugt bin, dass etwaige Befestigungsanlagen in Kiau-Tschou billiger werden, als an den anderen Plätzen.

Wenn Sie mich nun fragen, wie ich mir die Entwickelung des Hafens und der Stadt denke, so bitte ich gütigst zu beachten, dass mein Besuch an der Bucht eingehende technische Untersuchungen selbstverständlich nicht zuliess. Ich muss mich daher auf allgemeine Andeutungen beschränken, möchte aber fast annehmen, dass schon bald an verschiedenen Punkten des östlichen Ufers Anlagen und Ansiedelungen entstehen werden. Die grossen Schiffe werden im tiefen eigentlichen Becken bleiben wollen und Alles, was mit ihren Bedürfnissen zusammenhängt, sei es auf dem Wasser oder auf dem Lande, wird vermutlich in der Nähe von Womans Island angelegt werden müssen. Ich vermute, dass auch die Küstendampfer der 4 verschiedenen Dampferlinien, der drei englisch-chinesischen und einer japanischen, sich sehr bald nach Kiau-Tschou wenden und, da sie möglichst kurze Zeit liegen wollen, wünschen werden, nicht weit in die Bucht hineinzulaufen. Dem gemäss denke ich, dass ein Ort in der Nähe von Womans Island oder südlich davon entstehen wird.

Dagegen muss der eigentliche Handelshafen und müssen alle Anlagen zur Verladung von Kohlen weiter nördlich in und an der tiefen Rinne geschaffen werden, wenn man, wie ich annehme, die Eisenbahn am Ostufer entlang führt. Hier

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden auch voraussichtlich industrielle Anlagen am Platze sein. Ob es schon bald gelingen kann, die kleineren Dampfer, Prähme u. s. w. für die chinesischen Küsten und Ströme hier aus chinesischem Eisen zu bauen, vermag ich nicht zu übersehen, jedenfalls sind hier geeignete Plätze dafür in grösster Auswahl vorhanden. Holzlager und Holzbearbeitungswerkstätten für die aus Amerika und Borneo einzuführenden Hölzer sind unbedingt erforderlich. Ich denke ferner an Zementfabriken, da ja der Bedarf an Zement nicht unerheblich sein wird und derselbe zunächst wohl von Japan bezogen werden muss. Ferner Kalkbrennereien und Steinlager, wie denn die Eröffnung von Steinbrüchen nicht lange auf sich warten lassen wird. Auch ein Petroleumlager mit Petroleum aus Sumatra müsste sich rentieren, da die Petroleumlampe und japanische Streichhölzer jetzt in das abgelegenste Dorf eindringen.

Besonders erforderlich werden für den entstehenden Hafenplatz Schiffsreparaturanstalten in Form von Schwimmdocks oder Trockendocks werden. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass sich hier ebenso wie in Hongkong, Amoy, Schanghai, Nagasaki, Jokohama u. s. w. Privat-Gesellschaften finden, welche bereit sind, solche Docks anzulegen und zwar von solcher Grösse, dass nicht nur unsere Kriegsschiffe, sondern auch die grössten Handelsdampfer dort ausgebessert werden können. Zur Zeit geschieht das fast ausschliesslich in Hongkong und die dortige Gesellschaft verteilte im vorigen Jahr etwa 50 Proz. Dividende. Shanghai ist insofern im Nachteil, als die grossen Dampfer wegen der im Wusung-Fluss vorhandenen Barre nicht mehr nach der Stadt hinauf können. Der unternehmende chinesische Generaldirektor der Eisenbahnen Tseng-Taotai will deshalb an der Mündung des Wusung in den Yangtze ein grosses Trockendock anlegen. Ich hoffe, dass man ihm in Kiau-Tschou zuvorkommt und durch gute und preiswürdige Arbeit alle die Schiffe heranzieht, welche längere Reparaturen auszuführen haben und denen es dann garnicht darauf ankommt, ob sie den kleinen Abstecher nach Kiau-Tschou machen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dass Kiau-Tschou sich rasch entwickeln wird, nimmt man an der ganzen chinesischen Küste an. In Tschifu ist man so fest davon überzeugt, dass man meiner Ansicht nach mit vollem Recht für Tschifu darin eine grosse Gefahr erblickt und vorausschauende Kaufleute schon jetzt an Uebersiedlung denken. Filialen ihrer Geschäfte werden alsbald mehrere Firmen aus den grossen chinesischen Plätzen dorthin legen und wenn man erwägt, dass das für den Handel ins Hinterland weit ungünstiger gelegene und mit einer sehr mangelhaften Reede versehene Tschifu sich in 40 Jahren zu einer Stadt mit 100 000 Einwohnern und 60 Millionen Mark jährlichem Handelsumsatz aufgeschwungen hat, so wird man dem mit einer Eisenbahn nach den Kohlenlagern ausgestatteten Hafen von Kiau-Tschou jedenfalls die besten Aussichten schon für die nahe Zukunft nicht absprechen können. Nehmen Sie hierzu die Vorteile, welche unserer Marine erwachsen und die grossen Hoffnungen, welche die besten Kenner Chinas an die Erwerbung des Platzes knüpfen, so teilen Sie hoffentlich mit mir die Ueberzeugung von der grossen Bedeutung der Erwerbung von Kiau-Tschou.

Excellenz von Brandt: Meine Damen und Herren! Der Beifall, den Sie soeben in so reichem Masse gespendet haben, beweist, wie sympathisch Sie dem Vortragenden und dem Gegenstande des Vortrages gegenüber stehen, mir wird daher dem, was der Herr Vorredner gesagt, nur wenig hinzuzufügen übrig bleiben. Leider muss ich gleich damit beginnen, den guten Eindruck zu zerstören, den der Herr Vortragende durch die Erwähnung der zahlreichen Frauen gewidmeten Denkmälern hervorgebracht zu haben schien. Dass solche Denkmäler vorhanden sind und zwar in ziemlich erheblicher Anzahl, unterliegt freilich keinem Zweifel, aber die meisten derselben sind für Witwen errichtet worden, die sich nicht wieder verheiratet haben, ein in China höchst verdienstliches Werk, oder für junge Mädchen, die ehelos geblieben sind, um ihre Eltern oder Schwiegereltern, d. h. die Eltern eines verstorbenen Bräutigams, bis an ihr Lebensende pflegen

zu können. Andere der Denkmäler dienen zur Erinnerung an Frauen oder Töchter, die sich ein Stück Fleisch aus dem Arm oder ein Stück aus der Leber geschnitten haben, um mit der daraus bereiteten Brühe ihren Eltern Heilung von irgend einer Krankheit zu bringen; nach der Ansicht unserer Aerzte würde die letztere Heldenthat, die die Betreffenden häufig um lange Reihen von Jahren zu überleben pflegen, bei europäischen Lebern ganz ausser Frage sein; wir können daher nur annehmen, dass es sich in China entweder um ganz besondere Lebern oder irgend einen anatomischen Irrthum handle, aber wie dem auch immer sein möge und welches auch immer die der Frau in China durch Sitte und Gesetz angewiesene Stellung anbetrifft, das eine steht fest, dass sie in China, wie das ja auch bei uns der Fall ist, in den meisten Fällen versteht, die Herrin im Hause zu sein.

In allem übrigen kann ich mich mit dem, was der Herr Vortragende erwähnt, nur durchaus einverstanden erklären. Kiau-Tschou, das schon zur Zeit der Blüte des arabischen Handels mit China eine hervorragende Rolle spielte, wird seine alte durch den Bau des Kaiserkanals und in den letzten Jahrzehnten durch die Eröffnung Tschifus geschädigte Stellung wieder einnehmen, so wie die sehr leicht herzustellende Verbindung mit dem Hinterlande die Möglichkeit der Ausbeutung der in demselben gelegenen Kohlengruben gegeben haben wird. Wie die dortigen Kohlen sind, weiss ich nicht aus eigener Erfahrung, aber wohl kann ich bestätigen, dass die in den westlichen Bergen in der Nähe von Peking geförderten Kohlen so vorzüglich sind, dass während vierzehn Jahren die Reinigung der Schornsteine der deutschen Gesandtschaft nicht einmal erforderlich war, obgleich die notwendigen Untersuchungen in jedem Frühjahr vorgenommen wurden. Im Gegensatz dazu setzt die japanische Kohle so viel Russ ab, dass die Ofenröhren meistens schon nach vierzehn Tagen so verstopft sind, dass sie herausgenommen und einer gründlichen Reinigung unterworfen werden mussten. In Tschifu, der augenblicklichen Kohlenstation für Nord-China, finden

die Dampfer heute nur japanische und geringe Quantitäten englischer Kohle, während die im Norden des Peiho, bei Kaiping geförderte Kohle zum grösseren Theil lokal verbraucht wird. Wenn die Berichte des zur Untersuchung der japanischen Verhältnisse entsandten Konsuls Brenau Glauben verdienen, so dürfte der Augenblick nicht mehr fern sein, in dem die japanische Kohle für den Verbrauch des eigenen Landes nicht mehr genügen und Japan genötigt sein wird, chinesische Kohlen einzuführen. Dann wird für Kiau-Tschou der Augenblick gekommen sein, nicht nur Nord- und Mittel-China, sondern auch vielleicht Japan mit Kohlen zu versorgen. Dabei möchte ich mir erlauben, auf eine Bemerkung des Herrn Vorredners zurückzugreifen, der gesagt hat, dass zur Entwicklung Kiau-Tschou's Intelligenz und Kapital notwendig seien; ich bin darin vollständig mit ihm einverstanden und möchte nur ein drittes hinzufügen: freie Konkurrenz. Wer gesehen hat, in wie wahrhaft wunderbarer Weise sich die englischen Kolonien und Niederlassungen, wie sich die erst in 1842 in europäische Hände übergegangenen Hongkong und Shanghai, wie sich das erst seit 1860 geöffnete Tientsin entwickelt haben, und wer gleichzeitig die in ihrer Entwickelung zurückgebliebenen, gleichsam durch Bureaukratismus eingeengten und erstickten französischen Kolonien gesehen hat, der kann sich nie einen Augenblick darüber zweifelhaft bleiben', welches System vorzuziehen sei. Shanghai, das wie gesagt, erst in 1842 für den fremden Handel eröffnet wurde und damals kaum hundert fremder Ansiedler zählte, denen als Niederlassungsplatz ein sumpfiges, den Ueberschwemmungen des Flusses ausgesetztes Uferland zugewiesen war, ist heute eine Stadt der Paläste, in der neben 6000 Fremden über 400 000 Chinesen leben, die eine Polizeimacht von über 500 Mann unterhält und ein jährliches Einkommen besitzt, um das manches kleine deutsche Fürstentum sie beneiden könnte. Und das alles ohne Einmischung der fremden Mächte und Behörden, denen im wesentlichen nur ein Veto bei abzuschliessenden Anleihen und die Gerichts-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

barkeit zusteht. Auch in Kiau-Tschou werden wir die Zahl der sich innerhalb unseres Gebiets und unserer Interessensphäre ansiedelnden Chinesen sehr schnell wachsen sehen, sobald sie fühlen, dass sie dort wenigstens bis zu einem gewissen Punkt sicher gegen die Erpressungen und Belästigungen ihrer eigenen Beamten sind. Auch darum brauchen wir nicht besorgt zu sein, dass es an chinesischen Lieferanten von Holz, Steinen, Kalk u. s. w. fehlen wird. Die Leute, die vor 400 Jahren die grossen 40 Fuss hohen, 6 Fuss im Durchmesser habenden Säulen der Grabhalle des Kaisers Yunglo von Yünnan nach Peking brachten, und die vor wenigen Jahren, als man sich vergeblich bemüht hatte, in Amerika und Asien Baumstämme zu erhalten, die die mit dem Tempel des Himmels verbrannten Säulen hätten ersetzen können, Bäume von dem erforderlichen Längemass und Umfange in Yünnan entdeckten und über Berge und Ströme nach Peking schafften, die werden auch alles Erforderliche für Kiau-Tschou liefern, so wie sich dort nur ein lohnender Verdienst findet. Freilich werden die jetzt sehr niedrigen Löhne im Laufe der Zeiten nicht unerheblich steigen, aber sie sind für den Augenblick so niedrig, dass jede Industrie eine tüchtige Erhöhung derselben wohl vertragen kann, ohne unter ihr zu leiden. Mir sind in diesem Augenblick die chinesischen einschlägigen Lohnsätze nicht bekannt, aber ich möchte mir erlauben, zur Illustration meiner Behauptung auf ein Beispiel zurückzugreifen, das der schon genannte Konsul Brenau in seinem an die englische Regierung erstatteten Bericht erwähnt. Bei dem Besuch einer Schwefelholzfabrik in Osaka erfuhr derselbe, dass das Bekleben der Schachteln mit Etiketten mit zwei Pfennigen für 1000 Stück bezahlt würde und dass, während ein Mädchen, die Rekordarbeiterin der Fabrik, an einem Tage bis 25 000 solcher Kästen mit ihren Etiketten zu versehen, also 0,50 Mark zu verdienen im stande sei, der Durchschnittslohn der Arbeiterinnen sich auf zehn bis sechzehn Pfennige beliefe, ja einzelne mit einem Durchschnittstagelohn von 2—4 Pfennigen ganz vergnügt und zufrieden seien.

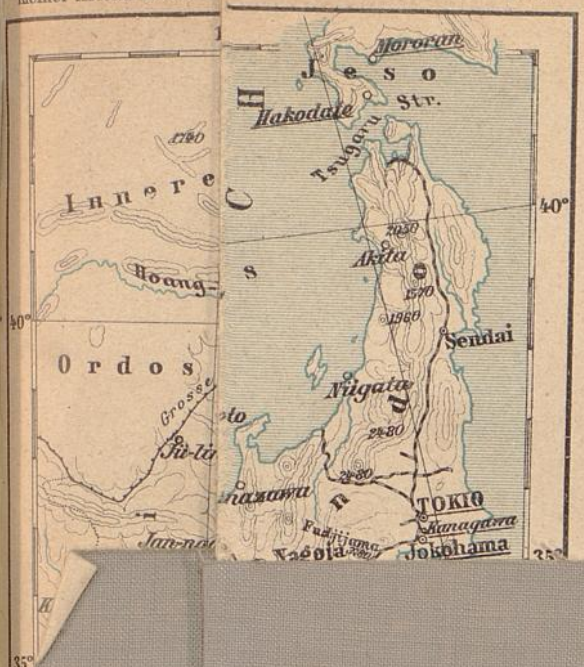
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch die Adaptierung der chinesischen Zustände an die fremden vollzieht sich im allgemeinen schneller, als man dies dem äusseren Anschein nach annehmen möchte; trotz aller confucianischen Vorschriften und der bis vor wenigen Jahren noch massgebenden Lebensgebräuche und Sitten gehen die chinesischen Frauen in Shanghai und einigen anderen Plätzen so vergnügt in die Seiden- und Baumwollenspinnereien, als hätte man es mit englischen oder italienischen Fabrikarbeiterinnen zu thun. Ebenso kommen derartige Veränderungen in der Hausindustrie zum Durchbruch, wie denn das fremde Baumwollengarn das handgesponnene in den zugänglichen Provinzen schon ganz ersetzt hat und dies in absehbarer Zeit auch mit den baumwollenen Stoffen der Fall sein wird.

An und für sich gehört die eingeborene Bevölkerung Shantung's zu den kräftigsten, fleissigsten und freundlichsten Bewohnern des chinesischen Reichs, sie wird sich bei richtiger, guter Behandlung gewiss schnell in die neuen Verhältnisse finden und daher nicht unwesentlich zu dem Gedeihen und der Fortentwickelung unserer neuesten Erwerbung Kiau-Tschou's beitragen.

Und nun, meine Damen und Herren, bleibt mir noch der angenehmste und ehrenvollste Teil meiner Aufgabe zu erfüllen, im Namen und im Auftrage der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft dem Herrn Vorredner für seinen hochinteressanten, belehrenden und anregenden Vortrag den wärmsten und herzlichsten Dank der Abteilung auszusprechen, dem Sie sich, wie ich überzeugt bin, ganz und voll anschliessen werden.

---


Mororan
Jeso
Hakodate
Str.
Tsugaru
Innere
Hoang-
Ordos
Grosse
Akita
Sendai
Niigata
TOKIO
Kanagawa
Jokohama
Fudjijama
Nagoja
40°
35°
30

# OST-CHINA, JAPAN UND KOREA

mit dem deutschen Pachtgebiete

## Kiau-tschou

Maßstab 1:12000000.

Höhen in Metern.

Die Namen der dem auswärtigen Handel geöffneten Vertragshäfen sind unterstrichen.

## Das deutsche Pachtgebiet von Kiau-tschou.

Maßstab 1:1100000.

Deutsches Pachtgebiet.

Zone, innerhalb welcher China keine Anordnungen ohne deutsche Zustimmung treffen darf.

Geographische Verlagshandlung
DIETRICH REIMER (E. VOHSEN) BERLIN.
Wilhelmstrasse 29.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Lesehalle in Bremen

Die

# Wirtschaftliche Entwickelung Deutsch-Ost-Afrikas

mit 3 Karten und 6 Abbildungen.

Vortrag

von

**Dr. Stuhlmann,**
Regierungsrat und Abteilungschef beim Gouvernement in Ost-Afrika.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Die Versammlung fand statt am **Mittwoch, den 23. März 1898** im grossen Saale des **Hotel Kaiserhof.**

---

In Vertretung des Vorsitzenden Sr. Durchlaucht des *Prinzen von Arenberg* eröffnete der stellvertretende Vorsitzende Herr Kontre-Admiral z. D. *Strauch* die Versammlung. Sodann verlas der Schriftführer Herr *Selberg* die Namen der neueingetretenen Mitglieder, wie folgt:

*O. Arndt*, Fabrikbesitzer. — *von Bernuth*, Oberstlieut. — *von Elpons*, Frau Generalin. — *Jung*, Hauptm. — *Fehr*, Prem.-Lieut. — *Joh. Mühlenbruch*, Geschichtsmaler. — *Fr. Siebeneicher*. Kgl. Baurat. — *Gotth. Illner*, Gerichtsaktuar. — *Carl Gutsche*, Beamt. d. Kgl. Bot. Gartens. — *Oehmke*, Kgl. Baurat. — *Joh. von Winterfeldt*, Frau verw. Oberstlieut. — *von Hünerbein*, Rittmeister a. D. — *Alex. Müller*, Direktor. — *von Frankenberg-Proschlitz*, Excell. — *Carl Securius*, Bankier. — *E. Schmidt-Dargitz*, Wirkl. Leg.-Rat. — *P. Sprigade*, Kartograph. — *Max Moisel*, Kartograph. — *Fischel*, Kap. z. See. — *von Kettler*, Generallieut. Excell. — *Th. Harms*, Korv.-Kap. — Dr. *P. Boenisch*. — Dr. phil. *Felix Lampe*. — *Franz Kilian*, Rentier. — *Otto Kutscha*, Geh. Registrat. im Ausw. A. — *von Kropff*, Prem.-Lieut. — *Carl Manasse*, Kaufm. — *Hoppe*, Prem.-Lieut. — *Habenicht*, Unterlieut. z. See. — Dr. jur. et phil. *Köbner*, Gerichtsassessor. — Dr. *Tobold*, Stabsarzt. — *Rechtern*, Geh. Admiral.-Rat. — Dr. phil. *Kükelhaus*. — *von Heynitz*, Prem.-Lieut. — *Julius Bon*, Rentier. — *Neumann*, Sek.-Lieut. — *E. Knoll*, Diätar i. Ausw. A. — *Plaas*, Kgl. Forstassessor. — *Hermann Nobis*, Rentier. — *von Reibnitz*, Freih., Oberst a. D. — *Werner*, Oberst a. D. — *Robert Fickert*, Verlagsbuchh. — Dr. *Thieme*, Direktor. — *Widenmann*, Stabsarzt. — *Arthur Vogel*, Hofrat. — *von Brandt*, Sek.-Lieut. — *W. Manitz*, Kaufmann. — *Glauning*, Prem.-Lieut. — *Joest vom Rath*, Frau Rentiere. — *Oskar Pintsch*, Fabrikbesitzer. — *George Kolb*, Arzt. — *Fritz Thulke*, stud. phil. — *Paul l'Orange*, Kaufmann. — *von Eberstein*. Freih., Hauptm. a. D. — Dr. *Heck*, Direktor.

Hierauf erhielt Herr Regierungsrat Dr. *Stuhlmann* zu seinem Vortrage Die wirtschaftliche Entwickelung Deutsch-Ost-Afrikas das Wort:

Meine Damen und Herren!

Wenn wir uns in der Geschichte von Aequatorial-Ost-Afrika umsehen, so gehen die, wenn auch zunächst nur sagenhaften Berichte bis ins graue Altertum zurück. Es sind in der ältesten Zeit die nördlicheren Gebiete, wahrscheinlich der Golf von Aden und das Somaliland, aus denen die alten Aegypter Weihrauch, Myrrhen, Straussenfedern u. s. w. beziehen, und auf den berühmten Reliefs von Dar-el-bahr wird

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

uns die grosse Handelsexpedition der Königin Hatschepsu in diese Gegenden anschaulich geschildert. Die Handelsbeziehungen der Länder um das rote Meer, Arabiens und des persischen Golfes zu Ostafrika sind offenbar uralt. Unzweifelhaft drangen friedliche Händler allmählich nach Süden vor, besonders gelockt durch den Goldreichtum Südafrikas. In diesem wahrscheinlich hinter dem heutigen Sofala gelegenen Gebiete, in dem wir wohl das alte Ophir zu suchen haben, fand schon in ganz vorhistorischer Zeit eine Ausbeutung des gelben Metalles statt, wie die grossen Ruinen von Simbabye beweisen, die von dem Deutschen Mauch wieder aufgefunden, nach den Untersuchungen Bent's mit grosser Wahrscheinkeit vorislamischen Semiten zuzuschreiben sind. Ob dies nun Phönizier, Babylonier oder Leute aus Süd-Arabien waren, lässt sich nicht bestimmt nachweisen. Jedenfalls wissen wir, dass schon um das Jahr 1000 v. Chr. Salomon Hiram, und die Königin von Saba ihre Flotten dorthin sandten, um Gold und anderes zu holen. Die sogenannten Himjariten, denen Saba angehörte, hatten jedenfalls rege Beziehungen zu Ostafrika. Ob sie dauernde Niederlassungen gründeten, wissen wir nicht. Die Kunde von dem Lande scheint allmählich verloren gegangen zu sein, wenigstens gelangte man nicht mehr dorthin, denn zur Zeit der griechischen Ptolomäer, wo der „Periplus", die berühmte Segelanweisung für das rote Meer, etwa im Jahre 80 v. Chr. geschrieben ist, erfahren wir, dass Rhapta der südlichste bekannte Punkt ist. Vielleicht lag es in der Gegend der Mündung vom Rufiyi. Wahrscheinlich waren aber auch damals noch verschiedene Punkte Stapelplätze für den Goldhandel, wie Opone (das heutige Ras Hafun) und andere. Die griechische Kolonie auf Sokotra und die römische Kolonie in Aden scheinen keine grosse Rolle gespielt zu haben. Sie wurden jedenfalls bei dem allgemeinen Rückgang des römischen Weltreiches aufgegeben.

Schon vor der Einführung des Islam sind also die Handelsbeziehungen Süd-Arabiens zu Ostafrika rege. Die Himja-

riten von Südwest-Arabien und die Axumiten in den Vorländern Abessiniens, die zusammen ein mächtiges Reich bildeten, haben auf Handelszügen die südlichen Länder besucht, haben aber keine dauernden Kolonieen angelegt. Dazu musste erst als neues Element der Islam in diese Länder kommen, der etwa im Jahre 86 der Hedschra (704 n. Chr.) durch Hamya-Bin-Abdul-Melek nach Süd-Arabien gebracht wurde. Infolge von Religionsstreitigkeiten wanderten um das Jahr 739 n. Chr. die Emo-Saiden (Anhänger des Said, Sohnes des Ali-Bin-Hussen-bin-Ali, Vetters Mohammeds) aus und besiedelten die Küste des Somali-Landes.[1])

Auch ausgedehnter Sklavenhandel bestand schon damals, denn 870 n. Chr. wird uns von grossen Negerscharen von Sansibarsklaven erzählt, die das Chalifat Bagdad beunruhigen.

Vorher schon trat in Süd-Arabien eine grosse Umwälzung ein. Die Himjariten, des axumitischen Joches müde, riefen die Perser zur Hülfe, und am Dorfe Schech Othman bei Aden fand zwischen Persern und Abessiniern eine grosse Schlacht statt, (Anf. d. 6. Jahr.) durch die nach Besiegung des Negus Marsuk die Perser Herren des Landes wurden und nun auch im Handel mit Ost-Afrika eine grosse Rolle spielten. Um 908 hören wir, dass die persische Familie der Mdoffer in Mugdischu herrschte, welche Stadt durch Araber aus El-Chasa am persischen Golf gegründet war. Persische Ansiedler haben durch Jahrhunderte viele Küstenorte bis herunter nach Angoxe besetzt, ja sich sogar bis Sofala vorgeschoben, und heute noch kann Einem jeder Dorfschulze an der ostafrikanischen Küste sagen, ob er von Schirasi d. h. Persern abstammt, auch wenn er durch jahrhundertelange Blutsmischung ganz schwarz geworden ist.

Zwei Dokumente besitzen wir, die über die persische Besiedelung Auskunft geben. Eine Chronik der Insel Kilwa,

[1]) Diese Wanderung hat offenbar langsam stattgefunden. Emo-Saiden fanden in Kilwa schon Leute angesiedelt, die sie Almulli nannten, angeblich Heiden mit arabisch klingenden Namen, also vielleicht Sabäer oder Himjariten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die von den Portugiesen gefunden ist, und eine arabische Chronik, die Sir John Kirk von dem Sultan von Sansibar zum Geschenk erhielt. Beide stimmen darin überein, dass Kilwa Kisiwani etwa im Jahre 975 n. Chr. durch Auswanderer aus Schiras gegründet wurde. Kilwa erlangte allmählich das Monopol des Goldhandels mit dem Süden und bekam das Uebergewicht über alle Orte von Melindi bis Sofala.

Es würde mich zu weit führen, hier näher auf die geschichtlichen Wechselfälle einzugehen. Ich möchte nur feststellen, dass uns die Kilwa-Chronik bis 1507 46 Herrscher aufzählt, und dass arabische Geographen von der Schönheit und Macht der Stadt schwärmen.

Aus allem geht hervor, dass die wirtschaftliche Bedeutung des Landes im Goldhandel lag, dass dort Stationen für den Zwischenhandel mit Sofala waren, und dass Sklaven, Elfenbein, Straussenfedern und anderes nur nebenbei in Frage kamen.

Wenn wir die arabischen und alten portugiesischen Berichte studieren, so gelangen wir zu der Ueberzeugung, dass der Kulturzustand der Ost-Afrikaner um das Jahr 1500 genau derselbe war wie heute; man wohnte in Lehmhütten aus Stangenwerk mit Palmblattdächern, kleidete sich in lange weisse Gewänder, fuhr in den noch heute gangbaren Tepe-Fahrzeugen mit Mattensegeln, baute Reis, Sorghum, Orangen, Kokospalmen u. s. w., aber natürlich noch nicht die aus Amerika stammenden Wurzeln (Manyok), Ananas u. s. w.

Ein neues Zeitalter beginnt durch das Auftreten der Europäer. Am 1. März 1498 erreichte Vasco da Gama Mossambik und segelte über Mombassa und Melindi nach Kalikut. Am 26. Juli 1500 gelangte Pedro Alvarez Cabral als erster Europäer nach Kilwa. Auf Vasco da Gamas zweiter Reise, 12. Juli 1502, kam es in Kilwa zwar zu einem Vertrage, trotzdem aber war der Vize-König von Indien Francisco d'Almeida gezwungen, am 23. Juli 1505 Kilwa mit Sturm einzunehmen und das Fort St. Jago zu erbauen, dessen

Grundmauern wir heute noch sehen. Es ist interessant, dass an dieser Erstürmung zwei deutsche Kaufleute Sebastian Meyer und Balthasar Sprenger, teilnahmen und uns in einer Chronik darüber berichteten. Wie überall in ihren ostindischen Stationen legten die Portugiesen auch in Kilwa und anderen ostafrikanischen Orten Handelskontore an, aber ihre Monopolsucht schadete dem Handel zuerst sehr, bis man zu einer freien Konkurrenz Erlaubnis gab. Schon im Jahre 1512 wurde das Fort in Kilwa wieder aufgegeben, und die Portugiesen beschränkten sich besonders auf Mossambik, Melindi, Sofala und später Mombassa. Bei der grossen Ausdehnung der portugiesischen Unternehmungen im Osten dienten die ostafrikanischen Stationen hauptsächich als Verproviantirungsposten auf dem Seeweg nach Ostindien. Handel mit Gold, Sklaven, Elfenbein u. a. kam nur nebenbei in Frage.

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts begann der Niedergang der portugiesischen Herrschaft, die Städte in Oman wurden an die Yarebiten verloren, und im Jahre 1698 eroberte der Sultan von Oman, Sultan-bin-Sef, Mombassa, worauf alle Portugiesen nördlich des Cap Delgado vertrieben wurden. Damit begann der Einfluss der Araber aus Oman bezw. Maskat, der ja bekanntlich bis heute dauert. Im Jahre 1728 gelang es den Portugiesen noch einmal, sich in Mombassa festzusetzen, sie mussten aber bald weichen.[1])

Die Herrschaft des Imam von Maskat war zunächst nur nominell, erst nachdem 1744 die Familie der Abu Said an Stelle der Yarebiten getreten und innere Unruhen überwunden waren, erkannte 1786 die ganze Küste von Ost-Afrika die Herrschaft des Imam an, die sich besonders unter dem 1806 zur Regierung gelangten Seyid Said befestigte. Der Handel blühte auf, und ein grosser Fortschritt bedeutet die im Jahre 1818 auf Sansibar eingeführte Kultur der Gewürz-

[1]) 1733 fand eine Periode von Flibustier-Seeräubern ihren Abschluss durch ein Gefecht bei St. Marie in Madagascar.

nelke, die so viel Erfolg hatte, dass man 1839 schon 9000 Frasilah (à 35 lbs.) ausführte. Ueberall liess Seyid Said Festungen bauen, die zum Teil noch heute stehen. Die Herrschaft der Maskat-Araber war fest begründet, als 1840 Seyid Said seinen Wohnsitz nach Sansibar verlegte.

Uralt sind die Handelsbeziehungen der Indier mit Ostafrika, von denen schon die alten arabischen Schriftsteller berichten.

Die Beziehungen der Europäer zu Ost-Afrika belebten sich von Neuem zur Zeit der napoleonischen Kriege, besonders von den französischen Besitzungen in Mauritius und Bourbon aus. Schon 1785 wollten die Franzosen Kilwa besetzen und schlossen dort Verträge, führten aber ihre Absicht nicht aus. Am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts suchten sie von Kilwa Sklaven für ihre Kolonien in Mauritius und Bourbon zu bekommen, sie kaperten auch viele englische Schiffe während der Kriege und verkauften sie in Sansibar an die Araber, die sie unter arabischer Flagge wieder an die Engländer zurückverkauften. Interessant ist, dass Sansibar damals auch ein sehr wichtiger Platz für den Handel mit Mokka-Kaffee war. Allmälich bekamen aber die Engländer die Oberhand. Schon Ende des 18. Jahrhunderts befanden sich brittische Offiziere zu Vermessungen in Sansibar und Kaufleute folgten bald. Zuerst, etwa 1833, beschäftigten Amerikaner sich mit dem Walfischfang und berührten dabei vielfach Ost-Afrika. 1835 schloss Sansibar einen Handelsvertrag mit Amerika, 1839 mit England; Frankreich, Deutschland u. s. w. folgten. Bald richteten die Mächte dort auch Konsulate ein, die Amerikaner zuerst für Maskat, Süd-Arabien und Sansibar zusammen, dann 1841 England, 1844 Frankreich, während das deutsche, oder vielmehr hanseatische Konsulat 1858 errichtet wurde. Von 1844 an beginnt die Zeit der Missionare und Reisenden mit der Ankunft unseres berühmten Landsmannes Krapf.

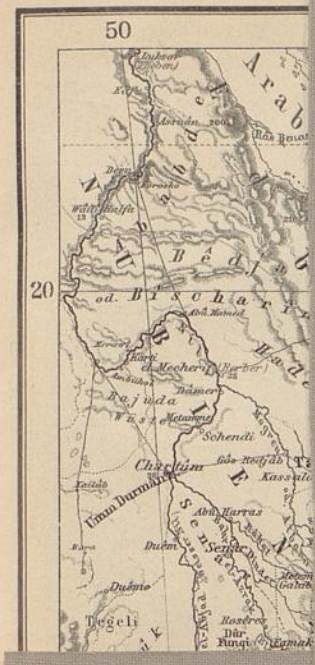
Im Jahre 1847 schon ward durch die Bemühungen der Engländer der Sklavenhandel nördlich von Brawa, und 1875

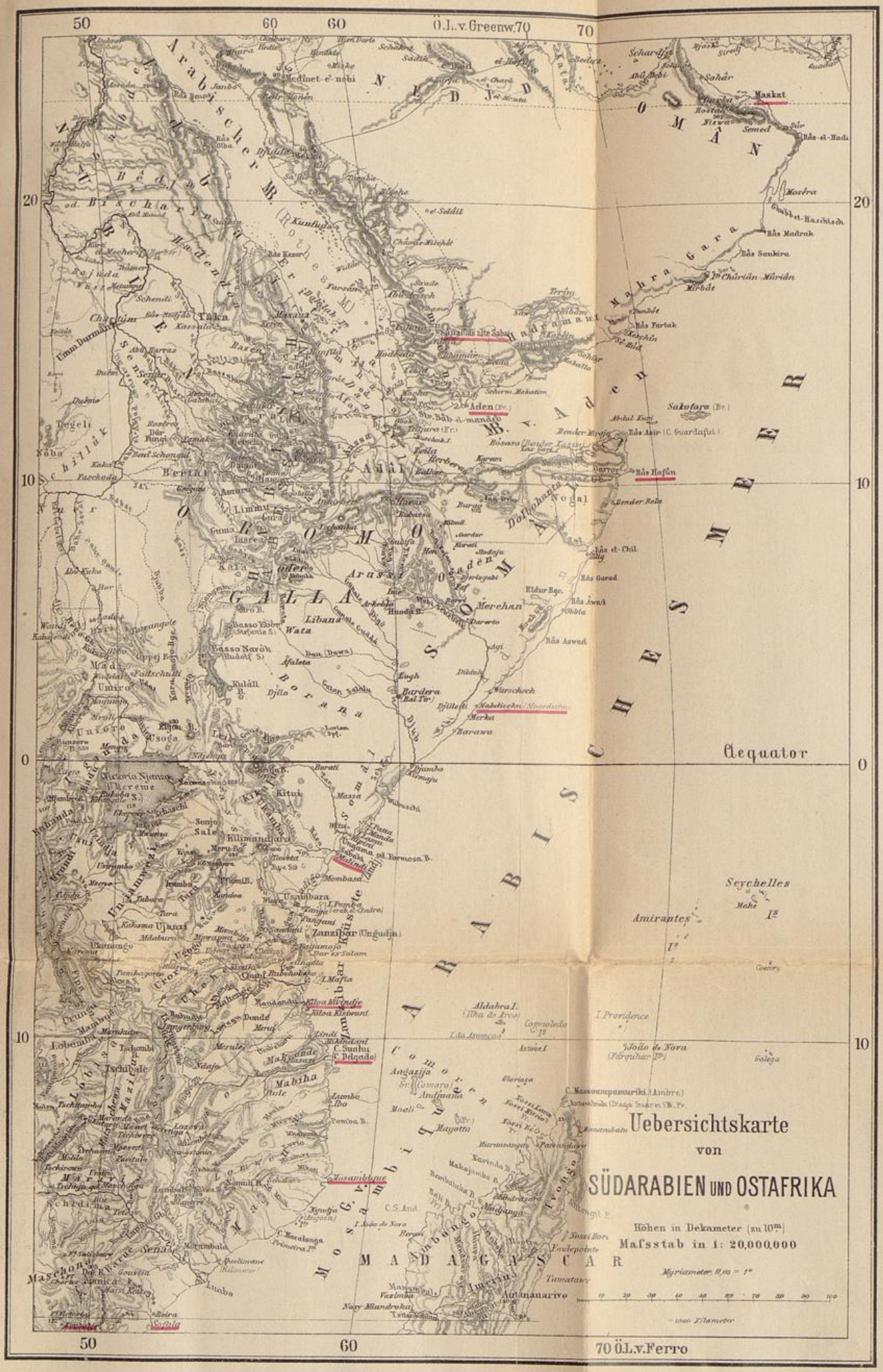
an der ganzen Küste verboten. Missionare und Forschungsreisende verbreiteten Kultur im Lande und trugen zur Kenntnis desselben bei. Aber in wirtschaftlicher Beziehung traten die Kaufleute in den Vordergrund, deren Thätigkeit sich zunächst auf den Import- und Exporthandel beschränkte. Nachdem anfangs nur vorübergehend Handelsschiffe Sansibar berührt hatten,[1]) gründete man später feste Niederlassungen. Zuerst waren es Amerikaner und Engländer, aber die Deutschen liessen nicht lange auf sich warten. Nachdem eine Reihe von Jahren die Firma A. J. Hertz Söhne dort (zuerst 1844) besonders Kauri-Schnecken exportiert hatte, liessen schon im Jahre 1849 O'Swald & Co. und Anfang der 50er Jahre Hansing & Co. sich nieder, denen später noch Heinrich Adolph Meyer (Anfang der 70er Jahre) und Hintzmann (1881) folgten. Man importierte Stoffe, Perlen, Eisenwaren u. s. w. und exportierte Elfenbein, Häute, Kopal, Nelken, Orseille, Schildpatt, Oelfrüchte, Kopra u. a. m. Niederlassungen an der Küste fehlten, ebensowenig unternahm man Expeditionen oder Pflanzungen, dagegen drangen die Araber seit Jahren auf ihren Reisen immer weiter ins Innere vor, um Elfenbein und Sklaven zu gewinnen. Der ganze Kleinhandel aber, mit Ausnahme des von Süd-Arabern ausgeübten Handels mit Salz und trockenen Fischen, lag in den Händen der Indier, die seit den ältesten Zeiten eine grosse Anzahl von Waren direkt aus Indien bezogen, und deren engen Beziehungen zu Bombay man das indische Münzsystem verdankt.[2]) Durch ihre grosse Anzahl, ihre Anspruchslosigkeit

---

[1]) 1845 ankerte das erste deutsche Segelschiff, die „Picciola" in Mombassa, und im selben Jahre sandten O'Swald & Co. den ersten Segler „Albrecht Otto" von Hamburg ab.

[2]) Früher war der Maria-Theresien-Thaler die allgemeine Münze in Ost-Afrika. Während des amerikanischen Bürgerkrieges wurde dieser durch amerikanische Golddollar ersetzt, aus denen die Indier noch jetzt ihre goldenen Knöpfe machen. Erst später kam die Rupie als Zahlmittel auf, die früher nur als Scheidemünze gedient hatte. Jetzt befinden wir uns wieder in einem Uebergangsstadium dadurch, dass


50
20
Arab
Bêdja
od. Bischari
Bajuda
Wüste
Schendi
Chartûm
Umm Durman
Senar
Tegeli
Dûr Fungi


50
60
60
Ö.L.v.Greenw.70
70
20
10
0
Aequator
Uebersichtskarte
von
SÜDARABIEN UND OSTAFRIKA
Höhen in Dekameter (zu 10m)
Maßstab in 1: 20,000,000
Myriameter
1000 Kilometer
50
60
70 Ö.L.v.Ferro
ARABISCHES MEER
GOLF VON ADEN
OMAN
Maskat
Aden
Sokotra
Berbera
Zeila
Harar
Merehan
Mogadoxo
Kismayu
Lamu
Mombasa
Zanzibar
Pemba
Seychelles
Amirantes
Aldabra I.
Comoro
Mayotta
MADAGASCAR
Antananarivo
Tamatave
Majunga
Nossi Bory
Tuléar
Mozambique
Sofala
Beira
Quelimane
Inhambane
Lourenço Marques
Delagoa Bay
Tschilisale
Lobembo
Mabiha
Schadima
Maschona
Matabeleland
Transvaal
Limpopo
Sambesi
Rovuma
Juba
Tana
Webi Schebeli
Hawash
Aussa
Schoa
Galla
Somali
Danakil
Adal
Harar
Ogaden
Borana
Wata
Libana
Kulál
Basso Narok
Kitui
Kilimandjaro
Usambara
Uzaramo
Nguru
Usagara
Ukami
Ukonongo
Uhehe
Ugogo
Unyamwesi
Unjoro
Uganda
Usoga
Karagwe
Ruanda
Urundi
Uregga
Ukerewe
Kavirondo
Nandi
Lumbwa
Elgeyo
Suk
Turkana
Gallabat
Fazogl
Sennaar
Kordofan
Darfur
Wadai
Baghirmi
Bornu
Kanem
Tibesti
Tripolis
Fezzan
Ghadames
Ghat
Air
Asben
Timbuktu
Sokoto
Gando
Nupe
Yoruba
Dahomey
Ashanti
Fanti
Akim
Akwapim
Akra
Togo
Ewe
Adeli
Ibo
Kamerun
Gabun
Loango
Kongo
Kongo Français
Kongo Independente
Kongo Portuguez
Angola
Benguela
Mossamedes
Huilla
Humbe
Cunene
Ovampo
Damara
Hereros
Namaqua
Walfischbay
Cap Frio
Cap Negro
Cap Fria
Cap Blanco
Cap Bojador
Cap Juby
Cap Ghir
Cap Nun
Cap Bon
Cap Spartivento
Cap Matapan
Cap Malea
Cap Sunium
Cap Guardafui
Cap Delgado
Cap Corrientes
Cap Agulhas
Cap der Guten Hoffnung
Cap Lopez
Cap Formosa
Cap Palmas
Cap Mesurado
Cap Verga
Cap Roxo
Cap Blanc
Cap Vert
Cap Verde
Cap Tagrin
Cap Spartel
Cap Tres Forcas
Cap Ténès
Cap Matifou
Cap Carbon
Cap Bougaroni
Cap Rosa
Cap Negro
Cap Serrat
Cap Roux
Cap Corse
Cap Ferrat
Cap Camarat
Cap Cavalaire
Cap Porquerolles
Cap Sicié
Cap Croisette
Cap Canaille
Cap Couronne
Cap Morgion
Cap Carthage
Cap Zebib
Cap Farina
Cap Bianco
Cap Circello
Cap Palinuro
Cap Santa Maria di Leuca
Cap Otranto
Cap Colonne
Cap Passero
Cap Spada
Cap Malea
Cap Matapan
Cap Tenaro
Cap Gallo
Cap Scalea
Cap Vaticano
Cap Stilo
Cap Spartivento
Cap Bruzzano
Cap Armo
Cap Spartivento
Cap Santa Maria di Leuca
Cap Otranto
Cap Colonne
Cap Passero
Cap Spada
Cap Malea
Cap Matapan
Cap Tenaro
Cap Gallo
Cap Scalea
Cap Vaticano
Cap Stilo
Cap Spartivento
Cap Bruzzano
Cap Armo

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen

und Geschicklichkeit, durch ihre verhältnismässige Kapitalkraft und den Bezug der billigen Stoffe aus Indien kam es, dass Ostafrika wirtschaftlich und besonders im Geldmarkt abhängig von Bombay wurde, was es auch jetzt noch ist.

Ein grosser Wendepunkt trat ein, als im Jahre 1884 Dr. Peters Schutzverträge über die vier Bezirke Useguha, Unguu, Ussagara und Ukami abschloss, die zu dem kaiserlichen Schutzbrief über diese Landschaften, der Gründung der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, und Ende 1884 zu der Errichtung eines deutschen Berufskonsulates in Sansibar führten.

Es ist genugsam in der Oeffentlichkeit verhandelt worden über die Unternehmungen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, ihren Vertrag mit dem Sultan von Sansibar, Seyid Chalid, wonach sie die Zollverwaltung an der Küste im August 1888 übernahm, und über den dann ausbrechenden Aufstand, der fast zur Zerstörung der deutschen Herrschaft geführt hat. 1889 trat die Regierung helfend ein, und Major v. Wissmann warf mit Erfolg den Aufstand überall nieder. Am 1. Juli 1890 schloss

---

seit 1892 die indische Regierung die freie Ausprägung der Rupies verboten und somit erstrebt hat, der Rupie einen festeren Kurs zu geben. Neuerdings scheint man in Indien sogar Goldwährung einführen zu wollen. Ist das erst durchgeführt, werden auch wir damit vorgehen müssen. Aber schon jetzt ist zwischen den von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ausgeprägten Rupies und den indischen, trotzdem sie dasselbe Silbergewicht haben, insofern ein Unterschied, dass die deutsche nur den jeweiligen Marktwert des Silbers hat, (jetzt etwa 0,95 Mark), während die indische von den indischen Münzen nicht unter 1 sh. 4 p. in den Verkehr gegeben wird durch Verkauf gegen Gold; die indische Rupie ist demgemäss ein leidlich fester Wertgegenstand, während die deutsche ganz schwankt. Wenn trotzdem im Verkehr beide Münzen noch gleichen Wert haben, so kommt das daher, dass die Anzahl der deutschen gegenüber der der indischen ganz verschwindend ist, und dass deshalb der Grosshandel sich damit noch nicht befasst hat. Eine einzige Firma importiert von Indien nach Sansibar im Jahr mehr Silbermünzen, als die Gesamtanzahl der deutschen beträgt. Die deutsch-ost-afrikanische Gesellschaft prägte von 1890 bis Ende 1897 für 1 208 023 Rupies in Silber aus.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Reich einen Vertrag mit der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, und am 1. April 1891 übernahm es die dem Sultan von Sansibar gehörige Küste und die Insel Mafia durch Kauf und wurde so Eigentümer des Landes von dem Umbafluss bis zum Ruvuma. Interessant ist die Thatsache, dass schon 1873 der englische Captain Colomb den Gedanken aussprach, Deutschland möge Sansibar annektieren, um die Sklaverei zu unterdrücken.[1])

Durch das mächtige Eingreifen des Reiches bekamen wir allmählich Ordnung und Frieden in das Land und manches ist dort geleistet worden, worauf wir als Deutsche stolz sein dürfen und um das uns Fremde beneiden.

Ich will aber heute nichts von Kämpfen und Reisen in wilden Ländern erzählen, sondern versuchen, eine Schilderung davon zu geben, was draussen von Seiten des Gouvernements und von Privaten gearbeitet wird. Ich will auch nicht die Entwickelung des Gouvernements seit seiner Errichtung am 1. April 1891 schildern, sondern mich hauptsächlich an die jetzigen Verhältnisse halten. Die kriegerischen Zeiten sind glücklicherweise ziemlich überwunden, und friedliche Kulturarbeit sowie wissenschaftliche Forschung sind in den Vordergrund getreten.

Ich möchte zunächst auf die Organisation des Gouvernements eingehen, wobei ich allerdings nicht umhin kann, für Viele etwas ganz Bekanntes und Selbstverständliches vorzubringen. Es sind aber in der Oeffentlichkeit so viele Bemerkungen über den angeblich bei uns herrschenden Bureaukratismus laut geworden, dass ich die Meinung darüber aufklären möchte. Dass bei einem komplizierten Apparat, von dem Ordnung verlangt werden muss, und der gesetz-

[1]) Capt. Colomb, Slave catching in the Indian Ocean, London 1870, pg. 451. — Ebenfalls wird in dem Report of the Select Committee on the Slave trade question, 4. August 1871 (englisches Parlaments-Papier) wegen des „Ueberwiegens des deutschen Handels in Sansibar" die Mitwirkung Deutschlands an der Unterdrückung des Sklavenhandels schon damals empfohlen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

mässig über die ihm vom Reiche gewährten Zuschüsse so abzurechnen hat, wie es von der Ober-Rechnungskammer verlangt wird, ein gewisser Aufwand von Bureau-Arbeit und Tinte nötig ist, dürfte jedem Einsichtigen klar sein. Ich muss aber betonen, dass alle Angelegenheiten so schnell und freimütig wie nur denkbar behandelt werden. Das Gouvernement hat nur den Zweck, alle privaten Unternehmungen auf das möglichste zu unterstützen, und es wäre zu wünschen, dass alle Privatunternehmungen dem Gouvernement auch Vertrauen entgegenbrächten.

Es ist bekannt, dass an der Spitze der Kolonie ein der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes verantwortlicher Gouverneur steht, der die oberste zivile und militärische Gewalt hat. Da er nun unmöglich alle Angelegenheiten selbst erledigen kann, stehen ihm eine Anzahl Referenten zur Verfügung, denen er die einlaufenden Sachen zur Bearbeitung zuweist. Eine Reihe dieser Mitarbeiter hat ausser dieser Thätigkeit aber noch einen eigenen Arbeitsbereich, sodass gewissermassen Ressorts vorhanden sind, die, wenn sie auch nicht eigene Behörden bilden, doch die inneren Angelegenheiten ihrer Abteilung nach allgemeinen Direktiven des Gouverneurs selbständig erledigen. Alle diese zusammen bilden die in Dar-es-Salam befindliche Zentralverwaltung des Gouvernements im Gegensatz zu der Lokalverwaltung d. h. der Verwaltung der Bezirksämter und Binnen-Stationen.

Die Thätigkeit der Centralverwaltung des Gouverneurs ist etwa folgendermassen eingeteilt:

1. Politische Abteilung, die den Verkehr mit ausländischen Behörden, mit den Bezirksämtern, Binnen-Stationen u. s. w. hat.

2. Das Kommando der Schutztruppe, dem alle militärischen Sachen obliegen. Es hat 10 Kompagnien, ein Wachtkommando und die militärischen Angelegenheiten der Polizeitruppe unter sich.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Die Finanz-Abteilung, die die Kassen- und Rechnungsangelegenheiten verwaltet, ebenso die Versorgung der Stationen mit Inventarien und das Zollwesen.

4. Die Justiz-Abteilung, eingeteilt in 2 Bezirksgerichte und ein Ober-Gericht als Berufungsinstanz.

5. Die eng an die Schutztruppe angegliederte Medizinalabteilung. Ihr untersteht das grosse Lazaret in Dar-es-Salam, während dasjenige in Tanga direkt vom Gouvernement ressortiert.

6. Die Flotille, der die Unterhaltung der kleinen Dampfer, der Boote, Leuchttürme und Betonnung obliegt. Sie hat eine Reparaturwerkstätte in Dar-es-Salam.

7. Die Bauabteilung, die die meisten grösseren Bauten ausführt und jetzt auch die Vorarbeiten für den Weiterbau der Eisenbahn von Tanga ins Innere leitet.

8. Die Abteilung für Landeskultur und Landesvermessung, mein spezielles Arbeitsfeld, welches Plantagen- und Landfragen, die Leitung einiger Versuchsstationen, die berg- und forstmännische Thätigkeit, die kartographischen und Vermessungsarbeiten, das Schulwesen und manche wissenschaftliche Fragen umfasst.

Die Postverwaltung ist unabhängig vom Gouvernement und hat, wie vorausgeschickt werden mag, eine grosse Anzahl Post-Stationen an der Küste und im Innenlande, eine Telegraphenverbindung von Tanga bis Mikindani, sowie Botengänge zwischen einzelnen Stationen eingerichtet. Die Beförderung der Postsäcke ins Jnnere wird vom Gouvernement veranlasst.

Die Lokalverwaltung teilt sich in die Bezirks- und Bezirks-Nebenämter und die Binnen-Stationen. Gleich nach Errichtung des Gouvernements wurde an der Küste in Bezirksämtern die unter je einem Bezirksamtmann stehende Zivilverwaltung eingerichtet, und neuerdings sind auch einige der sonst militärisch verwalteten Binnenstationen zu Bezirksämtern umgewandelt. Ihnen liegt der Polizeidienst, das lokale Kassenwesen, die Steuererhebung u. s. w. ob. Ausser der Verwaltung der Stadt haben sie je einen ziemlich grossen

Bezirk, der z. B. in Tanga und Kilwa schon ganz organisiert ist, indem man ihn in einzelne unter Dorfschulzen (Yumben) stehende Unterbezirke eingeteilt hat, sodass der Bezirksamtmann überall hin schriftliche Befehle, Vorladungen u. s. w. senden kann. Jedes Bezirksamt hat ausserdem eine Art von Kommunalkasse, deren Einkünfte für Beleuchtung, Wegebau und andere öffentliche Arbeiten verwandt werden.

Ich kann nicht im Einzelnen die Bezirksämter schildern, muss mich vielmehr mit einer kurzen Aufzählung der Distrikte begnügen, deren Abgrenzung auf der Karte ersichtlich ist. Von Norden nach Süden gehend haben wir an der Küste:

1. Tanga mit dem guten Hafenort gleichen Namens, von dem die Usambara-Eisenbahn ausgeht und der durch die im Usambaragebirge vorhandenen Plantagen von hervorragender Wichtigkeit ist. Das Vorland, Bondei, ist recht fruchtbar, aber ungesund. Die nahe der Küste gelegenen Usambaraberge sind zum Teil mit üppigstem tropischem Urwald bedeckt, wie man ihn sonst nur in den regenreichsten Tropen findet.

2. Pangani, mit den am gleichnamigen Flusse liegenden Zuckerpflanzungen, die durch die demnächstige Errichtung einer Zuckerfabrik wichtig sind.

3. Saadini, (Nebenamt) ziemlich unbedeutend.

4. Bagamoyo, mit dem für den Karawanenhandel wichtigen Platz gleichen Namens, der bei jedem Wind von Sansibar leicht zu erreichen ist.

5. Dar-es-Salam, dem augenblicklich noch der Bezirk Kissaki untersteht.

6. Der grosse Distrikt Kilwa mit der Insel Mafia, wichtig für Kokuskultur, Kautschukhandel und in Zukunft vielleicht durch das Plantagengebiet an der Mündung des Rufiyi.

7. und 8. Lindi (Nebenamt) und Mikindani, beide noch in der Entwickelung begriffen. Im Innern hat

9. Langenburg am Nordende des Nyassa-Sees Zivilverwaltung. Der Bezirk ist wichtig durch viele Missions-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

stationen und durch die hohen Bergländer im Norden des Sees. Demnächst sollen Kilossa und Masinde vielleicht auch Zivilverwaltung erhalten.

Die Militärstationen sind folgende:

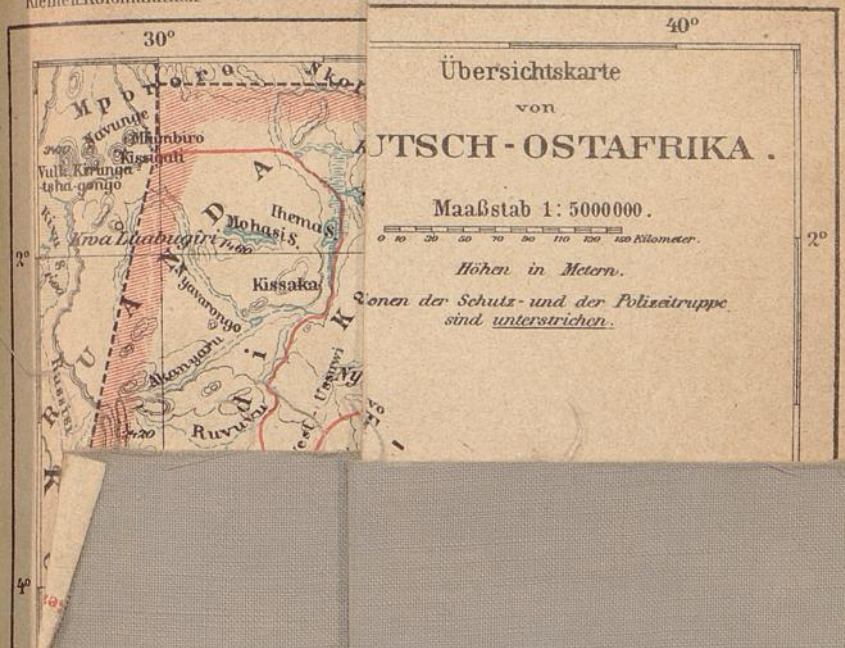
1. Masinde mit West-Usambara und Süd-Pare.
2. Moschi, mit dem Kilimandjaro.
3. Kilossa, mit dem Gebirgsland von Ussagara.
4. Mpapwa, wichtig als Kreuzungspunkt von Karawanenwegen.
5. Kilimatinde, an der Grenze von Ugogo und Unyamwesi.
6. Tabora, das wichtige Handelszentrum des Innern.
7. Mwansa, im Süden des Viktoria-Sees, das vielleicht durch Goldfunde wichtig wird.
8. Bukoba, im Westen des Sees mit dichter Bevölkerung und wichtig durch die Grenzbeziehungen mit dem englischen Uganda.
9. Ujiji, am Tanganika, der Grenzbezirk zum Kongostaat und im Norden mit den enorm dicht bevölkerten Bezirken Urundi und Ruhanda, für den Binnenhandel auch bedeutend durch die Salzproduktion an einem Nebenfluss des Mlagarasi.
10. Jringa, mit dem Hochlande von Uhehe, das jetzt anfängt, in friedliche und ruhige Bahnen zu kommen, und das vielleicht noch einmal für die Besiedelung in Frage kommt.
11. Songea, die letzthin errichtete Station, der besonders die Aufgabe zufällt, die Raubzüge der Magwangwara genannten Sulu-Stämme zu verhindern.

Die Zeit erlaubt es nicht, die Konfiguration des Landes, seine Flora und die Bewohner zu schildern. Es mag nur erwähnt sein, dass meines Erachtens wirtschaftlich bis auf absehbare Zeiten nur das küstennahe Gebiet in Frage kommt, das Binnenland aber nur insoweit, als es durch Flussschifffahrt oder Eisenbahn leicht zu erreichen sein wird, wenn nicht etwa durch Goldfunde weit im Innern gelegene Gebiete aufgeschlossen werden sollten. Vor Allem sind wichtig:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2 Ev 2 b 114






Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

9502 b 117



# Übersichtskarte von DEUTSCH-OSTAFRIKA.

Maaßstab 1: 5000000.

Höhen in Metern.

Stationen der Schutz- und der Polizeitruppe sind unterstrichen.

Geographische Verlagshandlung
DIETRICH REIMER (E. VOHSEN) BERLIN.
Wilhelmstrasse 29.

Stationen seit Oktober 1897 : I Kilimandjaro. II Masinde. III Tanga. IV Pangani. V. Saadani. VI Bagamoyo. VII Dar-es-Ssalâm. VIII Kilossa. IX Mpapwa. X Kilimatinde. XI Tabora. XII Nyansa. XIII Udjidji. XIV Iringa. XV Langenburg. XVI Magwangwara. XVII Kilwa. XVIII Lindi. XIX Mikindani.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen

Usambara und das Rufiyi-Delta, demnächst auch das Paregebirge, Ungúu und Ussagara, während Uluguru mir für die Entwickelung von Plantagen zu steile Hänge zu haben scheint. Als eventuell siedelungsfähige Hochländer sind Teile von West-Usambara, Uhehe und dem Nyassa-Hochland zu erwähnen.

Nachdem ich so eine bei der Kürze der Zeit ganz gedrängte Uebersicht gegeben habe, möchte ich, ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu machen, Einzelnes von der speziellen Thätigkeit des Gouvernements herausgreifen, über die ja alljährlich durch die Denkschrift amtlich berichtet wird. Wer sich näher über die Thätigkeit der einzelnen Stationen unterrichten will, findet in der letzten Denkschrift ein reiches Material.

Der Sklavenhandel hat durch die Bemühungen der Stationen und strenge Bestrafung der Schuldigen ganz ausserordentlich abgenommen, ja ein Sklaven-Export hat nahezu aufgehört, was gewiss ein schöner Erfolg ist, wenn man bedenkt, dass nach englischen Berichten 1862—1863 von Kilwa in einem Jahre allein 18 000 Sklaven ausgeführt wurden. Bekanntlich ist in Sansibar im Vorjahre die Aufhebung der Sklaverei erklärt worden, allerdings noch in etwas verschleierter Form. Doch wird unausbleiblich sein, dass ein Rückschlag auf die Arbeiterverhältnisse eintritt, was sich in Bezug auf die Nelkenkultur so sehr fühlbar machen muss, dass deren ganze Existenz in Frage gestellt wird. Der arabische Plantagenbesitzer hat durchweg nicht das Kapital, seine Arbeiter im Tagelohn zu bezahlen, und bei der hohen Besteuerung der Nelkenproduktion in Sansibar mit 30 % und der durch Ueberproduktion entstandenen Entwertung der Ware, wird ein Niedergang dieser Kultur unvermeidlich sein, es sei denn, dass die Engländer den hohen Produktionszoll, der ihre Haupteinnahme in Sansibar bildet, sehr verkleinern.

Die Sklaven haben es nicht schlecht, wenn sie einmal erst Sklaven sind. Ihr Herr würde sich durch schlechte Behandlung nur selbst schaden. Die Leute wissen ausserdem

nur zu gut, wie scharf das Gouvernement aufpasst, dass keine Härten vorkommen. Ich kann nicht empfehlen, eine alte Institution wie die Sklaverei plötzlich aufzuheben. Ein solches Verfahren muss zu wirtschaftlichen Rückschlägen führen und macht die Sklaven selbst nicht glücklich. Es wird immer ein Fehler sein, wenn man in der Kulturentwickelung Sprünge macht. Durch Unterbindung des Sklavenraubes, genaue Ueberwachung der Herren und liberale Ausstellung von Freibriefen muss mit der Zeit die Sklaverei von selbst aufhören. Im Vorjahre sind allein etwa 1200 Freibriefe ausgestellt.

Bei Gelegenheit der Sklaverei mag ein liebenswürdiger Zug von Negern erwähnt werden. Als die Massai von der Berliner Ausstellung nach Tanga zurückkamen, verkauften sie ihre sämtlichen hier erhaltenen Geschenke und kauften mit ihren gesamten Ersparnissen ihre in Tanga befindlichen Stammesangehörigen frei. Alle Negerstämme würden allerdings nicht so handeln.

Die Sicherheit im Schutzgebiete ist jetzt eine sehr gute. Es wäre lächerlich zu erwarten, dass nirgendswo Unruhen vorkommen. Wir kennen manche Bezirke ja noch kaum und können dort auch keine Ordnung erwarten. Man darf aber getrost behaupten, dass an der Küste die Achtung vor dem Gouvernement eine grosse ist, dass man auf den Haupt-Verkehrsstrassen, also über Tabora nach den grossen Seen, fast ohne Waffen marschieren kann — es sei denn, dass einige Hanf-berauschte Neger in Nera die Reisenden belästigen —, und dass man ebenfalls zum Kilimandjaro mit einem Spazierstocke reisen kann.

Sicherer als früher ist es gewiss geworden, Reisen im Innern ist auf den begangenen Wegen kein Kunststück mehr. Wie unsicher sogar die Wasserreisen früher waren, mag ein Bericht beweisen, demzufolge 1853, als man noch per Dhau von Aden nach Sansibar fahren musste, man vor der Abreise einen Vertrag aufgenommen wurde, dass der betreffende Europäer lebend oder tot in Sansibar abgeliefert werden musste und zwar,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in letzterem Falle eingesalzen. Man wollte sich sicher stellen, dass unterwegs kein Mord vorkam.

Die Landschaft Uhehe hat im letzten Jahre dem Gouvernement sehr viel zu schaffen gemacht, worüber die Denkschrift ausführlich berichtet. Wenn dort auch immer noch etwas vorkommen wird, so kann man jetzt doch einer endgültigen Beseitigung der dortigen Unruhen entgegensehen; der grösste Teil des Landes hat sich ganz unterworfen, und der Kwawa, der sich nicht fügen will, verliert von Tag zu Tag mehr von seinen Anhängern und macht nur noch verzweifelte Anstrengungen, seine alte Macht wieder zu gewinnen.

In anderen Teilen der Kolonie fanden letzthin nur kleinere militärische Unternehmungen statt. So besonders in der Landschaft Meru am Kilimandjaro, wo zwei Missionare getötet waren, in den Gegenden südlich des Manyara-Sees u. s. w. Eine Reihe von Kreuz- und Querzügen führte zur Errichtung der Station in Songea, welche die Raubzüge der Mangwangwara verhindern soll. Ob sich die Unruhen, welche durch die Revolte der sudanesischen Truppen in Uganda und durch die Meuterei einer starken Truppe im Kongo-Staat hervorgerufen sind, auch auf deutschem Gebiet fühlbar machen werden, muss abgewartet werden. Die Gefahr dazu liegt jedenfalls vor.

Der Finanzverwaltung der Kolonie liegt die Verrechnung aller Ausgaben und Einnahmen, die Beschaffung der Materialien und Inventarien und deren Transport zu den Binnen-Stationen, das Zollwesen sowie die Revision der Rechnungen ob. Die Kalkulatur zweiter Instanz, die bislang in Berlin erfolgte, wird künftig der Einfachheit halber durch einen eigenen Beamten in der Kolonie wahrgenommen. Die Einnahmen der Kolonie bestehen ausser den allgemeinen Verwaltungsabgaben hauptsächlich in Importzöllen und in Zukunft aus der Hütten- und Gewerbesteuer. Die Import-Zölle werden durch Vermehrung des Verkehrs bei den Plantagenunternehmungen u. s. w. sich steigern. Die Export-Zölle aber schwerlich, da die Elfenbein-Ausfuhr naturgemäss stetig abnimmt, und

von den Plantagenprodukten keine Abgaben erhoben werden. Das Aufhören der Heuschreckenplage und die dadurch bewirkte Hebung des Wohlstandes und der Kaufkraft der Bevölkerung haben die Importe der letzten Zeit etwas gesteigert.

Sehr interessant wird das wirtschaftliche Resultat der Hüttenbesteuerung sein, für die die Vorarbeiten im Gange sind und die mit 1. April in Kraft tritt. Die Steuer soll nur dort erhoben werden, wo es auf friedlichem Wege möglich ist. Wir hoffen, dass die Eingeborenen in Folge der Besteuerung mehr produzieren werden, und da die Steuer auch in natura in Form von Oelfrüchten erhoben werden kann, so erhoffen wir ebenfalls eine Hebung der Produktion dieser wichtigen Handelsartikel. Es ist eigenartig, dass früher, vor der deutschen Herrschaft, grosse Mengen von Sesam aus dem Süden der Kolonie, grosse Mengen von Kautschuk aus Dar-es-Salam kamen, was jetzt sehr zurückgegangen ist. Es ist dies darauf zurückzuführen, dass die Landbevölkerung mehr in die grösseren Orte strömt, wo sie im Tagelohn bei Bauten und Pflanzungen oder als Träger ihren Unterhalt bequemer und rascher erwerben kann, als durch Landbau und das sehr langsam fördernde Kautschuksammeln.

Während man noch vor einigen Jahren gleich hinter der Küste nur Tausch-Artikel als Zahlmittel verwenden konnte, was natürlich das Reisen sehr erschwerte, kann man jetzt, besonders an den grossen Wegen, weithin bares Geld benützen. Alle Gouvernementsstationen, mit Ausnahme von Kilimatinde und den Posten am Tanganyika und Viktoria-See, sowie alle Pflanzungen haben Geldverpflegung. Die Löhne u. s. w. werden dort in Geld ausgezahlt, und der Eingeborene kann bei den an Ort und Stelle ansässigen Händlern (meist Griechen) sich seine Stoffe und sonstigen Bedarfsartikel einkaufen. Der Händler liefert allmonatlich sein baares Geld der Stationskasse gegen eine an der Küste zahlbare Anweisung ab, sodass ein zu häufiger Transport von Geld vermieden wird, wenn auch natürlich ein Teil der

Löhne thesauriert wird und deshalb regelmässig ein gewisser Ersatz des Geldes nötig ist.

Das Geld wird in Sansibar durch Submission bei den Bankfirmen allmonatlich nach dem in Bombay herrschenden Kurs beschafft.

Das Küstenklima der Kolonie ist im allgemeinen nicht sehr gesund, ebenso der grösste Teil des Innern. Der Mensch hat hier fortwährend den Kampf mit der Malaria zu führen, und das Gouvernement hat es sich angelegen sein lassen, diesen Kampf in erster Linie aufzunehmen. Die Verbesserung der Unterkunftsräume, Entwässerung von Sümpfen in den Stadtgebieten, Beschotterung der Wege und Anlage von Brunnen wirken alle zusammen in dieser Beziehung, ganz besonders aber die speziellen sanitären Einrichtungen der Kolonie. In Dar-es-Salam ist das neue grosse Lazareth am 1. Oktober v. J. bezogen. Seine Nebengebäude sind noch im Bau. Ein schönes Hospital für Farbige ist dort ebenfalls in Benutzung. In Tanga ist ein neues, sehr umfangreiches Hospital im Bau begriffen, aber auch das jetzige, in einem gemieteten Lokal untergebrachte, ist schon recht zweckentsprechend. In anderen Stationen werden die Europäer zunächst in Krankenzimmern behandelt, bis ihre Ueberführung in ein Hospital bewerkstelligt werden kann. Auf allen Stationen sind Polikliniken eingerichtet, die in Dar-es-Salam befindliche wird in einem Jahre von etwa 6000 Menschen besucht.

Eine Pocken-Epidemie ist von Sansibar in die nördlichen Teile der Kolonie eingeschleppt, und sind deshalb dort durch den Regierungsarzt Dr. Plehn tausende von Negern sofort geimpft worden, was sie sich gerne gefallen liessen.

Von 839 Europäern starben im Jahre 1896 31 an klimatischen und 9 an anderen Krankheiten, was immer noch eine ziemlich grosse Sterblichkeit ist, da man es fast nur mit erwachsenen, gesunden Personen zu thun hat. Viel besser als früher sind die Verhältnisse aber geworden. Als ich vor zehn Jahren in Sansibar lebte, hatte man dort die

Meinung, dass jedes Betreten der Küste unfehlbar ein Fieber mit sich bringt. Diese Zeiten sind vorbei. Bei vernünftiger Lebensweise können die Meisten sogar sich recht lange in der Kolonie arbeitsfrisch erhalten; einige wenige allerdings ertragen das Klima gar nicht.

Ganz ausserordentlich wichtig sind natürlich Untersuchungen über Aetiologie der Malaria, zu welchem Zwecke augenblicklich die allererste Autorität im Schutzgebiete weilt, Prof. Robert Koch. Ueber seine Resultate wird er sicher später berichten. Nebenbei untersucht er auch zwei interessante Krankheiten des Rindviehes, die wirtschaftlich eine grosse Rolle spielen. Das Texasfieber, auch aus Nord-Amerika, der Campagna, der Donau-Niederung, dem Kaplande u. s. w. bekannt, ist an der Küste endemisch. Seine plasmodienartigen Krankheitserreger, die in den roten Blutkörperchen schmarotzen, werden durch Zecken übertragen. Mittel gegen die Krankheit giebt es nicht, aber es muss studiert werden, ob zu gewissen Jahreszeiten die aus dem krankheitsfreien Innern zur Küste gebrachten Rinder die Seuche in leichterer Form bekommen und dann immun sind. In die endemischen Gebiete der Küste und nach Mafia gebrachte Rinder werden von Zecken heimgesucht, deren Eltern einmal an kranken oder krank gewesenen Rindern gesogen haben, und werden so angesteckt. Meistens tritt nach einem Monat das Fieber ein, an dem etwa die Hälfte der Tiere zu Grunde geht. Ferner studiert er die in Indien „Surra" genannte Krankheit, die identisch mit der durch die Tsetsefliege hervorgerufenen Infektion ist. Die Fliege ist nur Ueberträgerin eines Geissel-Infusors (Trypanosoma Evansii), das in der Blutflüssigkeit lebt. Fast alle von Uhehe nach Dar-es-Salaam getriebenen Rinder werden an einem noch unbekannten Ort auf der Reise infiziert; es gilt also, diesen Ort zu suchen und zu vermeiden, ferner Versuche anzustellen, ob andere Transporttiere wie Esel, Maultiere u. s. w. immun gegen diese Krankheit sind, was für die Transportfrage von grosser Bedeutung ist. Die Immunität der eingeborenen

und Bastardesel ist mit grosser Wahrscheinlichkeit bewiesen.[1])

Vielfach hat in letzter Zeit die Frage nach Errichtung von Sanatorien von sich reden gemacht. Auf Veranlassung des evangelischen Afrikavereins wurde in Lutindi in Usambara oberhalb Korogwe eine Gesundheitsstation im Urwalde in etwa 1200 m Höhe eingerichtet. Ferner werden auf einer kleinen Korallen-Insel vor Tanga auf Anregung des Dr. Plehn einige bescheidene Unterkunftsräume erbaut, speziell für den Lokalbedarf in Tanga. Ich halte die Frage nach der Errichtung von Sanatorien noch nicht für spruchreif, bevor die Untersuchungen von Professor Koch beendigt sind, und ich glaube, dass er mit positiven Vorschlägen heimkehren wird. Besitzen müssen wir einen oder mehrere Plätze, wo Rekonvaleszente sich erholen können. Alle Kolonialmächte, besonders Englisch-Indien haben prachtvolle derartige Kurorte im gesunden Höhenklima. Für die an der Küste wohnenden Europäer wird ein zeitweiliger Aufenthalt in Europa schon der geistigen Anregung wegen immer notwendig sein. In der Kolonie zu errichtende Sanatorien werden vor allen Dingen von Rekonvaleszenten benutzt werden und müssen deshalb bei gesunder Lage leicht zu erreichen sein und gute Verpflegung haben.

Ich erwähnte vorhin die gesünderen Bauten, die jetzt entstehen; während die ersten Häuser des Gouvernements, die rasch fertig sein sollten, aus leichtem Fachwerk errichtet wurden, baut man jetzt durchweg aus dem einheimischen Korallen-Kalk mit dicken Mauern und mit möglichster Vermeidung von Holzwerk, das den Angriffen der Termiten ausgesetzt ist. Thüren und Fenster werden aus indischem Teak-Holz hergestellt. Der nächste Schritt wird sein, von den grossen kasernenartigen Wohnungen zu dem indischen Einzelhause (Bungalow) überzugehen. Wir müssen von den

[1]) Auch auf dem Weg zum Kilimandjaro ist eine Stelle, wo die Tiere mit Surra infiziert wurden.

alten Kolonialvölkern lernen und dürfen uns nicht scheuen, unsere Beamten persönlich bei den Engländern und Holländern studieren zu lassen. Die Haupt-Lebensbedingung in den Tropen ist eben eine gesunde und behagliche Wohnung.

Die Missionen beider Konfessionen entwickeln sich dauernd, die länger im Schutzgebiet anwesenden haben einen grossen kulturellen und moralischen Einfluss auf die Eingeborenen gewonnen. Sehr viele derselben versuchen auch, ausser ihrer Lehre den Leuten Kulturgewächse, Handwerkskünste u. s. w. zu bringen. Ich kann hier nicht alle Missionsstationen aufzählen, sondern will nur kurz die Hauptbezirke erwähnen, in denen Missionare thätig sind.

1. Usambara (Berliner Mission, Church-Missionary-Society, Trappisten).
2. Kilimandjaro (Schwarze Väter, Leipziger Mission).
3. Bagamoyo (Schwarze Väter).
4. Dar-es-Salam (Berliner Mission, Bairische Benediktiner).
5. Lindi und Uhehe (Bairische Benediktiner).
6. Viktoria-See und Tanganyika (Weisse Väter, University Mission).
7. Nyassa-Land (Berliner Mission, Baseler Mission, Herrenhuter).

Ihren verschiedenen Grundsätzen nach verbreiten einige Gesellschaften die Lehre nur bei den umwohnenden Eingeborenen, andere erziehen ausserdem eine mehr oder weniger grosse Zahl von Negerkindern bei sich, die sich entweder freiwillig zum Unterricht melden, oder ihnen als befreite Sklaven vom Gouvernement überwiesen werden, oder die sie selbst frei kaufen. Erwachsene Zöglinge werden sobald als möglich in eigenen Dörfern in der Nähe der Missionsstationen angesiedelt. Alle Missionare unterrichten im Schreiben und Lesen mit lateinischen Lettern in dem betreffenden Landesdialekt und im Swahili. Deutsch wird selten in den Lehrplan aufgenommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Gouvernement hat 3 Regierungsschulen eingerichtet; in Tanga, Bagamoyo und Dar-es-Salam, von denen die letztere durch Erkrankung und Wechsel der Lehrer noch nicht recht zur Entwickelung gekommen ist. Als erstes Unterrichtsziel wird immer die Erlernung des Lesens und Schreibens der Swahili-Sprache mit lateinischen Buchstaben erstrebt. Nächstdem einfaches Rechnen, deutsche Sprache, Heimatskunde u. s. w. Die alten Unterrichtsmittel erwiesen sich als unpraktisch, und eine neue Swahili-Fibel, sowie ein Lesebuch sind jetzt im Druck. Sehr haben die Schulen mit dem unregelmässigen Besuch zu kämpfen. Ein Schulzwang lässt sich nicht einführen, da Kinder von 6 Jahren sich ihren Unterhalt selbst verdienen. Ausserdem ist der Erwerbsdrang und deshalb die Lernbegierde bei den Negern nicht sehr gross, destogrösser aber ihre Sucht zur Veränderung. Die regelmässigsten Schüler sind deshalb die Indier, für die in Dar-es-Salam und Bagamoyo ausserdem noch ein besonderer indischer Lehrer angestellt ist, um der Stiftungsbedingung eines verstorbenen Indiers zu genügen. Viel Erfolg verspreche ich mir von der neuen Einrichtung, dass in Tanga und Bagamoyo eine Anzahl von Negerkindern ganz in Pension genommen ist. Auf diese kann man einen Schulzwang ausüben. Es sind entweder Waisenkinder oder Knaben, die von Dorfschulzen dem Bezirksamt zur Erziehung übergeben sind. Ausserdem werden in Kilwa jährlich eine Anzahl junger Leute durch einen Dolmetscher ausgebildet. Alle diese sollen nach Ablegung einer Prüfung den Dorfschulzen beigegeben werden, um mit ihnen einen schriftlichen Verkehr zu ermöglichen.

Ich glaube nicht, dass wir bei dem jetzigen System grossen moralischen Einfluss im Lande erreichen werden. Solange die meisten Kinder bei dem mohammedanischen Lehrer in die Lehre gehen, über den keine Kontrolle möglich ist, wird kein Wandel geschaffen. Bekanntlich hat Oesterreich in seinen Balkanstaaten Grosses geleistet, indem es sämtliche mohammedanischen Lehrer in den Dienst der

Regierung nahm. Ich schlage dies System auch für uns vor. Wir haben eine Verordnung nötig, wonach nur staatlich konzessionierte Lehrer Unterricht erteilen dürfen. Die Zahl dieser Lehrer wird für jeden Ort bestimmt, und alle werden als Angestellte des Gouvernements bezahlt. Die Kontrolle muss durch den Bezirksamtmann, sowie, wenn vorhanden, durch den deutschen Lehrer ausgeübt werden. Nur auf diese Weise sehen die Leute die Schule als eine staatliche Einrichtung an. Man kann politische Beeinflussung, Verbreitung von Aberglauben u. s. w. unterdrücken und kann allmählich darauf hin wirken, dass Lehrer angestellt werden, die auf den Regierungs- oder Missionsschulen vorgebildet sind und die deshalb die lateinische Schrift beherrschen. Den Unterricht im Koran und im Arabischen wird man den Leuten zunächst nicht nehmen können, das thut man auch in Oesterreich, in Indien u. s. w. nicht, aber man kann dem schädlichen Einfluss der mohammedanischen Schulen nur so entgegentreten. Man darf sich nicht vorstellen, dass man den Mohammedanismus auf diese Weise unterstützt, gerade das Gegenteil ist der Fall; allerdings wird der günstige Einfluss erst im Laufe der Jahre bemerkbar werden. Der erste Erfolg dieser Einrichtung wird natürlich mehr ein politisch-kultureller als ein religiöser sein; aber, da wir letzteren noch nicht erreichen können, dürfen wir das Bessere nicht Feind des Guten sein lassen. Weil man alles noch nicht erreichen kann, soll man nicht das Erreichbare verschmähen. Wenn die Missionen sich ausbreiten und von ihnen und den Regierungsschulen Lehrer vorgebildet werden, die christlich sind, oder doch wenigstens zunächst die lateinische Schrift beherrschen, — ein Lehrermaterial, das wir noch nicht haben — so können wir diese allmählich an die Stelle des mohammedanischen „Mwalimu“ setzen. Die Kosten einer solchen Einrichtung sind nicht unerschwinglich. Nimmt man an, dass in jedem Bezirksamt durchschnittlich 6 Schulen nötig sind, so würde das rund 50 für die Küste machen. Der Lehrer wäre mit 25 Rupie gut bezahlt, sodass

ich die monatlichen Ausgaben auf etwa 1250 Rupie, die jährlichen demnach auf rund M. 20 000 schätze, wozu noch etwas zur Unterhaltung von Schulräumen kommt. Die Einrichtung des ausserordentlich wichtigen Handwerksunterrichts, von dem ich mir nur im Internat Erfolge verspreche, wird dauernd mit Interesse verfolgt.

Bei der Entwickelung von der Kenntnis des Landes müssen wir zu allererst Wert auf die geographisch-kartographische Forschung legen, und hierin ist in den letzten Jahren Erstaunliches geleistet. Vor Errichtung des Gouvernements hatten wir nur sehr dürftige Routenaufnahmen von Missionaren und Reisenden; jetzt sind fast alle weissen Flecke von der Karte verschwunden, und das ganze Land ist mit mehr oder weniger sorgfältig kartierten Routen durchzogen. Die meisten Offiziere nehmen an dieser Arbeit teil. Es sind im ganzen schon 45 Mitarbeiter, deren Aufnahmen durch Dr. Kiepert hier verarbeitet wurden. Von den etwa 30 Blättern des grossen bei Dietrich Reimer erscheinenden Kartenwerkes, das die ganze Kolonie im Massstab von 1 : 300 000 darstellen soll, sind schon 15 Blätter veröffentlicht, und grosses Material liegt noch vor. Ein eigener Geograph ist seit etwa einem Jahr an der Arbeit, um die Ausdehnung des Gebietes festzulegen, das der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gehört, und auf das sich der kaiserliche Schutzbrief bezieht. Genauere Karten werden von den Gebieten hergestellt, wo wirtschaftliche Interessen und das Eigentum von Plantagen in Frage kommen. Es sind zunächst zwei Expeditionen in Usambara thätig, von denen eine unter einem Offizier die grosse Triangulation vornimmt und gerade jetzt bei einer Basis-Messung mit 300 Arbeitern beschäftigt ist. Die andere unter Landmessern nimmt die Klein-Triangulierung und topographische Aufnahme in den speziellen Plantagengebieten vor. Bei der geringen Zahl von Beamten und bei den grossen Schwierigkeiten, wo im unwegsamen Gebiet Signale erbaut, Kuppen entwaldet und Sichten durchgeschlagen werden müssen, kann man nicht

erwarten, dass eine Arbeit in kurzer Zeit fertig ist, die in zivilisierten Ländern jahrelang einen ganzen Stab von Arbeitern in Anspruch nimmt. Jetzt wird auch mit der Vermessung des fruchtbaren Rufiyi-Deltas vorgegangen.

Ein dritter Teil der Vermessung bezieht sich auf die Kataster-Arbeiten, die zunächst in Dar-es-Salam im Gange sind und die Unterlagen für Flurkarte und Grundbuch geben sollen.

Gelegentlich wurde das Vermessungspersonal auch bei den Grenz-Regulierungen und den Vorarbeiten für den Weiterbau der Tanga-Eisenbahn in Anspruch genommen. Augenblicklich ist eine grosse Expedition in Vorbereitung, die die englisch-deutsche Grenze zwischen dem Nyassa und Tanganyika-See festlegen soll. Im Anschluss daran werden Schwerkrafts-Bestimmungen ausgeführt, die ein allgemein wissenschaftliches Interesse für die Physik der Erde haben.

Die Resultate, welche bis jetzt auf naturwissenschaftlichem Gebiete erzielt sind, werden in einem grossen im Erscheinen begriffenen Werk zusammengefasst, von dem die Pflanzen- und Tierwelt in vier Bänden bereits vorliegt. Die Anthropologie, die Herr Geheimrat Virchow und die Ethnographie, die Herr Prof. v. Luschan übernommen haben, sind in Vorbereitung. Eine eigene botanisch-zoologische Expedition wird aus den Mitteln einer Stiftung geplant zur Erforschung der Hochländer am Nyassa und in Uhehe. Alle Sammlungen werden in den hiesigen Museen verarbeitet.

Für alle kulturellen Fragen sind die meteorologischen Beobachtungen von besonderer Bedeutung, und es ist mit grosser Freude zu begrüssen, dass dieselben jetzt von einem eigenen Fachmann, Herrn Dr. Maurer, organisiert werden, der eine ganze Reihe von Stationen eingerichtet hat. Ich kann hier keine ausführlichen Tabellen geben, will aber doch einiges Interessante über die Regen- und Temperaturverhältnisse erwähnen.

In Dar-es-Salam war von Dezember 1895 bis Dezember 1896 die mittlere Jahrestemperatur 25,6° C., das äusserste

Minimum 17,6°, das äusserste Maximum 33,4° und der Regenfall 1145,5 mm an 105 Tagen. Vom 1. Juli 1896 bis 1. Juli 1897, in sehr regenreichem Jahr, fielen an 115 Tagen 1355,4 mm Regen.

In Tanga war vom Dezember 1895 bis Dezember 1896 die mittlere Temperatur 25,9° C., das äusserste Minimum 19,2° und das äusserste Maximum 33,6°. Es fielen 1977,4 mm Regen an 142 Tagen, während vom 1. Juli 1896 bis 1. Juli 1897 2430 mm fielen.

Auf der Plantage Kwamkoro im Handei-Urwald fielen vom 1. Juli 1896 bis 1. Juli 1897 nicht weniger als 3390 mm, eine ganz enorme Zahl.

Auf der Kulturstation Kwai in West-Usambara in 1600 m Meereshöhe war die Durchschnitts-Temperatur 17,5° C. das Minimum 6,5° und das Maximum 26,5° bei etwa 1150 mm Regen an 143 Tagen. Es herrscht dort gewissermassen ein ewiger Frühling.

Ich will noch erwähnen, dass auf der Plantage Lewa im Mittel aus 5 Jahren 1512 mm Regen an 109 Tagen und auf der Vanille-Plantage Kitopeni bei Bagamoyo im Durchschnitt aus 6 Jahren 1105 mm an 114 Tagen fielen, dass in Mohorro 1896/97 etwa 1390 mm und in Lindi nur 865 mm Regen fiel. Die Küste von Ost-Afrika ist demnach mit Ausnahme des Südens ziemlich reichlich mit Regen versorgt, der allerdings meistens recht ungleichmässig im Jahre verteilt ist. Auffallend ist, dass in dieser Periode im November die kleine Regenzeit ganz ausgefallen ist, während 1 Jahr früher zur gleichen Zeit überwältigende Wassermassen herabfielen. Die jährlichen Regenmengen an denselben Punkten können in verschiedenen Jahren um fast das Doppelte variiren.

Neben seiner eigentlichen Thätigkeit hat der Meteorologe erdmagnetische und andere physikalische Messungen vorgenommen.

Die geologische Erforschung des Landes wird durch einen Berg-Assessor wahrgenommen. Herr Bornhardt hat am Nord-Ende des Nyassa-Sees zwei Kohlenlager eingehend

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

untersucht und gute Kohlen in abbaufähiger Menge gefunden, die aber für die augenblicklichen Verkehrsverhältnisse am See noch nicht in Frage kommen, da der Bedarf noch zu gering ist, als dass sich ein Transport von der etwa 30 km vom See gelegenen Fundstätte lohnen würde. Für die Zukunft des Nyassa-Gebietes haben die bis zu 4 m Mächtigkeit aufweisenden Lager eine grosse Bedeutung.

Ueber die Verwertung eines Fundes von Glimmer, der in der Elektro-Technik viele Verwendung findet, schweben noch Verhandlungen.

Der Berg-Assessor hat begonnen durch sehr sorgfältige Kartenaufnahmen und geologische Studien, die jetzt in Bearbeitung sind, eine genaue Kenntnis der Zusammensetzung der geschichteten Formationen in der Küstenzone zu bekommen, eine Arbeit, die sein Nachfolger jetzt fortsetzt. Zunächst müssen wir eben den geologischen Aufbau des Landes kennen. Das Suchen nach bestimmten Mineralien wie Gold u. s. w. ist nicht zu empfehlen und führt meistens zu resultatlosem Hin- und Herziehen. Sehr gespannt kann man auf die Ergebnisse einer geologischen Expedition sein, die im Auftrage eines Syndikats Goldlager untersuchen soll, die südlich des Viktoria-Nyansa beobachtet sind.

Der Handel in Deutsch-Ostafrika hat mit dem eigentümlichen Verhältnis zu kämpfen, dass er fast ganz von Sansibar und weiterhin von Bombay abhängig ist. Sansibar ist nun einmal der alte Handelsplatz, dort strömen die Fäden nicht nur von Deutsch-Ostafrika, sondern auch vom englischen und portugiesischen Gebiet, ja von Madagaskar und Süd-Arabien zusammen. Es ist also dort auch der grösste Markt, die grösste Konkurrenz für jede Ware und ebenso das Kapital vorhanden. Es ist selbstverständlich, dass die Kaufleute sich am liebsten dort zentralisieren. Alte Handelswege in neue Bahnen zu lenken ist sehr schwer, gefährlich und zeitraubend. Es hat nur Aussicht, wenn die wirtschaftlichen Bedingungen sich ändern, wenn entweder in Zukunft der Plantagen-Betrieb überwiegen wird, oder wenn an Stelle des

alten Dhau- und Trägerverkehrs Dampfschiffe und Eisenbahnen treten. Kaum ein Viertel des Sansibar-Handels geht nach Deutsch-Ostafrika, und es scheint mir sehr fraglich, ob dieses Viertel die übrigen drei Viertel des Sansibar-Handels veranlassen können, andere Wege und Niederlassungen aufzusuchen.

In Sansibar waren die Handelsverhältnisse in den Jahren 1892—94 folgende:

| | 1892 | 1893 | 1894 |
|---|---|---|---|
| Import von der deutsch. Küste | 3980309 Rup. | 3648264 Rup. | 3742131 Rup. |
| Gesamt-Import | 21693856 „ | 18348148 „ | 18965277 „ |
| Export nach der deutsch. Küste | 5884405 „ | 4576214 „ | 3739389 „ |
| Gesamt-Export | 19780962 „ | 16032566 „ | 14538568 „ |
| Der Kurs war 1 Rup. . . . | = 1 sh. 1,25 p. | = 1 sh. 3 p. | = 1 sh. 3 p. |

Diese Zahlen lassen sich nicht ohne weiteres mit einander vergleichen, da die Importe von der Küste grösstenteils Produkte gewesen sein werden, die vielleicht in der Ausfuhr wieder vorkommen. Einen annähernden Ueberblick gewinnt man, wenn man den Gesamt-Umsatz in Import und Export zusammenstellt, und zwar im Durchschnitt der 3 Jahre. Es hatte demnach Sansibar 1892—94 durchschnittlich einen Gesamt-Umsatz von 36 452 459 Rup. an denen Deutsch-Ostafrika mit 8 520 237 Rup., also mit nur 23,38% beteiligt war.

Man könnte nun meinen, dass der grösste Teil des Handels von Deutsch-Ostafrika nicht über Sansibar ginge, sondern sich direkt vollzieht oder das obige Angabe wegen doppelter Aufzählung der Produkte unrichtig ist. Dass dem nicht so ist, mögen folgende Zahlen beweisen:

Deutsch-Ostafrika.

| | Einfuhr. | Ausfuhr. | Summe von Ein- und Ausfuhr. |
|---|---|---|---|
| 1888—89 | 2485162 M. | 4270652 M. | 6755814 M. |
| 1889—90 | 8473147 „ | 7523872 „ | 15997019 „ |

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

| | Einfuhr. | Ausfuhr. | Summe von Ein- und Ausfuhr. |
|---|---|---|---|
| 1890—91 | 9000843 M. | 7482429 M. | 16433272 M. |
| 1893 | 7712823 „ | 5580793 „ | 13293616 „ |
| 1894 | 7167689 „ | 4877021 „ | 12044710 „ |
| 1895 | 7608466 „ | 3257584 „ | 10866050 „ |
| 1896 | 9233406 „ | 4387197 „ | 13620603 „ |

Vergleicht man die Jahre 1893—94, für die mir der Umsatz in Sansibar zur Hand ist (1892 ist für Deutsch-Ostafrika keine vollständige Statistik vorhanden), so sieht man, dass im Durchschnitt aus diesen zwei Jahren der Gesamtumsatz in Ein- und Ausfuhr war

in Sansibar . . . 45750980 M.,
in Deutsch-Ostafrika 12669163 „

letzterer beträgt demnach nur 27,7 % von dem Sansibar-Umsatz.

Aus der amtlichen Statistik für Deutsch-Ostafrika lässt sich die Beteiligung Sansibars am Handel nicht ersehen, es sind dort nur die Ursprungsländer der Waren angegeben. Aus der Statistik sieht man aber die starke Beteiligung des indischen Handels in Ost-Afrika. Es waren:

| | 1895 | 1896 |
|---|---|---|
| Gesamteinfuhr . . . . . | 6725098 Rup. | 7008287 Rup. |
| davon aus Indien stammend | 3233206 „ | 3294598 „ |
| und aus Sansibar stammend | 87125 „ | 90645 „ |
| Gesamtausfuhr . . . . . | 2879368 „ | 3329941 „ |
| davon nach Indien . . . | 3435 „ | 23504 „ |
| davon nach Sansibar . . . | 2555782 „ | 2638092 „ |

Bei der Einfuhr kommt also besonders indische Ware, bei der Ausfuhr der Versandt nach Sansibar in Betracht.

Die Handelsbilanz ist nicht sehr günstig. Im Durchschnitt der Jahre 1893—96 überstieg die Einfuhr die Ausfuhr um 43 %. Das grosse Ueberwiegen des Importes ist wohl zum Teil darauf zurückzuführen, dass viele Pflanzungen in der Entwickelung sind und Anlagemittel erfordern, aber noch keine Erträge, die in der Ausfuhr auftreten müssten, ergeben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus der oben gegebenen Zusammenstellung ergiebt sich auch, dass der Handel Deutsch-Ostafrikas seit 1889 sich eher vermindert als vermehrt hat. Der Gesamtumsatz in Einfuhr und Ausfuhr ist seit 1890 um 2,8 Millionen gesunken, was ganz besonders der grossen Verminderung der Ausfuhr von Elfenbein zuzuschreiben ist.

Der wichtigste Handelsplatz der Küste ist noch immer Bagamoyo. Es kommt dies daher, dass die einheimischen Segelschiffe bei jedem Winde die Verbindung mit Sansibar aufrecht erhalten können. Deshalb sind dort die Haupt-Filialen der Indier, nur deshalb gehen die Karawanen aus dem Inneren dorthin. Aber nur für Dhaus ist der Verkehr ein so günstiger, treten Dampfer an ihre Stelle, so ist Bagamoyo bei den schlechten Landungsverhältnissen recht ungeeignet. Nächstdem kommt Kilwa in Betracht, wichtig durch den Handel mit Kautschuk[1]), und Tanga durch die im Hinterland befindlichen Plantagen-Unternehmungen.

Grosse Geschäfte machen die Kaufleute bei uns leider noch nicht, die werden in Sansibar abgeschlossen. Es haben sich deshalb auch noch nicht viele niedergelassen. Ich nenne die verschiedenen Vertretungen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Hansing & Co., die Westdeutsche Handels- und Plantagengesellschaft, Müller & Dewers, August Schiele und einige andere. Durchweg werden Import- und Exportgeschäfte gemacht. Erstere vielfach mit den Bedürfnissen der Europäer und Plantagen. Einige Griechen und Goanesen machen ganz gute Geschäfte.

Zahlreiche Indier haben an allen Punkten Läden errichtet, sie importieren durchweg von Sansibar und Bombay und haben fast den ganzen Zwischenhandel in Händen. Die Hindufrage ist für uns sehr wichtig. Diametral stehen sich

[1]) Es ist eine irrige Meinung der Engländer, dass der Kautschuk-Handel erst durch Sir John Kirk angeregt worden ist. Schon 1857 setzte der amerikanische Konsul Mac Millan einen Preis von 1000 $ auf das erste Handelsquantum dieses Artikels aus. Der wirkliche Handel mit Kautschuk hat sich aber erst nach dem Jahre 1875 entwickelt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Meinungen darin gegenüber. Ohne Frage saugen die Indier die Eingeborenen aus, schaffen ihren Erwerb zum Teil nach Bombay — obgleich dies durchaus nicht immer der Fall ist[1]) — und endlich verhindern sie, dass deutsche Kleinhändler sich ansiedeln können, weil diese gegen den anspruchslosen und schlauen Indier nicht aufkommen, der mit 200—300 Mark jährlich leben kann, während ein europäischer Handlungsbeflissener seinem Geschäft nach alten Erfahrungen etwa 6000—7000 Mark kostet; andererseits aber muss man auch sagen, dass deutsche Händler schwerlich die Geduld zu dem kleinen Geschäft mit den Negern haben, welche seit Jahrhunderten an die Indier gewöhnt sind, und dass wir fürs erste noch kein anderes Menschenmaterial an die Stelle der Indier zu setzen haben. Meine ganz private Meinung ist, dass man versuchen soll, die Ueberschwemmung mit indischen Kaufleuten zu verhindern, indem man ihnen Ladensteuer und Abgaben für die Erlaubnis der ersten Ansiedelung auferlegt. So scharf wie in Natal und Transvaal brauchen wir wohl noch nicht vorzugehen, wo neuerdings auf die Einführung eines Indiers oder Chinesen eine Strafe von M. 1000 gelegt ist. Das können die Engländer in ihren eigenen Kolonien machen, oder Transvaal, das keine eigenen Kaufleute in englischen Kolonien hat. Wir aber müssen bedenken, dass zahllose Deutsche in englischen Besitzungen frei und ungehindert ihren Handel treiben, und dass diese vor Gegenmassregeln seitens der Engländer gesichert werden müssen. Deshalb dürfen wir die Indier, die englische Unterthanen sind, nicht mit viel anderem Masse messen, als andere Händler. Wir wollen doch nicht vergessen, dass zweifelsohne der ganze Handel in Ostafrika durch Araber und Indier entstanden ist, und dass wir es ihnen verdanken, dass wir im Osten so sehr viel bessere Verhältnisse haben, als im Westen des Kontinents. Sie sind unzweifelhaft ein

[1]) Es giebt in Sansibar Indierfirmen, die aus ihren Büchern einen Aufenthalt in Sansibar von 200 Jahren nachweisen können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

grosses Kulturelement, indem sie überall ihre Läden errichten und den Eingeborenen Bedürfnisse beibringen, und indem sie, je nach den gerade vorhandenen Produkten, im Jahre mehrfach ihren Wohnsitz verändern, um einmal Kautschuck, dann Kopal u. s. w. einzukaufen. Ohne den arabisch-indischen Einfluss hätten wir nur Wilde vorgefunden, während wir so an der Küste eine schon etwas zivilisierte Bevölkerung haben, deren Bedürfnisse und dadurch auch deren Erwerbstrieb durch die Handelsbeziehungen geweckt war. Der Europäer ist völlig ausser Stande, seine Fühlfäden so ins Volk zu strecken, wie der Indier.

Es wäre meines Erachtens auch ganz gut, wenn man als Gegengewicht gegen die Indier einige Chinesen als Kaufleute und Handwerker hätte. Verbieten kann man ihre Einwanderung jeden Augenblick.

Während früher die deutschen Kaufleute sich höchstens auf die Küstenorte beschränkten, haben sie in letzter Zeit auch Expeditionen ins Innere abgesandt. Mit ganz besonderem Erfolg geschieht dies von Kilwa aus zum Einkauf von Kautschuck. Leider ist im letzten Jahre durch die Konkurrenz und Ueberfüllung des Hinterlandes mit Tauschwaren das Geschäft bedeutend ungünstiger gewesen als früher. Natürlich werden nach wie vor auch arabische Karawanen, meist mit indischem Kapital bevorschusst, ausgesandt, besonders zum Einkauf von Elfenbein, dessen Menge jedoch sehr bald abnehmen wird, sowohl durch die Verminderung der Ware an sich, als durch ihren Abfluss nach dem Kongostaat, nach dem englischen Nyassa-Lande und Mombassa.

Sehr kommt dem Handel die Errichtung der vom Reich subventionierten Deutschen Ostafrika-Linie zu gute. Die Fahrten sind jetzt 14tägig. Es ist zu erwägen, ob bei dem Ablauf des Vertrages es sich für den Handel mit Süd-Afrika nicht empfiehlt, schneller fahrende Personendampfer abwechseln zu lassen mit langsameren Frachtdampfern, die ermässigte Passagen geben. Nur durch schnellere Fahrten kann die Linie der Konkurrenz in Süd-Afrika be-

gegnen. Zu erwägen wäre auch noch, ob nicht die nördliche Küsten-Zweiglinie eingehen könnte gegen die Verpflichtung, dass die grossen Dampfer Lindi anlaufen.

Einen ausserordentlich wichtigen Teil der wirtschaftlichen Unternehmungen bilden die Pflanzungen. Die meisten derselben liegen im Bezirke Tanga. Es sind:

Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft mit Ngwelo, Nderema, Lungusa, Mwoa und Yassin, Kikogwe und Mwera (arabischer und Liberia-Kaffee, Kokos, nebenbei Sisal, Thee und Kardamom).

Westdeutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft mit Kiumoni, Plantage Schoeller, Magrotto (arabischer und Liberia-Kaffee, Kokos).

Deutsch-Ostafrikanische-Plantagengesellschaft mit Lewa und Buschirihof (Liberia-Kaffee, Kokos).

Prinz-Albrecht-Plantage, mit Kwamkoro (Arabischer Kaffee).

Usambara-Kaffeebau-Gesellschaft mit Bulwa (Arabischer Kaffee).

Rheinische Handei-Plantagen-Gesellschaft mit Mgambo (Arabischer Kaffee).

Hamburg-West-Usambara-Plantagengesellschaft mit Sakarre (Arabischer Kaffee).

Sigi-Pflanzungsgesellschaft mit Segoma (Liberia-Kaffee).

Friedrich-Hoffmann-Pflanzungen mit Hale (Liberia-Kaffee).

von Saint-Paul-Illaire's Pflanzung bei Tanga (Kokos und Vanille).

F. Missmahl mit Ngua (Arabischer Kaffee).

Schluncke (Kokospflanzung bei Tanga).

L. & O. Hansing, Mrima-Land- und Plantagen-Gesellschaft. Vanille-Pflanzung Kitoponi bei Bagamoyo.

Perrot & Co. Liberia-Kaffee-Pflanzung bei Lindi.

Demnächst werden hoffentlich beginnen:

Abthlg. Beitrag d. Kaiserl. Reg. Rath's Dr. Stuhlmann. 23/3.98.

39°

4°

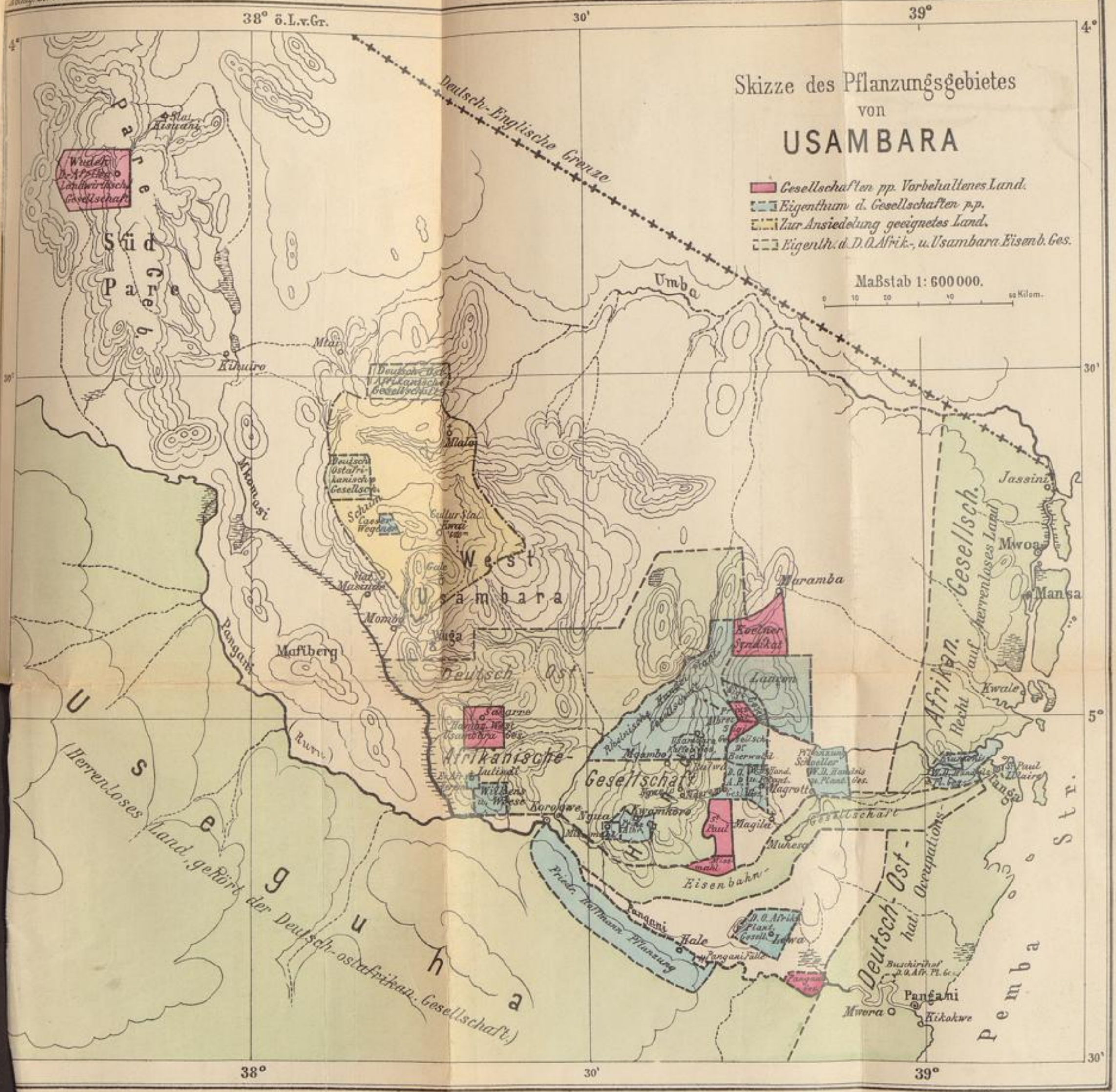
4°

Pflanzungsgebietes

von

MBARA

ften pp. Vorbehaltenes Land


Skizze des Pflanzungsgebietes
von
USAMBARA
Gesellschaften pp. Vorbehaltenes Land.
Eigenthum d. Gesellschaften p.p.
Zur Ansiedelung geeignetes Land.
Eigenth. d. D. O. Afrik.-, u. Usambara Eisenb. Ges.
Maßstab 1: 600000.
0 10 20 40 60 Kilom.
38° ö.L.v.Gr.
30'
39°
4°
5°
Deutsch-Englische Grenze
Pare
Süd Pare
Umba
Mtai
Kihuiro
Mlalo
Mkomasi
West Usambara
Mombo
Mafiberg
Pangani
Deutsch Ost-Afrikanische Gesellschaft
Afrikan. Gesellsch.
Recht auf herrenloses Land
Jassini
Mwoa
Mansa
Kwale
Maramba
Koelner Syndikat
Lancon
Magrotte
Magila
Muhesa
Eisenbahn
Hale
Lewa
Pangani
Mwera
Kikokwe
Pemba Str.
Usegua
(Herrenloses Land, gehört der Deutsch-ostafrikan. Gesellschaft.)
Deutsch-Ost-hat Occupations-
Friedr. Hoffmann Pflanzung
Pangani Fälle
Korogwe
Ngua
Kwamkoro
Mgambo
Lutindi
Sakarre
Mlalo
Kwai
Gale
Mombo
Muga
Kisuani
Wudeh D. Afrikan. Landwirthsch. Gesellschaft
Deutsch Ost-Afrikanische Gesellschaft
Schum
Caesar Wegener
Cultur Stat. Kwai
Stat. Masinde
Stat. Kisuani
Pangani
Ruvu
Mwera
Kikokwe

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen

Die Pangani-Gesellschaft mit Errichtung einer Zuckerfabrik, Herr Lançon am Tschaua-Berg mit Wein, Ein Kölner Syndikat und Dr. Beerwald in derselben Gegend, Herr Wilkens, Herr Wiese und Herr Wegener in West-Usambara und die Deutsch-Afrikanische Landwirtschaftsgesellschaft in Süd-Pare und am Kilimandjaro.

Auf der Land-Verteilungskarte, die, aus dem Gedächtnis gezeichnet, keinen Anspruch auf Genauigkeit machen kann, ist zu sehen, wie sehr der Landbesitz der ostafrikanischen Gesellschaft bezw. der Eisenbahngesellschaft den der übrigen übertrifft, veranlasst durch die Eisenbahnkonzession, sowie dadurch, dass in einem Küstenstreifen von 10 Seemeilen sowie in den Landschaften Useguha, Ussagara, Unguu und Ukami der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft das Okkupationsrecht an herrenlosem Lande zusteht. Sie hat allein in Usambara 162 000 ha okkupiert, ausserdem etwa ebensoviel längs der Bahn. Für die Entwickelung der Plantagen ist jede Monopolisierung von Land zu bedauern. Sie stört die freie Konkurrenz.

In Bezug auf die Grösse der Flächen, die man zu kaufen wünscht, scheint man auch in anderen Kreisen gern ins Masslose zu gehen. Es soll sich immer um Tausende von Hektaren handeln, und man bedenkt nicht, dass die Mittel zur Kultivierung dieses Gebietes nicht ausreichen. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft hat z. B. zur Bewirtschaftung von etwa 300 ha rund 1½ Millionen Mark gebraucht.

Durchweg entwickeln sich alle Plantagen sehr erfreulich. Wenn auch noch nicht so wie wir es wohl wünschen, so beteiligt sich das Kapital doch immer mehr, und es ist zu hoffen, dass es sich mit der Zeit auch zum Rufiyi-Delta nach dem Nord-Nyassa-Land, nach Usagara und Unguu wendet.

Die Arbeiterfrage steht sehr viel besser, als wir früher annahmen. Es hängt, wie alles in Afrika, ganz von der Persönlichkeit des Leiters ab, ob er Arbeiter hat oder nicht. Einer kann alles, ein Anderer nichts mit den Leuten an-

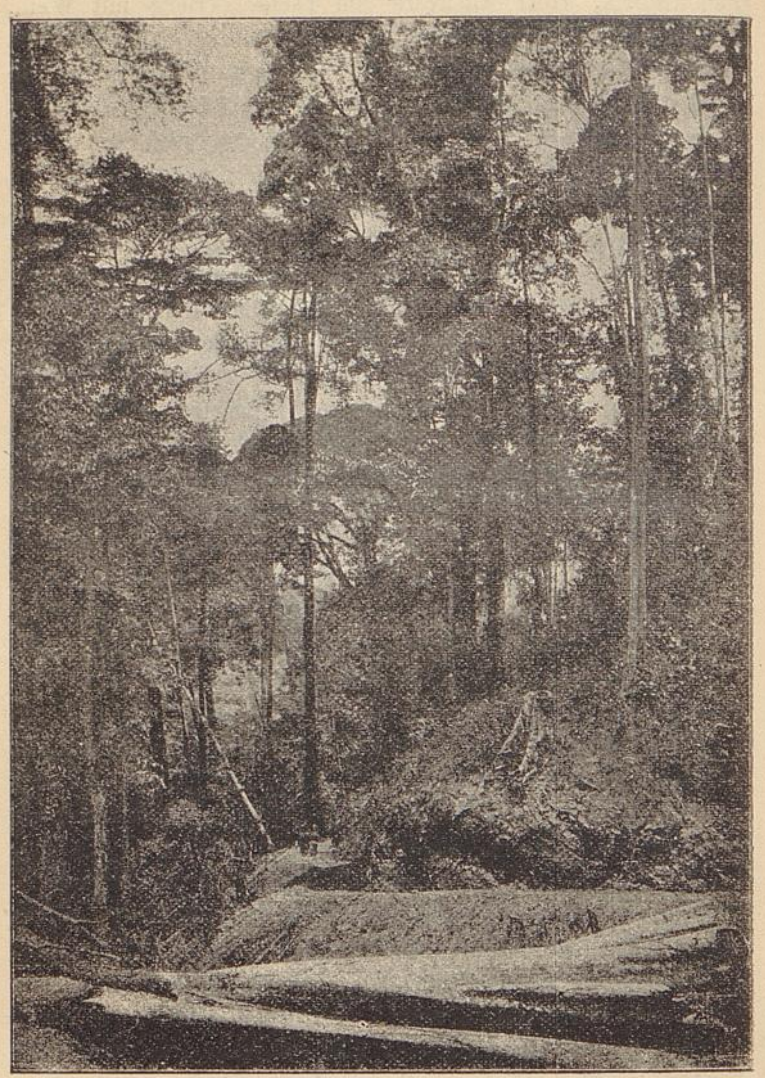


Abb. 1. Plantagenweg durch den Handei-Urwald. (Prinz Albrecht-Plantagen, Ost-Usambara.)

fangen. Sogar alte Java-Pflanzer sind erstaunt über die Anstelligkeit und Geschicklichkeit der Neger, und durchweg beginnt man, die Ost-Asiaten abzuschieben, weil sie zu teuer und für die meisten Kulturen unnötig sind. Es werden Neger auf viele Monate im Vertrag angeworben, und wenn auch ein Teil von ihnen mit der Zeit desertiert, so bleiben andere doch lange. Der Lohn ist durchweg $13^3/_4$ Rupie (incl. Verpflegung) für 30 Arbeitstage. Es sind im Bezirke Tanga etwa 5000 Neger auf den Pflanzungen beschäftigt. Die Bildung einer Pflanzer-Vereinigung gewährleistet es, dass die verschiedenen Gesellschaften sich nicht gegenseitig mit den Löhnen in die Höhe treiben.

Es scheint mir, dass manche Gesellschaften noch zu teuer arbeiten, und dass sie besonders an den Bauten viel sparen können, wenn sie einheimisches Material benutzen, anstatt im Urwald ihre Häuser aus schwedischem Fichtenholz aufzuführen. Wenn erst Dividenden da sind, kann man sich prächtige Häuser gestatten. Vor der Hand müssen praktisch hergestellte Hütten genügen. Ausserdem werden hoffentlich einige Pflanzungen bei dem Weiterbau der Eisenbahn das Holz ihrer Pflanzungen verwerten können. Geschnittenes Fichtenholz kostet an der Küste 70—80 Rup. pro cbm.

Existenzbedingung für die Pflanzungen ist natürlich eine geeignete Verbindung mit der Küste, besonders der Weiterbau der Tanga-Eisenbahn, für den die Vorstudien augenblicklich im Gange sind. Die Eisenbahn-Gesellschaft kann selbst nicht weiter bauen, und da die Bahn für die Entwickelung nötig ist und nicht verfallen darf, muss wohl die Regierung eintreten. Ich kann nur auf das Dringendste befürworten, dass man alle verfügbaren Mittel auf diese wichtigste wirtschaftliche Aufgabe verwendet und sich nicht zersplittert. Das in Deutsch-Ostafrika engagierte Kapital ist hauptsächlich in dem so hervorragend günstig gelegenen Usambara-Gebirge angelegt, und wenn irgendwo, so müssen wir hier die Verkehrsverhältnisse entwickeln. Die jetzige, nur

42 km weit bis Muhesa geführte Bahn ist nur ein Torso und nützt dem Verkehr kaum etwas. Der Transport von Lasten auf ihr wird nicht billiger als durch Träger, die man für den Weitermarsch doch auf der Bahn mitführen muss, und der Transport dieser Träger bis Muhesa ist ebenso teuer wie der zweitägige Marsch der Leute dorthin. Vor allem aber muss immer wieder betont werden, dass die Bahn nicht nur den Plantagen in Ost-Usambara dienen soll, sondern dass sie vielmehr vor allem West-Usambara aufzuschliessen hat, und das kann sie mit Erfolg nur thun, wenn sie bis Mombo weitergeführt wird. Die Ansiedelungsfrage, auf die ich später komme, ist ohne Bahnbau nicht zu lösen.

Den Plan der Centralbahn hat man einstweilen fallen gelassen, und mit Recht: Wir dürfen unsere geringen Mittel nicht zersplittern. England verfolgt mit seiner Bahn nach Uganda mehr politische als wirtschaftliche Zwecke. Wenn einmal ein Bahnbau zum Victoria-See nötig werden sollte, so empfehle ich, ihn von Dar-es-Salam ausgehen zu lassen und eine Abzweigung nach Uhehe zu bauen, um dort die Ansiedelungsfrage zu lösen.

Ueber die sogenannte Landfrage kann ich mich aus dienstlichen Gründen nicht äussern. Ich will nur kurz erwähnen, dass nach allerhöchster Verordnung alles herrenlose Land Kronland ist, und dass dies vom Gouvernement zu mässigen Preisen als Eigentum abgegeben wird, und zwar im allgemeinen höchstens bis zu 2000 ha an eine Gesellschaft.

Das Gouvernement selbst hat folgende Versuchspflanzungen.

In Dar-es-Salam einen kleinen Versuchsgarten, in dem hauptsächlich Alleebäume und Ziergewächse für die öffentlichen Anlagen gezogen werden.

Bei Dar-es-Salam eine Agaven-Plantage, bei Mohorro im Rufiyi-Delta eine Tabackspflanzung, die landwirtschaftliche Versuchsstation Kwai in West-Usambara und zwei Viehzuchtsstationen auf Mafia und bei Dar-es-Salam.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es fragt sich nun, was ist gepflanzt und was soll man pflanzen?

Das erste ist arabischer Kaffee, der mässiges Höhenklima und meistens auch Urwaldboden haben will. Es sind jetzt rund $1^1/_4$ Million Bäume auf etwa 600 ha ausgepflanzt, und in der nächsten Periode wird noch rund eine Million dazukommen. Man schlägt den Urwald nieder, zerstückelt die

Abb. 2. Frisch geschlagener Urwald zur Anlage einer Kaffee-Pflanzung. (Prinz Albrecht-Plantagen, Handei.)

enormen Bäume (Abb. 2) und verbrennt sie, weil Mangel an Transportmitteln die Benutzung des Holzes ausschliesst. Dann macht man Pflanzlöcher in 6 Fuss Abstand, füllt sie mit guter Erde an und bringt die etwa 6 Blattpaare besitzenden Pflänzlinge hinein, die vorher auf beschatteten Saatbeeten gezogen sind. Der Boden ist meist roter Laterit. Ich meine, dass man versuchsweise auch einmal Kaffee in dem nur mit Gestrüpp bewachsenen Lande pflanzen sollte, weil von

diesem grosse Flächen vorhanden sind. Der Schutz vor dem Winde wird jedenfalls die Hauptsache sein. Als Schattenbäume pflanzt man Albizzia Moluccana, hier und da auch Erythrina. Auf Bulwa (Abb. 3) hat man den Versuch gemacht, das ganze mit Kaffee bepflanzte Land sorgfältig zu terrassieren. Es ist abzuwarten, ob die grossen Unkosten dieser Arbeit durch die bessere Ernte aufgewogen werden.

Der Blattrost-Pilz (Hemileia vastatrix) hatte im September 1896 sehr viel Schaden gemacht. Stellenweise waren alle Blätter abgefallen. Ein Jahr später sahen die Bäume so viel besser aus, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Gegen den Pilz nützt keine Einfuhr-Verordnung, denn er ist in Afrika einheimisch, wie meine Sammlungen vom Victoria-See beweisen, welche vor Errichtung der ersten Plantage angelegt wurden. Wir müssen uns mit dem Vorhandensein des Pilzes abfinden, und wahrscheinlich wird der durch ihn verursachte Schaden darauf hinaus kommen, dass die gesamte Tragezeit der Kaffeebäume um einige Jahre kürzer sein wird als in den pilzfreien Gegenden, und dass man deshalb früher als anderswo nachpflanzen muss. Eine Schildlaus, die am Wurzelhals der Bäume schmarotzt, wird mit gutem Erfolge durch Schwefelkohlenstoffkapseln bekämpft, und der auf der Kaffee-Plantage der Mission in Morogoro gefundene Bohrkäfer scheint auf die dortige Gegend beschränkt zu sein.

Von den ältesten Plantagen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft sind dieses Jahr über 2000 Centner Kaffee gebracht, die den guten Preis von 96—100 Pfennigen pro Pfund erzielten, aber wohl über den normalen Handelswert bezahlt sind. Wir werden in wenigen Jahren sicher recht viel Kaffee erzeugen, werden uns aber mit der Ueberproduktion im Weltmarkte und dem allmählichen Preisrückgange des Kaffees abfinden müssen. Zu erwägen ist, ob wir nicht den Bedarf von Südafrika an Kaffee decken können. Ueber die Unkosten der Pflanzung gehen die Angaben noch weit auseinander. Nach den Berichten der Deutsch-Ostafrikanischen

Gesellschaft stehen die etwa ½ Millionen Bäume besitzenden Pflanzungen mit 1½ Millionen Mark zu Buch, so dass der Baum 3 Mark kosten würde. Etwas geringer ist der Preis jedenfalls, denn einerseits ist bei der ersten Anlage neuer Pflanzungen allerhand Erfahrung teuer zu bezahlen, was die späteren Unternehmer nicht nötig haben, andererseits aber dürfte durch Kaffee-Verkauf schon etwa ¼ Millionen Mark

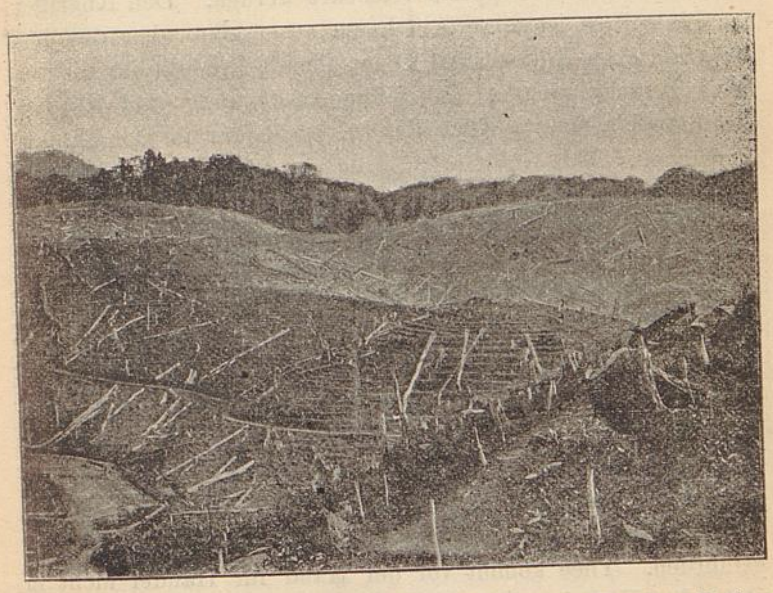


Abb. 3. Junge Kaffee-Pflanzung mit Terrassen-Kultur. (Usambara Kaffee-Bau-Ges. in Bulwa, Handei.)

wieder eingebracht sein. Die Pflanzer meinen, dass der Baum ihnen etwa 1 Rup., also 1,35 Mark kostet. Ich glaube, dass unter Berücksichtigung aller Unkosten der Preis sich noch etwas höher stellt. Einige Pflanzungen, die für Bauten nichts ausgaben, haben viel billiger gewirtschaftet, so soll, wie man in Tanga behauptet, Sakarre mit etwa 60 000 Rup. rund 160 000 Bäume gepflanzt haben, die allerdings noch nicht tragen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wieviel Ertrag der Baum in Usambara jährlich giebt und wieviel Jahre lang, wissen wir noch nicht. Das bis jetzt erzielte Produkt hat ein ausgezeichnetes Aroma und eine gute, ansehnliche Bohne.

Der Liberia-Kaffee will Tieflandsklima haben. Die Pflanzweite ist 10—12 Fuss. Es mögen jetzt rund eine halbe Million Bäume gepflanzt sein, die vielleicht in diesem Jahr auf fast das doppelte vermehrt werden. Den Angriffen des Blattpilzes ist diese Art kaum ausgesetzt, aber das dem der arabischen Kaffeebäume nachstehende Produkt ist sehr im Preis zurückgegangen. In weiter Ausdehnung sind Flächen für diese Kultur im Küstenlande, besonders in Bondei, zur Verfügung.

Kakao, der jetzt einen guten, immer steigenden Marktwert hat, verlangt Tiefland, schweren Waldboden, viel Feuchtigkeit, Wind- und Sonnenschutz. Grosse Gebiete werden für Kakao nicht vorhanden sein, aber manche Thäler in Nord-Handei, am oberen Luengera und am Kinuhui sind entschieden für Kakao geeignet.

Thee ist ebenfalls bis jetzt nur versuchsweise angebaut. Die Präparation ist recht mühsam, doch kann jetzt viel durch Maschinen-Arbeit ersetzt werden. Schwer ist die Konkurrenz mit Ceylon, Indien und Natal, schwer auch der Umstand, dass Preisschwankungen von Pfennigen eine ganze Anlage gefährden. Thee kommt vor der Hand für Handei nicht in Betracht. Vielleicht einmal für West-Usambara, da er Höhenklima verlangt.

Kleine, ganz befriedigende Versuche sind auf Nderema mit Kardamom gemacht.

Die Kokuspalme nimmt einen hervorragenden Rang ein, und enorme Flächen sind für ihre Kultur geeignet. Man pflanzt etwa 100 Palmen auf den ha und hat jetzt bei Tanga schon etwa über $^1/_3$ Million ausgesetzt. Man nimmt an, dass nach 7 Jahren, wo ein Ertrag eintritt, jede Pflanze mindestens eine Viertel Rupie, — wahrscheinlich mehr — Reingewinn giebt. Der Boden muss vor Anlage einer Pflanzung

sehr sorgfältig untersucht werden, denn die sogenannte Palmenkrankheit bei Mwoa und Yassin (Gelbwerden der Blätter und Mangel an Wachstum) beruht meines Erachtens darauf, dass stagnierendes Grundwasser im Boden ist, was die Palme nicht verträgt. Ein kleiner Kapitalist wird am besten eine schon tragende Pflanzung von Arabern kaufen und sie all-

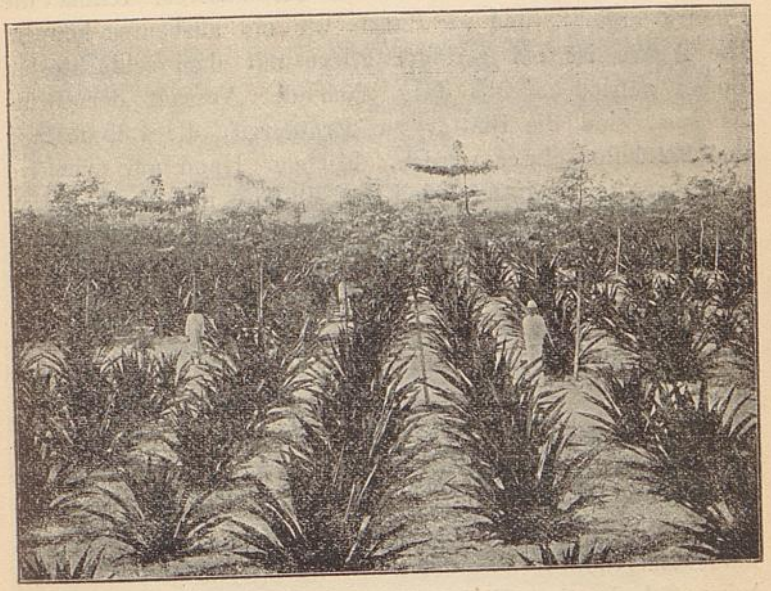


Abb. 4. Mauritius-Hanf (Foureroga gigantea) auf der Versuchsplantage Kurasini bei Dar-es-Salam.

mählich vergrössern, damit er schon im Anfang eine kleine Einnahme hat. Auf Mafia hat die Kokuskultur gute Aussicht.

Faserpflanzen. Die Kultur der Baumwolle wurde als zu teuer für den Weltmarkt aufgegeben. Die wildwachsende Sansiviera, die am Rufiyi, bei Masinde u. s. w. in enormen Mengen vorkommt, die man aber wegen zu langsamen Wachstums nicht anbauen kann, ist nur bei entwickelten Transportverhältnissen auszubeuten. Bei Kikogwe wird Sisal (Agave americana var. Sisalana) gepflanzt, von der das Pflanzenmaterial leider sehr

schwer erhältlich ist. Die dortige Anlage vergrössert sich deshalb nur sehr langsam. Das Gouvernement hat bei Dar-es-Salam eine Pflanzung von Mauritius-Hanf (Fourcroya gigantea) versucht, wo jetzt ca. 115 000 Pflanzen in je 3 m Abstand stehen. Augenblicklich werden die Maschinen zur Gewinnung der Faser hinausgesandt, und es muss abgewartet werden, wieviel Fasern bei unserem Klima die Pflanze ergiebt, und wie lange wir sie ausbeuten können. Die Agave ist bei geringer Pflege mit dem schlechtesten Boden zufrieden. 2½ Jahr nach der Aussaat der Brut-Knospen sind die Blätter zur Ernte reif, die 1,85 m lang und 2,2 Kilo schwer werden. Mit der Hand auf primitive Art ausgeklopfte Fasern sind in Hamburg mit 20 Pfennigen das Pfund bewertet. Ich hoffe, dass wir mit dieser Pflanze grosse Strecken minderwertigen Küstenlandes nutzbar machen können.

Vanille, zuerst von der französischen Mission eingeführt, ist dann von Herrn v. Saint Paul bei Tanga und von L. & O. Hansing auf der Plantage Kitopeni bei Bagamoyo gebaut. Das am letzteren Ort erzielte Produkt ist sehr gut ausgefallen, es wurde mit 45—66 Mark pro Kilo in Hamburg bezahlt, und wenn die dortige Anlage ihre Kosten auch noch nicht deckt, so kann sie es doch bei gleicher Entwickelung in kurzer Zeit thun, vorausgesetzt, dass die diesjährige Trockenzeit keinen Schaden thut. Einheimische Akazien werden als Schattenbäume genommen, als Stützen meistenteils Jatropha Curcas. Die Bodenfeuchtigkeit versucht man durch Anlegen von Bananen-Blättern an die Wurzeln zu halten. Auf leichtem sandigem Boden soll ein besseres Aroma als auf schwerem erzielt werden.

Die Tabakkultur wurde in Lewa zuerst versucht mit viel Aufwand von Geld und Mühe, leider ohne Erfolg. Der Boden — meist roter Laterit — ist offenbar ungeeignet. Neuerdings hat das Gouvernement versucht, in dem Alluvial-Lande des Rufiyi-Deltas bei Mohorro die Versuche durch Sumatra-Pflanzer wieder aufnehmen zu lassen. Es sind im Vorjahre 350 000 Pflanzen ausgesetzt, von denen leider durch

abnorme Regenfälle die Hälfte zerstört wurde. Das Resultat war 110 Centner Taback, die nach dem Urteil von bremer Sachverständigen, die dafür 96 Pfennig pro Kilo zahlten, dieses Jahr noch nicht als Spezialmarke auf dem Markt kommen sollen. Die übermässige Feuchtigkeit hat die weissen Flecke, die sogenannten „Spickel", zu sehr vermehrt und wahrscheinlich die Brennbarkeit herabgesetzt. Der Tabak

Abb. 5. Tabak auf der Versuchspflanzung Mohorro.

ist aber leicht und aromatisch und zeigt ein dünnes, hellfarbenes Blatt. Die Sachverständigen empfahlen entschieden ein Fortsetzen der Versuche. Leider hat der Ausfall der Regen im November v. J. uns einen bösen Streich gespielt. Es waren 100 Felder à 6000 qm für etwa 1 000 000 Pflanzen vorbereitet, sodass dieses Mal der Hauptversuch ausnahmsweise in der grossen Regenzeit im April und Mai gemacht werden muss. Der beste Tabak wird uns jedoch nichts nützen, wenn er sich rechnerisch nicht bezahlt macht,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und ob er das thun wird, kann nur die Zukunft lehren. Allem Anscheine nach bauen wir mit Negern und einigen Chinesen billiger als in Sumatra. Günstig wird die gute Verbindung der Pflanzung mit dem Meere durch die Kanäle des Flussdeltas und die Nähe des Bauholzes sein.

Zuckerrohr wird von den Arabern bei Pangani gebaut, und man will jetzt eine Fabrik zur Herstellung von Raffinade errichten, auch die Pflanzungen von Zuckerrohr erweitern.

Nächstdem sollen kleine Versuche und Studien über Reis, Opium, Jute und Ramie beginnen. Ich wollte, Private befassten sich damit, denn das Gouvernement hat nur sehr geringe Mittel im Verhältnis zu seinen Aufgaben hierfür zur Verfügung. Ausserdem hat überall das werbende Kapital mehr Erfolg als eine staatliche Unternehmung. Ganz können wir die Versuche des Gouvernements aber nicht entbehren, da ich hoffe, dass sie anregend wirken.

Die meisten oben erwähnten Kulturen bringen erst nach Jahren Erträge, günstiger sind hierin einjährige Pflanzen wie Reis und Opium, und wenn sich auch grosse Gesellschaften vielleicht hiermit nicht befassen werden, so hoffe ich doch, dass kleine Unternehmer es thun, eventuell indische und chinesische Ansiedler. Ich sollte aber denken, dass man die weiten, horizontalen Ebenen am Rufiyi durch Dampf-Pflüge mit einjährigen Kulturen bestellen könnte unter Benutzung der Erfahrungen moderner Landwirtschaft. Am Rufiyi wächst jetzt ein Reis erster Qualität, der höher als der indische bezahlt wird, und die Ostküste incl. Sansibar importiert jährlich für 2—2¼ Million Rupie Reis aus Indien. Das Ueberschwemmungsgebiet im Flussdelta wird für Reis, Jute und Opium, das etwas höher und trockener gelegene Land für Tabak in Frage kommen.

Auf die zahllosen kleinen Akklimationsversuche des Gouvernements kann ich nicht näher eingehen. Vielleicht ist erwähnenswert, dass wir für Alleebäume an der Küste jetzt durchweg auf die in Aegypten ja so beliebte Albizzia Lebbek gekommen sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zur Untersuchung der Bodenverhältnisse in den Pflanzungsgebieten ist augenblicklich im Auftrage des Auswärtigen Amtes und einiger Privatgesellschaften Herr Prof. Wohltmann aus Bonn in der Kolonie. Er hatte vorher auf Grund von Analysen der ihm übersandten Bodenarten eine zum Teil ungünstige Ansicht gewonnen, die mit unseren praktischen Erfahrungen nicht recht übereinstimmte. Ich hoffe, dass er nach Untersuchungen an Ort und Stelle eine günstigere Meinung erhält, und dass er den Pflanzungsleitern noch manche Winke zukommen lässt.

Sehr zu bedauern ist, dass wir ausser zwei praktischen Pflanzern, die in Sumatra nur Tabak gebaut haben, keinen Beamten besitzen, der persönlich tropische Kultur in fremden Gegenden studiert hat. Aus Büchern kann man so etwas nicht so gut wie aus der Praxis lernen, und es wäre zu empfehlen, wenn jemand einmal nach Ceylon oder holländisch Indien gesandt würde.

Die Landwirtschaft der Eingeborenen hebt sich entschieden, was Quantität betrifft, besonders durch das Gefühl der Sicherheit, das unter deutscher Herrschaft entstanden ist. Auch die Heuschreckenplage fehlte in den letzten Jahren, wodurch mehr als früher angepflanzt wurde. Leider sind diese Tiere im Januar stellenweise wieder aufgetreten. Qualitativ bessert sich die Landwirtschaft trotz aller Bemühungen des Gouvernements noch nicht. Der Neger lässt nicht von seiner primitiven Hack-Kultur ohne Düngung, die eine fortwährende Wechselwirtschaft und dadurch das Abbrennen grosser Flächen bedingt. Das Gouvernement richtet sein Augenmerk darauf, den Anbau von Oelfrüchten und Reis zu unterstützen, ebenso möchte es auch die Nelkenkultur anregen, die wir billiger als in Sansibar betreiben können. Leider fehlt dem Gouvernement ein Meliorationsfond.

In allerneuester Zeit wird auch auf den Forstschutz geachtet. Bestimmte Gebiete des Urwaldes müssen von den Pflanzungen geschont werden. In Zukunft wird der Forst-Assessor die Plantagen wohl einmal im Jahr mit Bezug auf

den Waldschutz bereisen. Nächstdem wird an eine forstmässige Ausbeutung des Mangroven-Waldes am Rufiyi herangegangen, dessen Schätze bei der jetzigen Abholzung durch die Eingeborenen in nicht sehr langer Zeit vernichtet sein würden. Das ganze, etwa 40 000 ha grosse Waldgebiet wird in drei Bezirke geteilt, in denen das Gouvernement den Einschlag übernimmt. Die Eingeborenen sollen dann nur bei den Stapelplätzen des Gouvernements kaufen. Da der grösste Teil der Küste, die Stadt Sansibar, das Somaliland, ja Süd-Arabien und der persische Golf das Mangroven-Holz des Rufiyi-Deltas zum Hausbau braucht, ist es wirtschaftlich sehr wichtig. Ein kleiner Teil des dortigen Waldes wird durch eine Privatgesellschaft (Simba-Uranga-Sägewerk) ausgebeutet, welche eine Sägemühle erbauen will und hofft, besonders Eisenbahnschwellen und Grubenholz zu liefern. Die Untersuchungen über die Verwertbarkeit der Mangroven-Rinde als Gerbstoff sind noch im Gange. Manche Arten enthalten bis zu 40 % Gerb- und Farbstoff.

Endlich will jetzt der Forst-Assessor, Herr v. Bruchhausen, den interessanten Versuch unternehmen, ein Stück Steppenwald vor den Feldbränden zu schützen, um seine Entwickelung zu beobachten. Für grössere Aufforstungen fehlen die Mittel, obgleich sie sehr wichtig wären. Wir suchen durch Verteilung von Saaten und dadurch etwas zu thun, dass auf besonders geeignete Stationen Oberjäger als Unteroffiziere kommandiert werden, die in ihrer freien Zeit Kulturarbeiten machen können. Teak-Holz, Eukalyptus und australische Gerber-Akazien kommen an fremden Hölzern zunächst in Frage. Vor Allem aber müssen die guten einheimischen Baumarten kultiviert werden.

Auf die Tierzucht kann ich nur ganz kurz eingehen. Das Gouvernement hat zwei Depots von Rindern zur Beobachtung. Für die Hochländer müssen wir versuchen, die afrikanische Rinder-Rasse, die sehr wenig wenn auch fettreiche Milch giebt, mit holländischem Vieh zu kreuzen, was in Südafrika gute Resultate gab. Angora-

Ziegen haben wir dort schon eingeführt, sie halten sich recht gut. In Dar-es-Salam und West-Usambara werden Versuche gemacht, im Grossen aus dem einheimischen grauen Esel und der edlen weissen Maskat-Vairität eine gute Kreuzung zu erzielen, womit die Araber seit langem Erfolg haben. Die Zucht von Maultieren ist wegen des erforderlichen Materials an Pferdestuten zu schwierig, besonders da wir einstweilen noch billig Maultiere aus Aden beziehen können. Am Kilimandjaro ist die Kilimandjaro-Straussenzucht-Gesellschaft dabei, Zuchtversuche mit Straussen und Zähmung von Zebras zu unternehmen. Mit einer rationell betriebenen Straussenzucht ist vielleicht ein Resultat zu erzielen, die Zebrazähmung im grossen ist ein neuer Versuch, dessen Ergebnis abgewartet werden muss.

Eng verbunden mit der Tierzucht sind die Fahrversuche und der Wegebau. Bekanntlich geschehen jetzt die ganzen Transporte im Innern auf Negerköpfen. Schon aus wirtschaftlichen Gründen müssen wir versuchen, die grosse Menschenkraft der Karawanen für die Pflanzungen auszunutzen. Die Versuche, Esel zum Tragen der Lasten zu verwenden, sind sehr alt, man gab sie aber immer wieder auf, weil die Tiere zu langsam gehen. Ich glaube, dass sie gute Verwendung finden können auf Transporten, bei denen es auf Zeit nicht ankommt, und die von keinem nervösen Europäer geführt werden. Griechische Kaufleute wenden sie schon jetzt zum Transport nach dem Kilimandjaro an. Mit verschiedenen Modellen von Wagen und mit Ochsen, Maultieren und Eseln sind die Versuche im Gange. Herr Major von Natzmer, der sich sehr um diese Versuche verdient machte, ist schon von Dar-es-Salam bis Kilossa mit einem Wagen gefahren. Ueberall zwischen den Stationen sind Wege durchgeschlagen bis zu den grossen Seen, allerdings noch in sehr primitiver Weise, aber bescheidenem Bedürfniss genügend. Die Truppe hilft besonders bei dem Wegebau, aber für besseren Ausbau fehlen die Mittel. Nur bei Dar-es-Salam ist eine etwa 20 km lange Strasse gebaut. Ferner haben die

Plantagen in Usambara für ihren eigenen Bedarf sehr hübsche Wege hergestellt. (Abb. 1.) Man geht von einer Pflanzung zur andern auf prachtvollen Waldpfaden. Ein sehr schöner Weg von etwa 30 km Länge verbindet ferner die 1600 m hoch gelegene Kulturstation Kwai mit der Ebene. Die ganze Strecke musste in den Bergabhang eingeschnitten werden. Der Weg ist vom Landwirt Eick mit Hülfe der Station Masinde erbaut mit grossem Geschick, ohne dass das Gouvernement Unkosten dabei hatte, indem die Eingeborenen, anstatt Steuern zu zahlen, zu den Arbeiten herangezogen wurden. Es sind nur noch einige Sprengungen und der schwierige letzte Abstieg zu machen, um den ganzen Weg für Saumtiere und bald auch für Fuhrwerk gangbar zu machen. Erhöhten Wert bekommt diese Strasse erst, wenn die Verbindung mit der Bahn hergestellt ist.

Zum Schluss komme ich auf die Ansiedelungsfrage, die doch einmal in Angriff genommen werden muss. Besonders durch den Bericht des Herrn Gouverneur Liebert hat in letzter Zeit sich die Oeffentlichkeit damit beschäftigt. Schon seit Jahren ist das Gouvernement mit den Vorarbeiten beschäftigt, und seit Juni 1896 ist in Kwai im Hochlande von West-Usambara eine landwirtschaftliche Versuchsstation unter Leitung des Landwirths Eick thätig. Ich war erstaunt, als ich zuerst das Land dort besuchte und die schönste Gegend fand, die ich auf allen meinen Reisen sah. Nach steilem Anstieg überschreitet man einen Pass und befindet sich plötzlich in vollständig anderer Vegetation, die vielmehr einen europäischen als afrikanischen Eindruck macht. In den Thälern und sanften Hängen, die durch einzelne Bergrücken getrennt sind, wechseln Wiesen aus ganz kurzer Grasnarbe ab mit kleinen Gehölzen, in denen andere Baumarten als im Urwald von Handei stehen. (Abb. 6.) Geht man weiter in das fast unbewohnte sogenannte Schummeland, so kommt man in ganze Wälder aus riesigen Wacholderbäumen, deren Harzgeruch, Aussehen und Behänge mit Flechten an unseren heimischen Nadelbäume erinnern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es sind die nötigen Bauten ganz in europäischer Weise und fast nur nur mit Material hergestellt, das an Ort und Stelle gewonnen ist. Neuerdings wird mit gebrannten Ziegeln gebaut. Nur für die Dächer ist europäisches Wellblech verwandt. Die Arbeiter sind in einem Dorf mit geraden Strassen untergebracht. Ein Stück Land ist sorgsam urbar gemacht und gepflügt, und auf ihm sind Versuchsfelder mit

Abb. 6. Waldwiese im Schumme-Lande. (West-Usambara.)

allen Früchten der europäischen Landwirtschaft angelegt. Es berührt ganz eigenartig, wenn man dort im Innern gelbe Weizenfelder mit hängenden Aehren, ein blaugrünes Haferfeld oder ein abgeerntetes Stoppelfeld mit reihenweis aufgesetzten Garben sieht. In diesem Klima, das einen ewigen europäischen Frühling hat, wo die äussersten Temperaturgrenzen zwischen 5 und 21° R. schwanken, wo die Durchschnittstemperatur des Jahres 14° R. ist, wo auf den Thalsohlen manchmal Reif beobachtet wird und wo es keinen

regenfreien Monat giebt, gedeiht alles, was in der Heimat fortkommt und zwar ebenso reichlich, nur mit dem Unterschiede, dass man mindestens 2 mal im Jahre von einem Feld ernten kann.

Einige besondere Ergebnisse mit europäischen Kulturen seien hier erwähnt:

Weizen. Geerntet pro Morgen 600 kg, während in Deutschland 250—750 kg auf dem Morgen wachsen.

Erbsen. Geerntet 700 kg pro Morgen, in Deutschland 250—500 kg.

Gerste. Geerntet 700 kg pro Morgen, in Deutschland 350—600 kg.

Hafer (Probsteier). Geerntet 750 kg pro Morgen, in Deutschland 400—750 kg.

Kartoffeln (schlechte indische Saat). Geerntet 3600 kg pro Morgen, in Deutschland 2500—6000 kg.

Buchweizen. Geerntet 500 kg pro Morgen.

Gedüngt ist bis jetzt noch nicht, vielmehr sind diese Resultate zum Teil auf Boden erzielt, wo die Eingeborenen bisher schon Mais gepflanzt hatten. Jetzt mit eingerichteter Vieh-Wirtschaft wird auch gedüngt. Ich habe oben zum Vergleich die Resultate auf deutschem Boden beigefügt, und man sieht, dass die in Kwai erzielten nicht dagegen zurückstehen.

Eine kleine Meierei mit Separator ist in der Einrichtung begriffen. Gemüse aller Art wachsen auf der Station in vorzüglicher Qualität. Wenn man die enorm grossen Kohlköpfe abschneidet, wachsen aus dem Stamm 2—3 noch ganz ansehnliche heraus. Auch Seleri, Artischocken, alle Arten von Rüben, kurz, jedes Gemüse kommt dort fort. Sehr interessant ist das Ergebnis mit Eckendorffer Futterrüben, die in Deutschland etwa 8—12 Pfd. schwer werden, während in Kwai ohne Düngung 30—40 Pfd. schwere ganz gewöhnlich waren. Es ist hier nicht der Ort, um über alle die zahlreichen Kulturversuche zu berichten. Es sind dort mehr als 1000 verschiedene Sämereien ausgesäet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Versuche mit Thee, China-Rinde, Kaffee u. s. w. sind noch im Gange. Ehe diese nicht abgeschlossen sind, können wir uns kein endgültiges Urteil gestatten. Es schien zuerst, dass die jungen Kaffeepflanzen unter dem kalten Klima litten, doch haben sie sich später gut erholt. Erwähnenswert ist noch, das Wein und europäische Obstbäume während der kalten Zeit im Juni und Juli ihre Blätter abwarfen, was für deren Gedeihen sehr wichtig ist.

Die ganze Anlage macht den Eindruck eines europäischen Gutshofes, der sich mitten in der Wildnis sehr gut ausnimmt.

Ich schätze das Gebiet, das in West-Umsambara zur Besiedelung in Frage kommt auf 20—30 000 ha. Viel davon ist mit Juniperus (Wacholder) bestanden, dessen der Ceder sehr ähnliches Holz für Fabrikation von Zigarrenkisten und Bleistiften recht wertvoll ist.

Nach allen vorliegenden Versuchen kann es keinem Zweifel unterliegen, dass der deutsche Ansiedler in West-Usambara alles das pflanzen kann, was er von der Heimat gewöhnt ist. Ob er dort sein Auskommen findet, hängt, abgesehen von seinem Fleiss und seiner Geschicklichkeit, vor allem davon ab, wie die Verbindung mit der Küste hergestellt wird. Ohne Bahn bis Mombo oder wenigstens bis Korogwe ist es unmöglich, denn erstens kann der Ansiedler nur mit Hilfe der Bahn seine Produkte zur Küste befördern, dann aber muss er bei seinem ersten Hinaufmarsch die Malariagebiete am Gebirgsfluss schnellstens durcheilen, wenn er nicht in der ersten Zeit seiner Anwesenheit im Hochlande, wo er seine Kraft besonders nötig hat, durch fortwährende Fieberanfälle arbeitsunfähig sein soll.

Ferner spielt die Absatzmöglichkeit eine grosse Rolle. Für die Produkte der deutschen Landwirtschaft können in Frage kommen das Plantagengebiet, die Küste von Deutsch-Ostafrika und Sansibar, vielleicht auch Mosambik und Mombassa, dann auch die Dampfer der Deutschen Ostafrikalinie, von denen allein die in Tanga anlaufenden jährlich

etwa für ¼ Millionen Mark Gemüse und Fleisch nehmen würden. Aber dieses Absatzgebiet kann meines Erachtens nur eine geringe Zahl von Ansiedlern beschäftigen. Man wird bald zu einem combinierten Wirtschaftssystem kommen. Der Bauer wird seine eigenen Bedürfnisse und vielleicht etwas darüber hinaus in der europäischen Landwirtschaft bauen. Im Uebrigen aber einige 1000 Kaffeebäume oder Aehnliches pflanzen, worüber die Versuche noch nicht abgeschlossen sind. Er muss suchen, auch Schlachtvieh, Wein, Früchte u. s. w. zu verwerten.

Arbeiter sind an Ort und Stelle nicht ansässig. Die wenigen Hirten der Wapare und Wambugu arbeiten nicht, und fremde Leute leiden zuerst sehr unter der Kälte. Trotzdem ist es uns gelungen, durch richtige Unterkunft und Gewährung warmer Kleider eine ständige Arbeiterschaar heranzuschaffen, was dem geschickten Ansiedler auch glücken wird. Wir zahlen 10 Rupie pro Monat und geben den Leuten kein Verpflegungsgeld.

Da der Ansiedler 4–6 Monate lang seine Wirtschaft einrichten und auf den Ertrag der ersten Ernte warten muss, da er ausserdem Leute besolden und sich und seine Familie ernähren soll. so wird ein Mann ohne Kapital dort nicht alleine fortkommen, und ich glaube, dass Leute mit weniger als M. 10000 selbständig nicht anfangen dürfen, auch wenn das Gouvernement ihnen den Kaufpreis des Landes, Saatkorn, Vieh u. s. w. als erste Hypothek auf ihr Land geben wird. Ob jemand besser mit kleinem Kapital auf einem deutschen Rentengut oder in West-Usambara leben kann, ist noch schwer zu sagen.

Gold wird dort niemand auf der Strasse finden, aber sehr fleissige und tüchtige Leute werden vielleicht etwas besser als in der Heimat leben können und unabhängiger sein. Es werden also 100—200 Familien mit je 100 ha Land in West-Usambara ihr Unterkommen finden, aber die ersten 5—6 Familien, die vielleicht durch eine gemeinnützige Gesellschaft oder durch die Regierung als erster Versuch

hinaufzusenden wären, müssen sehr sorgsam ausgesucht werden, damit bei ihrer Ansiedelung eine möglichst gute Aussicht auf Gelingen des Unternehmens vorhanden ist. Besonders bei den ersten, aber auch später, wird es ohne Unterstützung des Gouvernements nicht gehen. Wir müssen deshalb mit der Zeit eine Art von Meliorationsfonds haben, um den Leuten Vorschuss an Land, Geräten, Vieh u. a. geben und als erste Hypothek auf ihr Land eintragen zu können.

Das Klima des Hochlandes, besonders die Frage nach der Malaria-Freiheit wird augenblicklich von Prof. Koch untersucht. Ich glaube, dass die Hochländer völlig malariafrei sind, doch kommt natürlich eine in der Tiefebene erworbene Malaria-Erkrankung auch oben zum Ausbruch, und zwar in nicht leichterer Form als in der Ebene.

Wie sich nationalökonomisch die Rentabilität der Besiedelung stellt, kann noch garnicht übersehen werden, denn dabei müssten auch die Anlagekosten von Eisenbahn und Wegen sowie der Kulturstation in Rechnung gezogen werden.

Ueber die Zeit der Besiedelungen lässt sich noch schwer eine Angabe machen. Es kommt alles auf Vollendung der Eisenbahn an. Einige Leute mit Kapital könnten schon jetzt sich dort niederlassen und würden an der Kulturstation besten Anhalt finden. Das Land ist schön und gesund, aber der Weg dorthin, wenn auch nur 4—6 kleine Märsche von der Bahnstation Muhesa entfernt, ungesund. Arbeiten kann ein Europäer auf dem Hoch-Plateau ebenso wie bei uns im Juni, nur muss er sich sehr gegen Erkältung bei der nächtlichen Abkühlung schützen. Leben und arbeiten kann jemand dort. Geld zu erübrigen ist wie überall sehr schwer und hängt von der Geschicklichkeit des Einzelnen ab. Hoffentlich wird Herr Eick nach seiner Rückkehr noch ausführlich über Kwai berichten.

Bekanntlich sind grosse Kolonien von deutschen kleinen Ansiedlern bei Natal in New-Germany, bei East-London und Port Elizabeth vorhanden. Die Kap-Regierung hat nach

dem Krimkriege viele Deutsche dort angesiedelt und jeden 5—20 Acre gegeben. Die Leute bauen Gemüse, Kartoffeln u. s. w. für den Bedarf in den Städten und sind bei grossem Fleiss zu verhältnismässigem Wohlstand gekommen. Ihnen ist es zu danken, dass in East-London Fabrikbetriebe wie Gerberei und Seifenfabrik aufkommen konnten, da die Lebensmittel für die Arbeiter billig durch die Landbauer beschafft werden können. Haben wir erst die Bahn, so können wir auf viel günstigerem Boden ebenso blühende Kolonien in West-Usambara schaffen.

Wenn aber West-Usambara, wo wir wegen der günstigen Lage und der vorhandenen Vorarbeiten beginnen müssen, sich für die Besiedelung eignet, so thun es auch die weiten Hochländer von Uhehe, auf die Herr Gouverneur Liebert kürzlich hingewiesen hat. Für die Entwickelung von Uhehe kommt erst recht eine gute Verbindung mit der Küste in Frage, denn es ist etwa 5mal so weit wie West-Usambara von der Küste entfernt. Glücklicherweise haben wir die Wasserstrasse des Rufiyi, die weit ins Land führt, und für die ein Dampfer schon jetzt hinausgeschafft ist. Wenn man auf ihm bis zu den Pangani-Fällen gelangt ist, kann man nach Umgehung derselben durch Wege oder Feldbahn einen anderen Dampfer auf dem Ulanga bis an den Bergfuss benutzen. Aber die Flussfahrt ist ungesund, und die vielfache Umladung der Güter verteuert alles sehr. Ausserdem ist die Verbindung recht langsam. Wenn also wirklich dort eine Besiedelung in grösserem Masse vorgenommen werden soll, und es sind schätzungsweise eine Million ha dafür zur Verfügung, so wird es ohne eine Eisenbahn von Dar-es-Salam aus nicht gehen.

Das Gouvernement hat durch die Station Iringa, der ein Förster zugeteilt ist, schon Kulturversuche machen lassen, und gerade jetzt ist die Anlage einer regelrechten Versuchsstation nach Art von Kwai in die Wege geleitet. Hoffentlich erleben wir es, dass auch dort deutsche Ansiedler unterkommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Selbstverständlich kann es sich niemals um eine grosse Massen-Auswanderung handeln, die den deutschen Auswandererstrom ganz aufnehmen kann. Aber eine gewisse Menge von deutscher Arbeitskraft kann dem Vaterlande hier erhalten bleiben.

Wenn ich nun zum Schluss noch einmal Alles zusammenfasse, so liegt meines Erachtens die Zukunft des Landes in den Plantagen, die sehen müssen ihren Betrieb möglichst billig zu stellen. Kaffee, Copra, Faserstoffe und vielleicht auch Tabak können sie liefern; ferner in der Entwickelung des Handels, die natürlich mit der Ausbildung von Plantagen Hand in Hand geht, und der durch Einführung von Besteuerung der Eingeborenen gehoben werden kann. Dann kommt die Besiedelung in Frage, die von der Errichtung der Eisenbahn abhängig ist und endlich die Auffindung von wertvollen Mineralien.

Wenn ich meine persönliche Meinung noch anführen darf, so glaube ich, dass wir eine wirtschaftliche Sanierung nötig haben dadurch, dass sämtliche Regale der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft durch das Reich abgelöst werden, und dass dasselbe auch die Usambara-Eisenbahn mit allen ihren Rechten erwirbt und bis Mombo weiter baut. Nur so kann freie Konkurrenz in der Plantagenfrage eintreten. Wünschenswert ist auch, dass einzelne Gesellschaften nicht Landansprüche machen, die ins Masslose gehen und dass sie daran denken, dass zur Kultivierung von 500 ha Kaffeelandes fast 1000000 M. nötig ist. Durch grosse Land-Monopole wird die Entwickelung gehemmt.

In allen Kolonien der Erde, in Indien, Brasilien u. s. w. hat die Geschichte bewiesen, dass die Vereinigung grosser Ländereien und Monopole in derselben Hand die Entwickelung des Landes völlig hemmte. Wir müssen uns vor denselben Fehlern hüten, müssen aber auch daran denken, dass eine möglichst „leichte Hand" der Regierung die Entwickelung des Landes in jeder Hinsicht erleichtert

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kolonien zu erwerben soll für uns nicht eine Machterweiterung sein, sondern eine Kultur-Ausdehnung, und zur Erreichung dieser ist guter Wille und Enthusiasmus nicht genügend, sondern wir gebrauchen die Praxis des erfahrenen, nüchtern berechnenden Kaufmanns und Pflanzers sowie die Arbeit des egoistischen, werbenden Kapitals ebenso sehr, wie die idealen Bestrebungen.

---

## Nachschrift.

Der Vortrag erscheint hier in etwas mehr erweiterter Form als er am 23. März gehalten ist. Ich benutze die Gelegenheit um meinem Freunde, dem Kaufmann Justus Strandes, einem der besten Kenner ostafrikanischer Verhältnisse, meinen besten Dank auszusprechen für viele geschichtliche und kaufmännische Angaben, die oben verwertet sind.

Dr. Stuhlmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Meine

# Aequatorial-Ostafrika- und Uganda-Expedition

1896/1897.

Vortrag

des

Dr. **Max Schöller.**

Die Versammlung fand statt am **4. April 1898** im grossen Saale des **Hôtel Saxonia.**

---

Nachdem Sr. Durchlaucht der *Prinz von Arenberg* als Vorsitzender die Versammlung eröffnet hatte, teilte der Schriftführer Herr *Selberg* zunächst die Namen der neu eingetretenen Mitglieder mit, wie folgt:

Frau Geh. Kommerz.-Rat *Richard Pintsch.* — Frau Kommerz.-Rat *Julius Pintsch.* — Frau Fabrikbesitzer *Oskar Pintsch.* — *Ignaz Weinberg*, Kaufmann. — *Lüders*, Wirkl. Geh. Ob. Reg.-Rat. — *H. Hartmann*, Kgl. Hofschauspieler. — *Ziethen*, Hauptmann. — Dr. phil. *Rich. Schröder*, Verlagsbuchhändler. — *J. Rottmann*, Rentner. — Dr. phil. *Heinitz*, Direktor. — *Hermann Paegelow*, Kaufmann. — *Georg Lackner*, Lieut. — *Ernst Aug. Hirschfeld*, Apotheker. — *Meyer*, Prem.-Lieut. — *Meier*, Kapitänlieut. — *Hahn*, Generalmajor. — *Franz Warnke.* — *Wagner*, Geh. Oberpostrat. — *Janke*, Oberst a. D. — *von Westernhagen*, Major a. D. — *Stahr*, Hauptmann. — *Zielke*, Hauptmann. — *Julius Dahlmann.* — *von Spitz*, General. — *Altgelt*, Baumeister. — *B. Felisch*, Kaufmann. — *August de Bary*, Rittmeister a. D. u. Direktor. — *Raschdan*, Kaiserl. Gesandter z. D. — *Bess*, Generalmajor. — *Peters*, Kammerger-Refer. — *von Kemnitz*, Major. — *Stechow*, Bürgermeister a. D. — *von Schenkendorf*, Kaiserl. Direktionsrat a. D. — *A. Kuthe*, Architekt. — *Carl Graf Dönhoff*, Rittmeister a. D. — *Carl Wille*, Geh. Rechn.-Rat. — Dr. jur. *W. Jaeger*, Hofkammerrat. — *Wilh. Meyerhoff*, Kaufmann. — *Bruno Schenk*, Verlagsbuchhändler. — *Freih. von Ledebur*, Generalmajor. — *Th. Rehbock*, Reg. Baumeister. — *von Neumann*, Rittergutsbesitzer. — Dr. *Neubauer*, Schriftsteller. — *A. W. Schneider*, Buchdruckereibesitzer. — *Hugo von Streit*, Glaswaarenfabrikant. Frau Kommerz.-Rat *Katharina Moes.* — *Ludwig*, Sek.-Lieut. — *Adolf Müller*, Direktor. — *Ernst Dörschlag*, Geh. Kanzlei-Sekr.

Hierauf erhielt Dr. *Max Schöller* zu seinem hier in erweiterter Form abgedruckten Vortrage: „Meine Aequatorial-Ostafrika- und Uganda-Expedition" das Wort:

Ich möchte mir heute Abend gestatten, meine Expedition nach Aequatorial-Ostafrika und Uganda 1896/97 zu schildern, und einige Betrachtungen an die bereisten Länder und Völker zu knüpfen. Da ich erst vor 3 Monaten nach Europa zurückgekehrt bin, so sind leider die wissenschaftlichen Ergebnisse in ihrer Bearbeitung noch nicht beendet. Wenn ich trotzdem heute in dieser Versammlung zu

reden wage, so kann ich dies nur, nachdem ich vorher um Ihre gütige Nachsicht gebeten habe, und Sie mir gestatten wollen, lediglich den Verlauf meiner Reise Ihnen zu erzählen.

Im Jahre 1894 hatte ich in Begleitung des Professor Schweinfurth, des Herrn Kaiser und meines Freundes Andersson meine erste Expedition nach der italienischen Kolonie am Rothen Meere in Nord-Abessinien unternommen. Damals war es Professor Schweinfurth, der mich in das Expeditionsleben und die Expeditionsführung einweihte. Die Errungenschaften habe ich wiedergegeben in einer Schrift, betitelt: „Meine Reise nach der Coloma Eritrea, Nord-Abessinien, 1894." Es war mir nur vergönnt gewesen, bei dieser Gelegenheit die Nordspitze Abessiniens kennen zu lernen, nur denjenigen Teil, der von der italienischen Kolonie umschlossen wird und der dann im Jahre 1895 der Schauplatz kriegerischer Ereignisse wurde, wo mit abwechselndem Glücke italienische und abessinische Waffen siegten. Naturgemäss blieb daher in mir der Wunsch bestehen, auch das übrige, grössere Abessinien, Schoa, Godjam, Tigre und womöglich die Galla-Länder zu besuchen, um meine geringen Kenntnisse dortiger Verhältnisse zu erweitern, denn wie ungemein viel Interessantes diese Länder bieten würden, dies hatte ich auf meiner ersten Expedition zu beurtheilen gelernt. So fasste ich denn den Plan zu einer die genannten Länder umfassenden Reise, beabsichtigte in Zeila zu landen und über Harrar in die Galla-Gebiete und zunächst nach Schoa vorzudringen. Kriegerische Ereignisse, der Zug Meneliks gegen Süden, die Verwirrungen italienischer Kolonialpolitik mit Abessinien, traten störend dazwischen, und auf meine Eingabe 1895 erfolgten abratende Entscheidungen von Italien und England.

Der abessinischen Unternehmung sollte damals ein kurzer Besuch der deutschen Kolonie in Ostafrika folgen, und nun, wo der erste Teil zur Unmöglichkeit geworden, gewann der zweite für mich an Bedeutung, und ich rüstete zu einer grösseren ostafrikanischen Expedition.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nachdem verschiedene Reisewege erwogen und verworfen worden, beschloss ich einen Besuch des Kilimandscharo und Meru-Berges, um sodann durch Sotiko hindurch den Viktoria-See und Uganda zu erreichen. Uganda, der Schauplatz einer eigenartigen langjährigen Entwickelung, erschien mir als Endziel höchst interessant, und die innere und äussere politische Konstellation der letzten Jahre versah es mit einem besonderen Reize. Schliesslich war es Abessinien nicht so ganz unähnlich, zwei afrikanische Staaten, die durch eigene Kraft aus sich selbst heraus sich zu einer Stufe empor gehoben haben, die sie hoch über die angrenzenden Völker zu stellen geeignet ist. Es bot mir die Expedition die Möglichkeit der Betrachtung deutscher und englischer Kolonialbestrebungen, die Möglichkeit der Erforschung vielleicht noch wenig bekannter Gegenden und das Studium hamitischer, nilotischer, sowie verschiedener Bantu-Völkerstämme.

Am 20. April 1896 verliess ich Berlin. Die erforderliche Ausrüstung war zum grössten Teile von Tippelskirch & Co. beschafft worden und hatte mehrere Monate angestrengter Thätigkeit erfordert. Ausser den Zelten, den Proviantkisten etc., welche vorausgesandt worden, bildeten ein grosses Contingent die Flinten und Munitions-Ausrüstung. 25 Mausergewehre mit Zubehör waren durch das gütige Entgegenkommen der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes aus den Reservebeständen desselben mir überlassen worden, und 20 weitere Mausergewehre besorgte die Gewehr-Fabrik von Leue. Das Ressort der Complettirung meiner Jagdausrüstung übertrug ich der bewährten englischen Firma Holland & Holland in London, die

2 Kaliber 8 Paradox
2 „ 12 „
3 „ 577 Express

anfertigte, sodass die gesamte Flinten-Batterie, d. h. meine eigene und diejenige des Herrn Schillings,

2 Kaliber 8 Paradox
2 „ 12 „

3 Kaliber 577 Express
2 „ 450 „
1 „ 350
1 Modell 88
3 Kaliber 12 Schrotflinten umfasste.

Bevor ich in meinen Vorbereitungen zur Reise weiter fortfahre, möchte ich die Teilnehmer an derselben erwähnen. Herr A. Kaiser, der bereits auf der abessinischen Expedition mein Begleiter gewesen, hatte sich auch diesmal gewinnen lassen, und ferner schloss sich der vorhin erwähnte Herr C. G. Schillings, ein Jugendfreund aus meiner Vaterstadt, der Expedition an, in der sicheren Erwartung vorzüglicher Jagdgründe.

Zur Hinfahrt benutzten wir die Messagerie Maritime, und hatten auf diese Weise Gelegenheit, einen Blick auf Djibouti und das französische Protektorat am Südende des Roten Meeres zu werfen. Bis vor kurzem war der einzige nennenswerte Punkt Obok; als dann jedoch der Gouvernements-Sitz nach Djibouti verlegt wurde, verlor Obok seine Bedeutung, und Djibouti trat an seine Stelle. Der Hafen ist hier ein vorzüglicher; dies ist einerseits der Grund zu der Uebersiedlung gewesen, und andererseits das bessere Trinkwasser. Dass Obok im Gegensatze zu Djibouti kein Wasser besitzt, mag dadurch erklärt werden, dass Obok als hervorragende Landzunge Samchara-Klima hat, also nur wenig und unregelmässig fallenden Regen, während die Gebirge im Westen von Djibouti am abessinischen Hochlandklima partizipiren und durch zwei reguläre Regenzeiten die Küste ständig bewässern. Die Ansiedelung umfasst die Häuser einiger Europäer, und da zu einem Protektorate wenigstens einige Eingeborene gehören müssen, so giebt es thatsächlich ein kleines Eingeborenen-Dorf aus gemischter Somali- und Danakil-Bevölkerung.

In Zanzibar trafen wir am letzten Tage des Mai ein und fanden freundliche Aufnahme bei der General-Vertretung der Deutsch-Ostafrika-Gesellschaft, was um so er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

freulicher war, als die drei Hôtels der Stadt selbst für orientalische Verhältnisse viel zu wünschen übrig lassen. Zanzibar übertrifft an Pracht und Ueppigkeit alles, was ich bisher gesehen, und vom Meere aus wie von jedem Punkte der Insel geniesst man einen Anblick überquellender Natur und überreicher wunderbarer Vegetation. Auch die Stadt selbst ist ungemein fesselnd durch das Gemisch der verschiedenartigsten afrikanischen und asiatischen Völkerschaften, wenn auch der Suaheli und Araber bedeutend überwiegen.

Es waren interessante Tage, die ich in Zanzibar verlebte, und die Vorbereitungen zur Reise schritten so schnell vorwärts, dass ich nach Ablauf von 2 Wochen die notwendigen Tauschwaren übernommen, Maskat-Reitesel angekauft, nach guten Boy's Umschau gehalten und bereits eine grosse Zahl von Trägern und Askari angeworben hatte.

In Dar es Salam nahmen die Arbeiten ihren Fortgang, und schliesslich, am 29. Juni, waren wir in der Lage aufzubrechen.

Da die Expedition Pangani als Ausgangspunkt nehmen sollte, so lag es wohl am nächsten, zu Wasser dorthin zu fahren; aber der unsympatische Gedanke einer längeren Dhaufahrt einerseits, und der Wunsch, soviel wie möglich von der Küste kennen zu lernen, veranlassten mich, den Landweg vorzuziehen. Er führt nicht gerade durch sonderlich anziehende Gegenden und bot mit Ausnahme der berührten Städte recht wenig des Interessanten. An manchen Stellen zwar ist die Vegetation reich und üppig; Kokuspalmen, Dum-Palmen, Affenbrotbäume, Kasuarinen und Akazien wechseln ab mit angebautem Zuckerrohr, Mais, Phaseolus, Bataten und Mangos.

Bagamoya und Sadani passirend gelangt man in 9 Tagen nach Pangani. Dort entwickelte sich bald die regste Thätigkeit, und in kurzer Zeit war die Expedition zum Abmarsche bereit.

Als Hauptmumiampara hatte ich den Msimba bin Omari gewonnen, der seiner Zeit die Baumann'sche Karawane ge-

führt und der warm empfohlen war. Ihm zur Seite standen 8 Unterführer, und 276 Suaheli — meist Sklaven der Tanga- und Pangani-Araber — bildeten das Trägermaterial. Weiter hatte ich angeworben eine Anzahl Boy's, Koch, Präparator, Eseljungen und 35 Askari, also in Gesamtzahl 350 Mann, ohne die Weiber und Kinder der Askari und Trägerführer.

Als Reittiere besassen wir 8 Maskat-Reitesel, zur Reserve 30 Massaï-Esel, schliesslich eine grössere Viehheerde von Ochsen, Ziegen und Schafen. Am Kilimandscharo trat noch Verschiedenes hinzu, sodass die Gesamtziffer der Expedition auf ca. 400 Mann und 58 Esel anwuchs.

Einige Worte möchte ich hier auch über die Lasten hinzufügen. Sie setzten sich zusammen aus 119 Lasten Tauschwaren (weissen und bunten Tüchern, verschiedenen Perlen, Messing-, Kupfer- und Eisendraht, Kauri-Muscheln u. s. w.), 24 Lasten Kriegs-, 38 Lasten Jagdmunition, im Uebrigen aus Ausrüstungs-Gegenständen der verschiedensten Art, Präparir-Utensilien, photographischen Platten u. s. w. Um die Trägerzahl nicht unnöthigerweise zu erhöhen, waren 160 weitere Lasten durch die D. O. A. G. nach Bukoba zum Victoria-See vorausgesandt, die ich bei meiner Ankunft in Uganda dort anzutreffen erwartete, eine Hoffnung, die später leider nur teilweise in Erfüllung ging.

Bewaffnet mit Mausergewehr nebst kurzem Seitengewehr waren 35 Askari, 8 Mumiampara und 2 Boys, ferner mit Vorderladern 60 Träger.

Am 18. Juli verliessen wir endlich die Küste und folgten, den Pangani aufwärts gehend, seinem linken Ufer bis nahe zum Kilimandscharo, wo eine leicht überschreitbare Furt die Nähe von Klein Arusha anzeigt. Trotzdem der Pangani in seinen Einzelheiten bekannt und von verschiedenen Reisenden partiell aufgenommen ist, hielt ich es trotzdem nicht für überflüssig, ihn in seinem gesamten Laufe von der Küste bis zur Quelle nochmals eingehend zu studiren und die genaue kartographische Aufnahme desselben zu veranlassen. Ich zweifle nicht, dass auch dort, so nahe der Küste,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

noch Manches der weiteren wissenschaftlichen Erforschung bedarf.

Um der Expedition eine kurze Rast zu gewähren und die Träger langsam an ihre Aufgabe zu gewöhnen, verweilte ich zuerst 2 Tage auf der Plantage Lewa, die mit ihren schöngebauten Wohnungen und Kasernen für die Kulis, ihren gut angelegten Wegen und weitausgedehnten Pflanzungen einen ungemein wohlgepflegten Eindruck erweckt. Wenn man diese Plantage betrachtet, wie vorzüglich die Pflanzen gedeihen, wie üppig die Vegetation und wie produktiv der Boden, so kann man kaum Zweifel hegen, dass die Zukunft der hiesigen Plantagen gesichert ist, vorausgesetzt, dass die Vorbedingungen die richtigen sind.

Wunderhübsch sind die in der Nähe gelegenen Pangani-Fälle, die geradezu grossartig zu nennen sind. Der Fluss teilt sich in verschiedene Arme und stürzt nun in 6 verschiedenen Fällen nebeneinander 100 Meter senkrecht hinab in die Tiefe. Wundervoll wirkt dies Schauspiel durch die üppige Vegetation, die in der konstant feuchten Atmosphäre sich entwickeln muss, und der Sprühregen ist so stark, dass eine Minute am Rande des Falles genügte, uns vollkommen zu durchnässen. Leider konnten wir nicht lange das schöne Schauspiel geniessen; ich wollte so schnell wie möglich die bewohnten Regionen verlassen, machte daher auch nur kurze Rast in dem interessanten Inseldorfe Korokwe, das eine hübsche Uebersicht gewährt über das Usambara-Gebirge und die Handei-Höhenzüge mit den ausgedehnten Waldungen, die mehr und mehr den sich dort entwickelnden Plantagen weichen müssen.

In Korokwe selbst, wie in den folgenden Pangani-Dörfern, sind die Einwohner Wasegua, hübsche Bantu, jedenfalls viel ansprechender wie die Küstenbewohner. Die Frauen sind in netter Weise geschmückt und zuweilen von erstaunlich heller Hautfarbe.

Bald hinter Korokwe verliessen wir die Karawanenstrasse zum Kilimandscharo, die hier in der Richtung des

Gebirges abführt, und waren im Reiche Sedengas, des alten greisen und blinden Sultans, der einst den Expeditionen so viel zu schaffen gemacht; heute ist seine Macht gebrochen, er und so viele Andere gehören der Vergangenheit an.

Thatsächlich ist wenig von diesem Marsche den Pangani hinauf zu erzählen. Bald tritt das Gebirge näher an den Fluss heran, bald weicht es weiter zurück, stets eine steppenartige Tiefebene freilassend, und jenseits des Flusses dehnt sich, soweit das Auge reicht, die endlose Massai-Steppe aus. Je weiter man dem Laufe des Stromes aufwärts folgt, desto spärlicher wird die Bevölkerung, und schliesslich zwischen Pangani und Komasi ist das Land, mit Ausnahme der Mafi-Berge, absolut unbewohnt.

Die zuletzt angetroffenen Eingeborenen waren Wasegua, zuweilen mit Wandorobbo gemischt. Ehemals hausten in der ganzen Gegend die Massai; überall sind die Spuren ihrer alten Kraals. Heute sind sie verschwunden, die Seuche hat das Vieh hinweggerafft, viele starben vor Erschöpfung, viele sind als Sklaven an die Küste verkauft, und der kleine Rest zog sich über den Fluss hinüber gen Norden und Nordwesten.

Bei Buiko tritt noch einmal das Pare-Gebirge nahe an den Fluss heran, noch einmal begegnet man einer dichteren Waschamba-Bevölkerung, und nun wird das Pangani Gebiet unbedingt zur Steppe, weitere Ansiedelungen sind in der Nyika-Ebene nicht mehr vorhanden. Schon die Mafi-Berge könnten als die Grenze des ständigen hohen Wildes angesehen werden, hingegen war es dort nur vereinzelt. Die Nyika-Ebene jedoch kann als eines der besten Jagdgebiete betrachtet werden, die in Afrika vorhanden. Während der Pangani selbst von zahllosen Flusspferden bewohnt ist, beleben die Ebene Antilopen aller Art, Zebras, Strausse, Nashörner, in der Regenzeit auch Elefanten und Giraffen.

Eines Abends fand ich das Lager bei meiner Rückkehr von der Jagd in grösster Aufregung; Kaiser war von einem Nashorn schwer verwundet worden. Das Tier, welches ich am Tage zuvor angeschossen, hatte sich auf den nichts-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ahnenden Kaiser gestürzt und ihn zweimal in die Luft geschleudert, ehe er Zeit gefunden, seine Büchse zu spannen. Glücklicherweise wurde er von seinen Begleitern bald aus seiner unangenehmen Lage befreit und waren die Wunden nicht bedenklicher Natur, sodass es möglich wurde, mit Kaiser, der bis Arusha auf seinem Bette getragen wurde, den Marsch, wenn auch langsam, fortzusetzen.

Am 18. August überschritten wir die Furt und hatten die Kilimandscharo Tiefebene und Klein-Arusha erreicht, wo Kaiser von seiner Verletzung zu genesen zurückblieb, während ich mit Schillings mich hinaufbegab zur Kilimandscharo Station Moschi. Der derzeitige Stations-Chef, Lieutenant Mercker, empfing uns äusserst liebenswürdig und forderte uns auf, in der Boma Quartier zu nehmen, eine Einladung, die wir mit Dank annahmen. Bald traf auch Hauptmann Johannes mit seiner Gattin ein.

Von der Boma geniesst man eine wundervolle Aussicht, und wenn manchmal am Abende der Kibu sein Schneehaupt enthüllt, neben ihm der schroffe Mavensi, von der Abendsonne beleuchtet, hervortritt, so ist der Anblick ein selten grossartiger. Leider war die Jahreszeit nicht günstig zu einem Ausfluge in die oberen Waldregionen, da die Regenzeit ausnahmsweise lange dauerte; wir mussten also auf denselben verzichten.

Ueber Moschi selbst möchte ich nicht weiter berichten, da Alles bekannt. Wir benutzten den Aufenthalt zum Ausbessern der Lasten, Esel-Sättel, zum Sammeln von Massai- und Waschagga-Waffen und ethnographischen Gegenständen, sowie zum eingehenden Studium der Sitten und Gebräuche der Eingeborenen. Ein auffallend hübscher Junge ist Meli, der Sultan von Moschi, der stolz in seinem blauen Husaren-Attila einherschreitet, und wir besichtigten mit Interesse sein Holzhaus und die schön gearbeiteten Strohhütten, in denen seine Frauen und Milchkühe friedlich miteinander wohnen. In solcher Weise hergestellte kegelförmige Hütten, bei denen das Dach bis auf den Boden herabreicht

und die vollkommen fest und dicht gebaut sind, habe ich sonst nie gesehen. Vielleicht sind sie für Moschi eigentümlich.

Die gesamte Kilimandscharo-Bevölkerung zerfällt in 4 grosse Sultanate: Moschi, Marangu, Kiboscho und Madschame. Die Eingeborenen sind sämtlich Bantu, Waschagga, während rings herum das hamitische Element beginnt das überwiegende zu werden. In Unter-Arusha und Kahe, wo wohl ursprünglich auch Wakuafi gewohnt, ist heute ein Gemisch von Hamiten, Wapare und Waschagga, also das Bantu Element noch überwiegend, wärend in Ober-Arusha schon Wakuafi und Massai fast ohne Waschagga-Beimischung sind.

Am 3. September verliessen wir wieder die gastliche Station, und nach kurzem Besuche Sinas, des Sultans von Kiboscho, stiegen wir zur Tiefebene hinab zu kurzem Besuche der Straussenzucht am Fusse der Mikinduni-Berge. Diese Unternehmung ist vom nationalen Standpunkte aus mit Freuden zu begrüssen; da sie jedoch der erste Versuch dieser Art in den deutschen Kolonien ist, so werden noch manche Schwierigkeiten zu überwinden sein, ehe man das erstrebte Ziel erreicht. In erster Linie wird natürlich die Straussenzucht selbst angestrebt, also vorläufig die Aufzucht aus Eiern und eingefangenen jungen Tieren. Ferner sollen Versuche gemacht werden mit Zebras und Kreuzungen solcher mit Eseln, um eventuell ein geeignetes Last- und Zugmaterial zu schaffen. Inwieweit dies gelingen wird, muss die Zukunft lehren; ich selbst glaube nicht recht an die Verwendbarkeit der Zebras da, wo man Ochsen oder Esel zur Verfügung hat. Da eine Bahn bei ihrer Fortführung von der Küste bis zum Kilimandscharo kaum als ein lohnendes Unternehmen betrachtet werden kann, so würde die Herstellung eines Fahrweges von dem Endpunkte der Bahn, also von Korokwe nach Moschi, meiner Ansicht nach dasjenige sein, was für die nächste Zukunft ins Auge zu fassen ist. Ein solcher ist durchaus erforderlich, falls man auf eine Verwertung

solcher Erzeugnisse des Kilimandscharo rechnen will, deren Transport zur Küste im gegenwärtigen Augenblicke als unlohnend erscheint. Dass zur Beförderung auf dieser Strasse ein geeignetes Material von Wert ist, leuchtet ein, doch glaube ich, dass Ochsenwagen, wie sie in der englischen Kolonie im Gebrauche sind, vollkommen zum Ziele führen dürften.

Im Mbuguni schloss sich der Expedition der Volontär der Gesellschaft, Referendar Meyer, mit einigen Trägern an, um im Interesse der Straussenzucht-Gesellschaft über die Verhältnisse im Inneren sich zu unterrichten und in der Hoffnung, vielleicht für die Gesellschaft Verträge irgend welcher Art abschliessen zu können.

Das erste weitere Ziel war Gross-Arusha am Meru-Berge. Früher zerfiel die Bevölkerung dort in eine grössere Zahl getrennter kleiner Stämme, die heute unter drei Jumbe vereinigt sind und die zusammen nun Ober-Arusha bilden. Getrennt von diesen ist die Landschaft Meru mit dem Sultan Matunda.

Arusha liegt nicht, wie auf den Karten anzunehmen, am Fusse des Berges in der Ebene, sondern vollkommen im Walde schon auf der Höhe im Vorgebirge. Dem Meru sind kleinere Hügel vorgelagert, die durch leichte Terrainsenkungen mit einander verbunden sind, und die allmählich in der Hauptberg selbst übergehen. Die Bevölkerung besteht aus Wakuafi, und nach der grossen Viehseuche der letzten Jahre haben sich auch manche Massai dort angesiedelt, bilden nun einen wesentlichen Bestandteil. Die unverheirateten Männer, die Moran, wohnen beisammen, abgeschlossen von den älteren verheirateten, gemeinsam aber nach Massai-Art mit den auserkorenen jungen Mädchen; getrennt von ihnen in kleineren oder grösseren Dorfkomplexen sind die verheirateten, die alten Leute und die kleinen Kinder. Kriege werden lediglich geführt durch die Moran, doch gehen zuweilen auch einige der stärkeren Knaben, Laiuni, mit, ebenso einzelne ältere Leute zum Führen der Unterhandlungen. Die Kleidung der Moran ist

ein kleines, über der einen Schulter befestiges Fell, während die älteren Männern sich mehr verhüllen und schon zu Stoffen sich teilweise bekehrt haben. Mädchen und Frauen tragen nur enthaarte gegerbte Felle, zuweilen ebenfalls über einer Schulter befestigt. Körper, Haare, Kleidungsstücke, alles wird mit rotem Lehm und Fett gesalbt. Die Haare der Männer werden in vier Zöpfe geflochten, die nach hinten, auf Stirn und Schläfe herabhängen. Wo der Haarwuchs fehlt, wird künstlich nachgeholfen durch eine aus Bast verfertigte Perrücke, die unter der dichten Schicht von rotem Lehm täuschend ähnlich erscheint. Bei Männern und Frauen ist der Schmuck ungemein reich an Masse und Gewicht. Besonders die letzteren tragen eine ungeheure Gesammtlast umher, die zwar in allen Bewegungen furchtbar hindert, aber auch unwiderstehlich schön macht. Eisenringe umschliessen den Fussknöchel, das Bein unter dem Knie, den Unterarm, den Oberarm, den Hals. Meist ist der Unterarm vollkommen bedeckt, und die Halsringe reichen bis über die Schultern herab. Ganz eigenartig und selten unbequem sind die an Kettchen an beiden Seiten des Kopfes herabhängenden grossen Schnecken aus dickem Eisen- oder Messingdraht. Es war schwer, einigermassen vollkommene Sammlungen zu erwerben, da die Eingeborenen grosse Scheu und Zurückhaltung vor den Europäern verrieten. Thatsächliche Unfreundlichkeit war nicht zu bemerken, wenn ich auch mich eines gewissen Gefühles des Misstrauens zuweilen nicht zu erwehren vermochte. Dass dieses Gefühl wohl berechtigt war, geht aus dem Briefe hervor, den ich von Hauptmann Johannes in Kavirondo erhielt. In derselben Nacht, in der ich zu meiner vorausgesandten Karawane in Ober-Arusha zu stossen gedachte, in der ich jedoch im Walde den Weg verlor, war ein vollkommen organisirter Ueberfall des Expeditionslagers geplant. Glücklicherweise gestatteten Kaiser und Schillings den Arusha-Leuten nicht, die Nacht im Lager zuzubringen, um einen angeblichen Ueberfall der Massai abzuwehren, und verhüteten so das

Schlimmste. Als ich dann am nächsten Morgen selbst eintraf, nahm ich Veranlassung zu umfassenden Vorsichtsmassregeln. Wie Hauptmann Johannes schrieb, entging die Expedition durch eine glückliche Fügung dem Schicksale der Vernichtung, aber bald darauf fielen die Missionare Segebrock und Ovir dem Europäerhasse der Warusha zum Opfer. Allerdings traf diese dann die verdiente Strafe. Noch mehrere Tagereisen sollen die Meru-Leute uns gefolgt sein, wohl in der Hoffnung auf kriegerische Verwickelungen unsererseits mit den Massai. Diese jedoch, die in Ngorongogoro, annähernd 4000, ihr Vieh weideten, ergriffen bei unserer Annäherung die Flucht; wir kamen ihnen wohl zu überraschend, ehe sie Zeit gefunden, einen Operationsplan zu entwerfen.

Hinter Arusha nun hatte die eigentliche Massaisteppe begonnen, und die erste Ansiedelung wieder ist Ngaruka, eine kleine Wakuafi- und Massai- Niederlassung am Fusse des sich von Nord nach Süd erstreckenden Hochplateaus, also an der Ostseite des „grossen afrikanischen Grabens." Der letzte Marsch, der nach Ngaruka führt, stellt die denkbar grössten Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Träger; er muss als Telekesa - Marsch zurückgelegt werden. Nachdem wir am ersten Tage von Mittag bis Abend und am nächsten Morgen wieder bis Mittag ohne Wasser durch die glühende Steppe gewandert, war die Spannkraft der Leute gebrochen. Es hatte sich herausgestellt, dass das Dorf nicht mehr an derselben Stelle gelegen, wo unsere Führer es erwartet, und allgemeine Depression bemächtigte sich der Schwarzen, die in ihrem Fatalismus an einer Rettung verzweifelnd, zum Weitermarsche nicht mehr zu bewegen waren. Endlich gegen Abend entdeckten wir die kleine rettende Niederlassung, wo allmählich wir Europäer uns zusammenfanden, und nun folgten 2 Tage und 2 Nächte rastloser Thätigkeit, die zerstreut am Wege liegenden Träger und Askari mit Wasser zu versehen, sie nach und nach im Lager zu versammeln. Das Glück wollte, das schliesslich auch

nicht ein Mann, auch nicht eine Last verloren ging, nicht einmal ein Träger oder Askari ernstlich erkrankte. Immerhin bedurfte es eines dreitägigen Aufenthaltes, die erschöpften Leute zum Weitermarsche einigermassen wieder zu stärken.

Ursprünglich wird in Ngaruka nur eine Wandorobbo-Niederlassung gewesen sein; als dann die Viehseuche den Massai ihren Wohlstand geraubt, haben sich einige dort angesiedelt und sind zur Bodenkultur übergetreten. Die Haltung der Bevölkerung war uns gegenüber eine anerkennenswert freundliche, und leicht sind die Konsequenzen zu erwägen, die eingetreten wären, hätten sich die Eingeborenen uns feindlich gegenübergestellt. Wir Europäer kamen ohne jegliche Bedeckung zu ihnen, alle unsere Lasten lagen in der Ebene zerstreut, und die Askari waren unfähig zum Widerstande. Glücklich auch, dass die Massai diesen unseren Zustand nicht kannten und Friedensunterhändler hinabsandten, während sie selbst zum See hin entflohen.

Viel Neues oder Erwähnenswertes boten sonst diese Hamiten nicht, nur war die Kleidung der Männer hier äusserst primitiver Natur. Wie in Kiboscho die jungen Mädchen Sinnas das biblische Feigenblatt an einer Perlenschnur zur Bekleidung erwählt, so waren es hier die Männer. Eine Perlenschnur trugen sie auch, nur das Feigenblatt fehlte.

Die Ebene, die bisher mit dünnem Dorngestrüpp dicht bestanden gewesen, von einigen ausgetrockneten Flussbetten und dichterem Baumwuchse zu beiden Seiten hier und dort durchschnitten, wird weiterhin fast kahl, nur dünnes gelbes Gras bedeckt den Boden.

Jagdlich war die Ebene leidlich unterhaltend. Einzelne Giraffen, eine Menge Zebras, Strausse, Grantii- und Thomsoni-Gazellen, Suara-Antilopen u. s. w., jedoch nicht so glänzend wie vorher in der Kilimandscharo-Meru-Ebene oder etwas später in Nguruman.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kartographisch fanden wir ein reiches Feld der Thätigkeit, da die bisherigen Einzeichnungen auf den Karten den thatsächlichen Verhältnissen nicht recht entsprechen, die Gebirge zum grössten Teile anders gelagert sind. Kaisers sehr genaue Aufnahmen werden eine wesentlich verschiedene, nun wohl thatsächlich richtige Karte ergeben, da Dr. Baumann gezwungen war, sich lediglich auf die Aufzeichnungen Dr. Fischers zu verlassen. Kurz vor mir hat Herr Oberst von Trotha die Massai-Steppe passiert; leider war es mir noch nicht möglich, seine weitgehenden Beobachtungen mit den meinigen zu vergleichen.

In Ngaruka versuchten Abgesandte der Massai, die scheinbar Friedensverhandlungen zu führen zu uns kamen, mich vom Weitermarsche abzuhalten. Soviel ich wusste hatte Compagnie-Führer Johannes von Moschi aus kürzlich Boten an Sendeo gesandt, um ihn zu veranlassen, selbst zu seiner Rechtfertigung nach dort zu kommen, und so schien es mir nicht opportun, auf irgend etwas einzugehen. Ich wusste noch nicht, dass die ganzen Mitteilungen der Massai lediglich ein Vorwand waren, ihre Flucht zu decken. Jedenfalls vermochte ich nicht länger in Ngaruka zu verweilen, und strebte so schnell wie möglich dem Natron-See zu, den ich in 3 Tagen erreichte. Die Gegend behält den gleichen Steppencharakter, wird fast noch öder und kahler, und jegliche Vegetation verschwindet. Wir haben hier ausgeprägt vulkanische Formation, wie an dem ganzen „Grossen Graben", und zwar desto intensiver, je mehr man sich dem Doengo Ngai nähert. Es ist die jüngste vulkanische Zeitperiode. Ich glaube, dass der Kilimandscharo die älteste ist, der Meru-Berg folgt und schliesslich der Doengo Ngai. Unter den Eingeborenen kursieren Gerüchte, dass in neuerer Zeit Eruptionen dieses Kraters stattgefunden haben. Wahrscheinlich sind die beobachteten Erscheinungen jedoch lediglich auf ausströmende Wasserdämpfe zurückzuführen, sodass der Doengo Ngai als Geiser zu betrachten ist, was auch von Kaiser nachgewiesen wurde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Scenerie um den Vulkan herum ist trostlos, Ebene und Berge, grau und schwarz. Dabei sieht alles aus wie von Pocken behaftet. Ueberall aus den Flächen und Bergen heraus ragen kleine schwarze Inselberge, Eruptionskegel, einer neben dem anderen, alle vollkommen kahl. Auch das Tierleben ist erstorben, einzelne Gazellen und Aasgeier tauchen hier nnd dort auf, und hin und wieder erscheint ein Strauss am Horizonte. Endlich erscheint der Natron-See, man sieht ihn bei Ueberschreitung der Hügel im Norden glänzen. Bevor er erreicht wird, findet man ein kleines Flüsschen Dalalani, das sich wie Ngaruka zur Ansiedelung eignen würde. Durch Ngaruka ist gewissermassen ein Bindeglied zwischen Arusha, also Moschi und Nguruman, geschaffen. Solange die ganze Strecke ohne menschliche Ansiedelungen war, konnte es für eine grosse Karawane kaum ermöglicht werden, die Steppe zu passieren, und so würde Nguruman oder Sonyo stets ausser der in unserem Gebiete in Frage kommenden Landstrecken geblieben sein. Durch die Ansiedelungen ist heute dieses Bindeglied geschaffen. Es kann sich dort nun eine Karawane von 300 Mann auf 5 Tage mit Mais und Bataten verpflegen. Die jetzige Niederlassung ist erst allmählich entstanden und hat sich durch Massai, die sich dort sesshaft gemacht, vergrössert. Es ist zunächst zu wünschen, dass Ngaruka sich weiter vergrössere. Nachdem dies der Fall, können Karawanen dereinst sich für den 8 Tage dauernden Marsch nach Nguruman genügend verpflegen, würden also in Arusha nur 4 bis 5 Tage, in Ngaruka 8 Tage Proviant zu tragen haben. Ist zwischen Ngaruka und Nguruman noch ein weiterer Punkt geschaffen, so ist der Weg gesichert. Als solcher Platz eignet sich lediglich Dalalani, und ist dies der nach der Vergrösserung von Ngaruka in zweiter Linie kommende Gesichtspunkt.

Während des Marsches am Natron-See entlang hatte ich dauernd den Eindruck, als befände sich das Wasser in grösster Nähe. Als wir jedoch am Abende vom Lager zum See wollten, fand ich zu meinem Erstaunen, dass derselbe

dort noch garnicht vorhanden war, wenigstens kein Wasser. Weithin war alles ausgetrocknet, der Boden mit einer dünnen weissen Salzkruste bedeckt, und von einem Felsen in der Mitte der Fläche sah man das Wasser nur ganz entfernt. Der Anblick am Morgen war lediglich eine Luftspiegelung gewesen, eine Fata Morgana in der überhitzten Luft.

Endlich findet man besonders an der Ostseite das Wasser, der See hat also lange nicht die Grösse wie in der Regenzeit. Der auch noch in trockner Periode ziemlich grosse See ist der Sammelpunkt zahlloser grosser und kleiner Flamingos, sodass die Fläche strichweise weiss und schwarz oder schmutziggelb erscheint, strichweise auch rosenrot, je nach der Farbe der sie vollkommen bedeckenden Wasservögel. Es ist kaum möglich, sich ein Bild hiervon zu machen; soweit man sehen kann, ein hochbeiniger Flamingo neben und hinter dem andern, Hunderttausende. Ganz nahe bleiben sie stehen, die nächsten keine 50 Schritt entfernt, langsam nur weichen sie vor dem Menschen zurück, und feuert man einen Schuss ab, so erhebt sich eine rosarote Wolke; es sind aber nur die allernächsten, die übrigen verbleiben ruhig auf ihrem Platze.

Der Natron-See ist in der That von grosser Ausdehnung und muss in der Regenzeit eine riesige Wasserfläche bilden. Da er jedoch von geringer Tiefe ist, so trocknet er schnell aus, und schon nach wenigen Monaten bleibt ausser dem See nur eine grosse mit Salzkruste bedeckte Ebene, die die Sonnenstrahlen wundervoll reflektiert und die Temperatur unerträglich hoch steigert. Es gehört daher ein Aufenthalt am Natron-See nicht zu den erquickendsten des Lebens.

Nguruman am Nordende ist hübsch gelegen am Ufer des Bagasse-Flüsschens und ist die Heimat der kleinen Wandorobbo-Niederlassung, dem Reste einer nach Dr. Fischer reichen Bevölkerung. Auch Neumann erwähnt dieselbe.

Vom Sonyo-Gebirge herab erstreckt sich der Akazienwald und verläuft allmählich in eine Grasebene, während

jenseits üppige Vegetation den Guaso-Nyiro einschliesst. Die schmale sich parallel hinziehende Ebene ist der Sammelpunkt des hohen Wildes, das sich zwischen den beiden Flüssen tummelt. Hunderte und Aberhunderte von Gnus und Zebras, Grantii-Gazellen und Suara-Antilopen bieten sich dem Auge überall, wohin man blickt, und scheuen den Jäger selbst dann nicht, wenn er ihnen die verderbliche Wirkung des Feuergewehres vor Augen führt.

Gleich nach Ankunft in Nguruman hatte ich Träger abgesandt, 7 Stunden nach Sonyo hinauf, um zu versuchen, Lebensmittel einzukaufen. Die Einwohner hielten meine Leute für eine Suaheli-Karawane und verlangten Geschenke, die ich, um jeden Preis Frieden wünschend, ihnen durch meinen Ober-Muniampara übersandte. Man kehrte unverrichteter Sache zurück, die Geschenke wurden angenommen, verkauft wurde uns jedoch nichts. Nun überlegten wir die uns zu Gebote stehenden Möglichkeiten des Weitermarsches, besonders für den Fall, dass eine Verproviantierung thatsächlich unmöglich sein würde. Ausser dem von mir beabsichtigten standen die folgenden Reisewege offen: Ueber den Naiwascha-See nach Kikuju, über Sonyo und Elmarana zum Victoria-See, schliesslich zum Ngare-Dobasch und nach Ngoroine. Es schien aber der Vorteil einer dieser Routen nicht gross genug, um von dem mir gesteckten Ziele, Sotiko und Lumbwa, abzuweichen; und ich beschloss, auf meinem Vorhaben zu beharren.

Die von Sonyo zurückkehrenden Träger meldeten, dass die Wasegeju eingewilligt, Nahrungsmittel zu verkaufen; als man jedoch sich dem Dorfe genähert, sei man mit Steinwürfen zurückgetrieben worden. Bei nochmaliger Verhandlung erklärten sie, dass sie wohl Lebensmittel an Suaheli-Karawanen verkauften, es ihnen jedoch von Sendeo, dem Häuptlinge der Massai, verboten sei, mit meiner Karawane irgendwie in Berührung zu treten. Zugleich wurden eine Anzahl vergifteter Pfeile auf meine Leute abgeschossen, ohne glücklicherweise jemanden zu verwunden. Nun war Msimba

gezwungen, das Zeichen zur Gegenwehr zu geben; zwei Salven wurden abgefeuert, und die Eingeborenen ergriffen die Flucht. Auf die mir erstattete Meldung hin, sandte ich Herrn Meyer mit einigen Askari und einer Anzahl Träger hinauf, um die Angelegenheit zu ordnen. Er sollte die Leute mit soviel Getreide beladen, wie die Expedition bis Sotiko benötigte, zugleich es versuchen, Frieden zu schliessen und alles gewissenhaft zu bezahlen. Es gelang Meyer nicht, mit den Eingeborenen irgendwie in Berührung zu kommen, und er musste den Wert des Getreides an Tauschwaren in doppelter Höhe auf dem Markte des Dorfes niederlegen.

Den Vorfall in Sonyo bedauerte ich um so mehr, als ich gehofft hatte, ohne einen Schuss abzufeuern meine Expedition durchzuführen; aber ich bin überzeugt, alles gethan zu haben, den Frieden zu erhalten. Ich hatte meine Träger in die Lage gesetzt, für das anzukaufende Getreide jeglichen, selbst den höchsten Preis zu zahlen, denn ich bedurfte der vegetabilischen Nahrung unter allen Umständen. Schliesslich hatten wir uns lange genug das feindselige Benehmen der Eingeborenen gefallen lassen, und nur als die Wasegeju zum thätlichen Angriffe übergingen, erforderte es das Recht der Notwehr und der Selbsterhaltung, unsererseits vorzugehen. Erstaunlich war der Gegensatz zwischen dem anfänglich gezeigten Uebermute und der späteren absoluten Mutlosigkeit, und man erzählte mir, dass die Krieger mit Spott unsere Mausergewehre betrachtet und nicht hätten glauben wollen, dass es Gewehre seien. Sie waren also glücklich genug, die Bekanntschaft mit Europäern noch wenig gemacht zu haben.

Wir rüsteten sofort zum Weitermarsche nach Sotiko und folgten in nördlicher Richtung dem Laufe des Guaso-Nyiro aufwärts. In den ersten Tagen sind wir noch in der Steppe, aber die Gegend beginnt ihren Charakter zu ändern, und der Akazienwald weicht einem Parklande, in dem dichte Baumpartien mit offenen Grasflächen abwechseln. Später beginnt der Fluss, eng eingeschlossen, zwischen hohen Bergketten dahinzufliessen, aber noch einmal verflacht sich das

Gelände, und erst am sechsten Tage hinter Nguruman ist das eigentliche Bergland, das sich den Guaso-Nyiro entlang nach dem Norden des englischen Gebietes hinüberzieht. Es wird stellenweise so schwierig, dem Flusse zu folgen, dass wir zeitweise gezwungen waren, uns von demselben zu entfernen, allerdings mit Beibehaltung der Richtung. Die Flussdirektion konnten wir nicht aus dem Auge lassen, da die Gegend, in der wir uns befanden, thatsächlich vollkommen neu ist, von Europäern noch nicht passiert war, die karthographische genaue Festlegung des Flusslaufes somit eine interessante und wichtige Aufgabe bildete. Die Gegend behält nun den Charakter des Hügellandes, ist leicht gewellt, meist ohne schroffe Partien, und von kleinen Hochebenen durchsetzt. Alles ist wesentlich verschieden von den bisher besuchten Strecken, die Akazien sind verschwunden, und an ihre Stelle ist der von den Massai Leleschwa genannte Strauch getreten, der in der Form den Olivenbäumen Italiens gleicht, und mit seinen weissen Blättern der Gegend ein ganz bestimmtes Gepräge aufdrückt. Den Boden bedeckt dürres und verwelktes Gras, und am Rande der Ufer, sich den Berg hinaufziehend, sind Palmen und Euphorbien. Nicht einem einzigen Menschen begegnet man hier; in früheren Jahren haben zahlreiche Massai dort gehaust, und man sieht noch die Ueberreste ehemaliger Kraals. Sie bilden freie lichte Stellen im Walde und sind bedeckt mit bleichenden Knochen gefallener Rinder, wohl auch der Massai selbst. Die Reste des einst mächtigen Volkes wohnen heute am Naiwascha-See, und nun, nach ihrem Verschwinden, wagen sich ängstlich die Wandorobbo aus ihren Wäldern hervor. Zwar sahen wir hinter Utim keine mehr; ich glaube aber trotzdem an ihr Vorhandensein, da die Wandorobbo, scheu und vorsichtig, ihre Behausungen so versteckt wie möglich anlegen.

Nördlich, am Oberlaufe des Guaso-Nyiro, beginnt wieder das altbekannte Bild, Akazien auf flachem Hochplateau, und wenn man nach 12 Tagen den Fluss nahe seiner Quelle ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lässt, um in westlicher Richtung den Ngare-Dobasch zu erreichen, liegt plötzlich die riesige Fläche der Ndassekera vor dem erstaunten Auge, endlos ohne Baum und Strauch, schwarz und verbrannt. Trotzdem ist sie das Heim zahlloser Gazellen, Kuhantilopen und Gnus, und in nie gesehenen Mengen tritt das Nashorn aus dem nahen Buschwalde auf die Ebene hinaus.

Hier ist die Grenze von Sotiko, und als gegen Mittag des dritten Tages wir den ersten Hügel des verrufenen Ländchens erstiegen, sahen wir alles ringsumher besetzt von schwarzen mit Speer und Schild bewaffneten Gestalten. Ein kurzes Schauri folgte, und provisorisch wurde Frieden geschlossen. Trotzdem erschien die Situation mindestens kritisch, als die Karawane unmittelbar darauf eine halbe Stunde lang durch dichtesten Urwald hindurchzog, wo für die Askari es im Ernstfalle kaum möglich war, sich selbst zu schützen, viel weniger uns und die Träger. Wie fühlte ich mich erleichtert, als endlich freies Terrain wieder gewonnen und die wilden Sotiko-Krieger, die heulend uns umringt, im Walde zurückblieben. Endgültige Friedensunterhandlungen fanden statt, und die Eingeborenen zeigten sich alsbald zutraulich und freundlich.

Die Sotiko-Krieger sind mit Speeren und schön gearbeiteten Schilden der Massai-Form, einige ausserdem mit vergifteten Pfeilen bewaffnet. Die Eingeborenen zeigen absolut hamitischen Charakter, sind jedenfalls Wakuafi. Es sollen jedoch auch Mischehen mit den Massai stattfinden, daher ist die Sprache sowohl eine eigene, dem Lande eigentümliche, oder man spricht Massai, das ziemlich alle verstehen.

Sotiko ist, ebenso wie das angrenzende Lumbwa, wenig bekannt geworden, da Europäerkarawanen das Land stets gemieden und selbst Suaheli dasselbe höchst ungern passieren, alles infolge der kriegerischen Eingeborenen, die sich von fremdem Einflusse fern halten wollen, und schon manche Katastrophe unter den Karawanen anrichteten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Gebräuche entsprechen im wesentlichen denjenigen der Massai; wiederum schliessen die jungen Krieger eine Art Versuchsehe mit den aus dem Elternhause entführten jungen Mädchen, und eine definitive Ehe kann erst dann eingegangen werden, wenn der Betreffende in der Lage ist, dem Vater seiner Auserkorenen den üblichen Preis an Ochsen oder Kleinvieh zu zahlen. Dieser Preis muss natürlich im Kriege erbeutet werden, oder der junge Mann kann, was hier im Gegensatz zu den Massai zulässig ist, durch seiner Hände Arbeit den nötigen Wohlstand erwerben. Deshalb bearbeitet der Sotiko-Krieger das Feld, wobei ihn seine Gefährtin eifrig unterstützt. Er ist also nicht, wie der Massai, lediglich auf den Raub angewiesen. Die jungen Leute wohnen meist in kleinen Dörfern beisammen, doch ist es auch nicht selten, dass ein solches noch nicht verheiratetes junges Paar sich eine Hütte neben dem Elternhause des Mädchens errichtet und dort mit den Schwiegereltern in spe vereinte Feldwirtschaft führt. Es hat dies natürlich im Gefolge, dass die Moral eine verhältnismässig höhere ist wie bei den Massai, dass noch häufiger wie bei diesen die Versuchsehen später zur Thatsache werden, ein Verstossen und Wechseln der Lebensgefährtin mehr wie bei jenen verpönt ist. Niemals habe ich bei einem afrikanischen Volke eine grössere Anhänglichkeit und Zärtlichkeit gefunden wie bei den Wasotiko; fast stets sieht man die jungen Paare beisammen, nicht selten das Mädchen Speer und Schild des Kriegers tragend, um denselben überall hin in Krieg und Frieden zu begleiten. Vom beiderseitigen Standpunkte aus ist mir dies durchaus begreiflich, da ich selten so hübsche junge Frauen und so schlank gewachsene Männer gesehen habe. Die Tracht der beiden Geschlechter lässt es deutlich genug erkennen; sie ist bei den Männern ein quadratisches Stück Fell, über der rechten Schulter befestigt, und unter dem linken Arm herunterhängend. Es genügt gerade, um die linke Hüfte zu bedecken, lässt aber im übrigen den Körper frei. Das Kleidungsstück ist entweder enthaartes roh gegerbtes Ziegen-

fell, hübsch mit aufgenähten Perlen verziert, oder aus Tierhäuten zusammengesetzt. Als Schmuck wird Eisendraht mit Messing oder Kupfer verziert getragen, und um den Leib gegürtet an breitem mit Perlen geschmücktem Riemen das lange schmale charakteristische Massai-Schwert.

Die Frauen, wenn sie legitim verheiratet, tragen den Körper von der Hüfte abwärts sorgsam verhüllt, die jungen Mädchen jedoch nur ein Fell, genau wie die Männer, oder einen eigenartigen Schurz von vielen kleinen Lederstreifen mit Holzstückchen, Früchten und Draht verziert.

In ganz Sotiko ist die Vegetation ungemein üppig, überall fruchtbares Land, kaum sieht man da und dort felsiges Gelände. Der Wohlstand ist daher ein relativ hoher, Lebensmittel waren in Fülle vorhanden, und in jedem Lagerplatze herrschte laute Fröhlichkeit. Auf die geringste Aufforderung hin vereinigte man sich zum Tanze, die jungen Krieger stiessen ihre Lanzen in den Boden, bildeten einen Ring, sich in melodischem Gesange im Kreise drehend. Es ist dies nur die Einleitung, und beim folgenden eigentlichen Tanze schnellen sie den Körper mit geschlossenen Beinen in die Höhe, werfen die Füsse nach hinten, und folgen der Bewegung ruckweise mit dem Kopfe, alles in ganz bestimmtem Rhythmus. Ein besonders Tanzkundiger steht in der Mitte, giebt den Takt an und lässt dabei seine Lanze zwischen den Fingern rotieren. Bald beteiligen sich auch die jungen Mädchen, der Kreis wird immer grösser, und je länger es dauert, desto ernster wird die Sache aufgefasst. Es ist stets das langsame Drehen im Kreise, das typische Emporschnellen des Körpers, das grosse Uebung und Kraftanstrengung erfordert. Ob der gleiche Tanz bei allen ähnlichen Hamiten bekannt, vermag ich nicht zu sagen, ich habe ihn nie vorher oder nachher gesehen.

Lumbwa ist Sotiko fast vollkommen analog und geht in dasselbe über. Es ist vielleicht noch bevölkerter, und wohin man blickt erstrecken sich die ausgedehnten Schamben der Eingeborenen. Die hohen Farrnkräuter und dichten Stauden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die bisher den Boden überwuchert und eine feuchte Atmosphäre dem Reisenden entgegenstrahlten, sind zum grossen Teile verschwunden, sie haben einer Grasvegetation Platz gemacht. Es war dies höchst erfreulich, denn schon begann es fast täglich — Oktober, Anfang November — zu regnen, und der Marsch durch die mehr wie manneshohen Stauden liess uns nicht trocken werden, eröffnete die weitgehendsten Aussichten auf demnächstige Fieberanfälle, die ja auch, wenigstens bei einigen von uns, nicht ausbleiben sollten.

Zum Schlusse, ehe ich diese Wakuafi-Länder verlasse, möchte ich die eingeborene Industrie erwähnen. Sie besteht aus dem Folgenden:

Gefässe aus gebranntem schwarzem Thon mit primitiven Verzierungen, in den verschiedensten Formen,

Roheisen in primitiven Oefen, aus den vorkommenden Eisenerzen gewonnen,

kleine Speere der alten Form aus selbstgewonnenem Eisen,

breite Massai ähnliche Speere aus gekauftem Eisendraht geschmiedet,

Schilde aus Büffelhaut, die mit Knochenmehl und Fett weiss, mit Henna und Fett rot, mit Asche und Fett schwarz bemalt werden,

Schwerter aus selbstgewonnenem Eisen, oder zusammengeschmiedetem Draht,

Felle, die mit Asche gegerbt und mit Steinen weich gerieben werden,

Hacken zum Beackern des Bodens aus selbstgewonnenem Eisen,

grosse Schellen für das Vieh und kleine für die Männer zum Tragen über den Knieen, ganz kleine für die Fussknöchel,

kleine Scheiben aus massivem Holz,

ausgehöhlte Baumstämme für Honig, durch kleine selbstgemachte Eisenbeile ausgehauen,

kleine schwarze Perlen aus Samen, Dschagon genannt, die sie auf Schnüre ziehen,
Flachhämmern des Eisen- und Messingdrahtes zu Frauenschmuck,
Zurechtschneiden des Messingdrahtes zu Ohrenschmuck,
Ledertaschen jeder Grösse zum Aufbewahren von Matamah und Hirse.

Am 4. November lag Lumbwa hinter uns, und 2 Tagereisen weit ist das Land unbewohnt, ehe in Kavirondo ein vollkommen neues Bild sich darbietet. Ungefähr 30 Kilometer bilden die übliche verödete Strecke zwischen zwei sich beständig bekriegenden Völkern, eine Erscheinung, die fast stets zu Tage tritt und auch logischer Natur ist. Keine Spur ist hier mehr der üppigen Vegetation, auf den Hügeln lichter Buschwald, in der Ebene spärlicher Graswuchs. Bald ist Kwa-Kitoto erreicht, das erste Dorf Kavirondos. Der Ort heisst nach seinem Sulten Kitoto, einer höchst scherzhaften, zum Lachen reizenden Persönlichkeit. Es ist ein alter Mann mit grossen vorstehenden Schneidezähnen, auf dem Kopfe einen uralten Filzhut mit rotem Bande, das Geschenk irgend eines Europäers, und davor quer über der Stirne die flache Hälfte eines Flusspferdzahnes, auf dem in der Mitte ein dickes Schneckengehäuse sitzt, das wie eine grosse Warze aussieht und beim Sprechen ständig hin und her wackelt. Gehüllt ist er in eine buntgestreifte Bettdecke und trägt um den Hals eine güldene Ehrenkette, ein Geschenk der Engländer, das er durch ganz unglaubliche Anhängsel nach seinem Geschmacke verschönert hat.

Hier ist nicht mehr der hübsche, schlankgebaute, im Gange selbstbewusste und schön geschmückte Wakuafi, sondern man ist im Reiche der Niloten, plumpe, wenn auch gross und starkknochig gebaute Menschen, ohne Anmut in den Bewegungen, oder in den Zügen. Es ist ein Negertypus mit stark ausgebildeten, meist hervortretenden oberen Schneidezähnen und all den übrigen Unschönheiten seiner Rasse. Ein zudringliches, aber furchtsames Gesindel, das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

man selbst bei der grössten Wachsamkeit kaum aus dem Zelte herauszuhalten vermag. Der bisherige Schmuck von Metall oder Perlen in seiner zuweilen geschmackvollen Vereinigung liegt ebenfalls hinter uns. Die Niloten entnehmen die Gegenstände, mit denen sie sich schmücken wollen, am liebsten dem Tierreiche, von Flusspferd- und Wildschweinzähnen, Elfenbein oder Antilopenhörnern. In der Mitte gespaltene Flusspferdzähne spielen eine grosse Rolle. Sie werden quer über der Stirne oder am Oberarme angebracht, und kleine Wildschweinhauer zu je einem oder zwei sind an den Schläfen aufgerichtet. Das Ohrläppchen wird nicht durchbohrt und ausgeweitet, um Schmuck hineinzuzwängen, dagegen die Ohrmuschel am ganzen Rande fein durchlöchert und durch jede Oeffnung ein dünner mit einer grünen Perle verzierter Messingring hindurchgesteckt. Die Kleidung ist äusserst primitiver Natur; einzelne Männer tragen ein auf der rechten Schulter zusammengehaltenes Ziegenfell, das in ganz eigenartiger Weise ausrasiert wird, indem man die Haare figurenweise stehen lässt. Die Frauen verschmähen durchschnittlich die ihnen lästige Kleidung und bewegen sich in vollkommen paradiesischer Einfachheit, ohne irgendwie oder irgendwo durch Gewänder in ihren Bewegungen gehindert zu sein. Selbst im Beisein von Europäern verraten sie hierüber nicht die geringsten Bedenken; man sieht, dass sie Kleider nicht deshalb nicht tragen, weil sie keine besitzen, sondern weil sie solche verschmähen. Dabei raucht aber jedes Weib seine lange Tabakspfeife, einen schwarzen thönernen Kopf auf langem Eisenstiele. Eine seltsame Kombination mit dieser Gewandlosigkeit! Wenn man sich in das schwarze Paradies versetzt denkt oder in die schwarze Hölle, je nachdem man das eine oder andere vorzieht, so würde man in dem gleichen Augenblicke unmöglich mehr paradiesische Gestalten überschauen können, als uns hier im Lager umringten. Nur weiss ich nicht, ob jene paradiesischen Frauen ebenfalls mit einer Tabakspfeife bekleidet sein würden?

Höchst eigentümlich sind die Kavirondo-Schilde, die ausserordentlich schwer und umfangreich, in der Mitte eingeknickt sind, sodass sie einen spitzen Winkel bilden. Stellt man sie auf den Boden, so gewähren sie dem dahinter knieenden Krieger vollkommenen Schutz, decken ihn von vorne und von beiden Seiten. Speere sind genau analog den alten, noch in Sotiko und Lumbwa vorhandenen, mit schlecht gearbeitetem Holzschafte und kleinen ovalen Eisenspitzen. Diese Gleichheit ist erstaunlich, und möchte ich fast annehmen, dass sowohl Kavirondo wie Lumbwa und Sotiko früher schlechte Speere mit kleiner Eisenspitze führten, die Wakavirondo die langen, die Walumbwa die kurzen, dass dann im Laufe der Kämpfe der beiden kriegerischen Völker die Wakuafi zunächst die langen Speere der Niloten annahmen, die dann wieder durch die Massai-Form verdrängt wurden. Schwerter sind nicht im Gebrauche, ebensowenig Bogen und Pfeile. Die Wakavirondo, die wohl als Schilluk vom oberen Nile herstammen und dauernd und ständig weiter nach Süden vordrängen, sind früher jedenfalls ein kriegerisches Volk gewesen; ihr kräftiger muskulöser Körperbau muss sie als Feinde gefürchtet erscheinen lassen. Heute sind sie mehr dem Kriege entwöhnt und, wenigstens in hiesiger Gegend, leidlich tüchtige und fleissige Ackerbauer, wohl auch Viehzüchter. Die Felder bestellen sie hauptsächlich mit Matamah, Hirse und Mais, zuweilen mit Tabak. Nahrungsmittel wurden reichlich und in grosser Menge zum Verkaufe gebracht, ebenso wie Hühner, und unsere Träger schwelgten in allen möglichen Genüssen nach den vorausgegangenen Entbehrungen.

Zwei Tage noch und der Victoria-See war erreicht. Wir lagerten an der Ugowe-Bay, dem Tummelplatz zahlloser Flusspferde und einem jagdlichen Eldorado durch unzählige Enten, Gänse, Ibisse und Bekassinen. Jemehr man sich Kwa Mumias, also dem Norden, nähert, destomehr verschwindet der reine Kavirondo-Typus, destomehr ist er durch Beimischung von Suaheliblut verdorben und

wird uninteressanter. Das Land bietet also stets weniger des Erwähnenswerten, bis am 13. November in der englischen Station zugleich der erste Rastpunkt erreicht war.

In einer niederen Boma residierten die beiden englischen Offiziere, die uns einen freundlichen und liebenswürdigen Empfang zu teil werden liessen, der um so angenehmer berührte, als sie seit Moschi die ersten Europäer waren, denen wir begegneten. Kwa Mumias war jedoch zugleich eine bittere Enttäuschung. Unsere Proviantlasten und Tauschvorräte waren fast zur Neige, und ich hatte erwartet, hier das Erforderliche einkaufen zu können. Nun war nichts, absolut nichts vorhanden. So war für mich an eine Rast wieder nicht zu denken, und schon am nächsten Morgen musste ich weiter, um in Uganda in den Besitz der Lasten zu gelangen, die durch die D.O.A.G. nach Bukoba vorausgesandt worden. Ich entschloss mich, die Karawane in Mumias zurückzulassen und sofort mit einigen Leuten zum See nach Port Victoria und Uganda weiterzureisen. Da Schillings ebenso wie Kaiser am Tage der Ankunft am Fieber erkrankten, so hatte ich nur Herrn Meyer, der mich begleitete. Der Marsch zum See, zur Berkeley-Bay, führt dauernd durch Sümpfe und ist eigentlich in dieser Jahreszeit nicht erfreulich; trotzdem legten wir ihn in drei Tagen zurück, und fast sofort konnten wir das Stahlboot des englischen Gouvernements zur Weiterreise benutzen.

Port Victoria ist eine soeben neu angelegte Boma, die bezweckt, die Bootsverbindung am diesseitigen See-Ufer zu schützen. Sie wird augenblicklich hergestellt durch ein kleines Segelfahrzeug aus Stahl, das gerade gross genug ist, einige 150 Lasten zu fassen und den Verkehr zwischen Ntebi und Port Victoria, also über den See hinüber, zu vermitteln. Dieses Fahrzeug wurde bis zum Rande mit Waaren angefüllt, und oben darauf sassen resp. lagen wir in der denkbar unbequemsten Position. Zunächst zog ich die Nachtfahrt vor, da der Wind alsdann günstiger erschien, und schliesslich war es eben so angenehm, in der

Nacht schlecht zu schlafen, wie bei Tage der glühenden Sonne ausgesetzt zu sein. Ausserdem konnten wir bei Tage der Jagd auf den Inseln obliegen. Zwei Nächte ging die Sache ganz hübsch, bis in der dritten wir etwas unsanft aus dem Schlafe geweckt wurden. Ganz plötzlich war ein fürchterliches Unwetter über uns dahingezogen, und hüllte das Boot bei der absoluten Finsternis in heulenden Sturm und wolkenbruchartigen Regen. Eine volle Stunde lang war es geradezu eine Gewissheit, dass wir im nächsten Augenblicke die Krokodile des Seees erfreuen würden, und ich glaube, wir hatten entschieden viel Glück, als wir endlich, nachdem der Sturm sich gelegt, uns zwar im Boote schwimmend, aber doch in Sicherheit befanden. Mit grosser Geschwindigkeit waren wir auf eine Felsen-Insel losgetrieben, und genau im richtigen, aber letzten Momente hatte sich der Wind gelegt. Als wir die Gegend etwas näher besahen, waren wir genau auf demselben Platze, von dem wir am vorigen Tage hergekommen, grade gegenüber unserem alten Lagerplatze, recht erfreulich. Die ganze Sache war also obendrein noch vergeblich gewesen. An der Nachtfahrt hatte ich gründlich den Geschmack verloren, und fuhr lediglich bei Tage, langte schliesslich auch in Ntebi an.

Die Inseln im See sind geradezu reizend, teils dicht mit hohen prachtvollen Bäumen waldartig bewachsen, teils bedeckt mit grünen Wiesen. Der See erscheint wie ein Süsswasser-Binnenmeer, genau mit denselben sandigen oder felsigen Ufern und dem sanften Wellenschlage. Ich glaube auch, dass der Aufenthalt auf diesen Inseln erfrischend und gesund ist, und sowohl dem Botaniker wie dem Zoologen hohes Interesse einflössen müsste, da die Fauna, speziell die Ornis, mannigfach und ungemein reichhaltig ist.

Die Eingeborenen sind Wawuma, ein harmloses, freundliches und schüchternes Völkchen, das auf jeder Insel seinen eigenen Sultan besitzt. Desselben Stammes wie die Waganda sind diese Leute nicht, mehr gleichen sie den Wassoga. Sie sind auch nicht identisch mit den Bewohnern der Sesse

Inseln, die ebenfalls eine eigene Sprache reden, aber den Waganda ähnlicher sein sollen. Lange Zeit haben die Inseln dem Könige von Uganda erfolgreich Widerstand geleistet, und erst in jüngster Zeit sind sie unterworfen worden.

Länger möchte ich bei diesem Völkchen nicht verweilen, und gleich zu Uganda übergehen. Hier harrte meiner zunächst eine neue Enttäuschung: meine Lasten waren nicht eingetroffen, und es war auch nichts über dieselben bekannt. Der endlich in Mwansa fertiggestellte kleine Dampfer war bei der allerersten Probefahrt sofort auf Felsen gefahren und untergegangen, und Kanoes waren zur Zeit in Uganda schwer erhältlich. Ich war also ungemein erfreut, als der Commissioner, Mr. Berkeley, so liebenswürdig war, das Stahlboot für mich nach Bukoba zu senden. Es brachte aber nur die Hälfte, der andere Teil war trotz der langen Zeit nicht einmal von Mwansa nach Bukoba geschafft worden, war daher für mich verloren.

In Uganda verweilten wir über einen Monat, bald in Ntebi, bald in Mengo, und überall begegneten mir die englischen Offiziere mit der denkbar grössten Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft. Ich hatte so Gelegenheit, die einschlägigen Verhältnisse in politischer und sozialer Beziehung eingehend zu studiren.

In Betreff Ugandas, so schwanke ich, ob ich hierüber eingehend berichten soll. Uganda ist ein Land, das schon seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit Europas auf sich gelenkt, das durch seine alte Kultur, seine Geschichte und durch die jüngeren Religionskriege, wenn ich dieselben so bezeichnen darf, das allgemeine Interesse in Anspruch genommen hat. Ich dürfte daher vielleicht nicht in der Lage sein, den Eingeweihten thatsächlich Neues zu bieten. Ausserdem waren die Wochen meines Aufenthaltes dort zu kurz, als dass ich für mich das Recht in Anspruch nehmen dürfte, die Verhältnisse vollkommen zu durchschauen. Allerdings habe ich mich redlich bemüht, meine Zeit so nützlich wie möglich anzuwenden, und haben die massgebenden Persön-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichkeiten die Güte gehabt, mich soviel wie möglich über alles zu unterrichten. Aber es ist begreiflich, dass es um so schwerer ist, in ein Volk einen Einblick zu gewinnen, je näher es der Kultur gerückt ist, und je mehr die Errungenschaften der Civilisation mit den ursprünglichen Gebräuchen verwebt sind. Wenn daher schon ein kurzer Aufenthalt in einem der Kultur noch nicht eröffneten Volke kaum genügt, auch nur oberflächlich in dasselbe einzudringen, wieviel mehr muss dies bei Uganda der Fall sein. Wenn ich trotzdem länger bei diesem Lande verweile, so geschieht dies einerseits, weil Uganda mich persönlich lebhaft interessirte, andererseits, weil es meine bisherigen Mitteilungen vervollständigen und die Verschiedenheit des Kulturzustandes der einzelnen Völker beleuchten wird. Natürlich kann ich nur einzelnes, vielleicht nur das, was mich selbst am meisten interessierte, herausgreifen. Verschiedene Kenner des Landes haben Uganda beschrieben; aber es ist einige, wenn auch nur wenige Jahre her, und gerade diese letzten sollen eine grosse Veränderung hervorgebracht haben, es waren Jahre emsiger Thätigkeit seit Begründung des Protektorates. Daher mag dann das eine oder andere neu erscheinen und dazu beitragen, der Thätigkeit der Engländer die Anerkennung zu zollen, die man ihnen nicht vorenthalten kann.

Interessant und eigenartig war zunächst unser Empfang beim Könige, der jeden Montag grosse Barasa abhält. Ich hatte meinen Besuch Mwanga angekündigt, und dieser hatte die nötigen Vorbereitungen getroffen. Man durchschreitet, wenn man die breite Strasse verlassen, die an beiden Seiten durch Gitter aus hübschem Flechtwerk eingefasst ist, 3 oder 4 Hofräume, in denen je 2 Posten ihre Vorderlader präsentieren, und gelangt abermals in 3 weitere Umzäunungen, angefüllt mit Knaben, den Stuhlträgern der Würdenträger. Nochmals giebt es 2 Vorräume, in denen die niedrigen Hofchargen Spalier bilden; schliesslich ist man glücklich in dem letzten angelangt, an dessen Ende die Empfangshalle sich befindet. Dort haben Soldaten des Königs Aufstellung ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nommen, präsentieren in recht hübscher Weise das Gewehr, und zugleich beginnt das Musikchor des Königs zu konzertieren. Glücklicherweise dauerte dies nicht lange. Das Orchester besteht lediglich aus Trommeln verschiedener Grösse und Hörnern, die gemeinsam einen lebhaften Lärm vollführen, der jedoch das Ohr nicht allzu unangenehm berührt, bei aller Intensität nicht übermässig laut ist.

In der Empfangshalle, einem grossen aus Holz und Bambus erbauten Raume, trafen wir den König, der, nachdem er uns begrüsst, auf einem europäischen Sessel Platz nahm. Wir setzten uns neben ihn, und tauschten in Suaheli die erforderlichen einleitenden Liebenswürdigkeiten aus. Der König nahm die Mitte der rückseitigen Wand ein; zu beiden Seiten der katholische und der protestantische Premier-Minister, und dann folgten die Würdenträger, je weniger hoch im Range, desto weiter entfernt. Alle in tadellos schneeweisse Tücher gehüllt, sassen sie in Reihen neben und hintereinander, die nächsten auf Schemeln, die übrigen auf dem Boden. Vor dem Könige lag der „Geheiligte Teppich", den nur sein Fuss berühren darf. In früheren Zeiten traf den Unvorsichtigen, der ihn betrat, unfehlbar der Tod. Heute, wo dies den Wünschen der Engländer weniger entspricht, würde die Strafe wohl kaum mehr verhängt werden; immerhin wird jeder sich hüten, den Teppich zu betreten, und auch wir wurden vom Könige sofort gebeten, es zu vermeiden, um seinem Ansehen nicht zu schaden. Mwanga ist heute ein Mann von 32 Jahren, von angenehmem, intelligentem Aeusseren und guten Manieren, der emsig bestrebt ist, europäische Kultur anzunehmen, sowohl für sich selbst wie für sein Land. Nach kurzer Unterhaltung überreichten ihm meine Askari die Geschenke, arabische Schwerter, Dolche und goldgestickte Mäntel, und nachdem die erforderliche Befriedigung hierüber ausgedrückt worden, verabschiedeten wir uns, um beim Hinausschreiten mit denselben militärischen Ehren und demselben Lärm begrüsst zu werden. Alsdann eröffnete der König die Barasa, um seinen Unterthanen Recht zu sprechen.

In früheren Zeiten ist Mwanga nicht gerade ein Vorbild grosser Milde und Sanftmut gewesen, und die Zahl der abgeschnittenen Köpfe, Ohren und Nasen mag unzählbar gewesen sein; dann aber als Christ durch den Einfluss der Missionare hat er sich wenigstens äusserlich gebessert. Ich glaube nicht, dass er das Christentum allzuernst genommen, jedenfalls ist er heute Katholik, morgen Protestant gewesen, je nachdem das eine oder das andere als politisch wünschenswert erschien. Nun, seit 3 Jahren, hat er den letzteren Glauben beibehalten, trachtet mit aller Kraft nach europäischer Kultur, und da er intelligenter Natur und seinem Volke an Verstand überlegen ist, wird ihm dies nicht schwer. Er benimmt sich mit ruhiger Würde, überaus, ja ängstlich bestrebt, nichts zu thun, was bei einem Europäer Anstoss erregen könnte. Seine Minister folgen dem Beispiele und stehen kaum hinter ihm zurück. Je mehr man aber nach unten herabsteigt, umsomehr hört die Civilisation auf, von der das eigentliche Volk kaum mehr als das Wort kennt. Alles ist das Resultat der letzten Jahre gewesen. Ich glaube, dass man unterscheiden muss, zwischen der eigentlichen Kultur des Volkes vor dem Eindringen der Europäer, zwischen der Thätigkeit der Missionare, die ca. 15 Jahre zurückdatiert, und zwischen derjenigen der englischen Behörden, hauptsächlich unter dem Protektorate in den letzten 4 Jahren. Die alte Kultur, wenn man von einer solchen reden darf, scheint fast 300 Jahre alt — so weit reicht die Tradition —, soll sich aber auf eine innere Organisation beschränkt haben, die über die übrigen afrikanischen Völker weit hinausragt, ferner auf eine grosse Zahl innerer Gesetze. Mit den Missionaren ist sowohl das Christentum in das Land gekommen, als auch die Kenntnis des Lesens und Schreibens, dessen sich die obersten Schichten des Volkes mit Eifer bemächtigt haben; heute korrespondiert wohl jeder aus der Umgebung des Königs in Kisuaheli und Kiganda.

So vorbereitet, haben die englischen Beamten des Uganda-Protectorates das Land vorgefunden, und keinen Augenblick

verloren, mit der weiteren Kultivierung des Landes zu beginnen, zunächst der höchsten Schichten der Bevölkerung, um von der Spitze aus ein weiteres Umsichgreifen früher oder später mit Recht zu erwarten. In diesem Stadium befindet sich das Land heute. Man war viel zu klug, den König seiner Macht zu berauben, um auf diese Weise in direkten Verkehr mit den wohl eine Million und mehr zählenden Unterthanen treten zu müssen; man hat dem Könige seine Macht und sein Ansehen gelassen, ihn sogar, wo man konnte, gestützt. So ist aus ihm ein soweit möglich gefügiges Werkzeug geworden, und man regiert durch ihn das Land und seine Bewohner. Allwöchentlich findet in der Boma, ebenso wie beim Könige selbst eine Barasa statt. Hier werden diejenigen Fragen der Entscheidung des europäischen Verstandes vorgelegt, die dem Könige allein zu schwierig erscheinen, und es wird über das Wohl und Wehe des Landes beraten. Zweifellos war es eine grosse Errungenschaft, den König zu veranlassen, allwöchentlich mit seinen sämtlichen Würdenträgern zu dieser Barasa zu erscheinen und ihm die absolute Ueberzeugung beizubringen, dass die Engländer das Wohl seines Landes im Auge haben, ihm Vertrauen zu ihnen einzuflössen. Es war eine schwierige Aufgabe, zu deren Lösung viel Takt und Erfahrung in afrikanischen Dingen gehörte, Eigenschaften, die Mr. Wilson in seltenem Maasse besitzt.

Wir wohnten der Barasa in der Boma bei, und nach derselben machte uns der König seinen Gegenbesuch. Ich muss zu meiner Beschämung gestehen, dass der König viel besser Kisuaheli sprach wie ich; dafür trank er aber auch den sämtlichen Kakao aus und ass unglaubliche Mengen von Kakes, während er den Rest unbemerkt in seinen Taschen verschwinden liess. Er hatte eine erstaunlich gute Idee von Geographie, vermochte in Europa thatsächlich verschiedene Reiche zu unterscheiden, ebenso wie er über die einzelnen Länder und Orte Afrikas bis zur Küste hin orientiert erschien.

Mengo ist heute ein grosser Ort; in der Mitte, auf einer alles übersehenden Anhöhe, Campala, lag bisher die Boma und die Wohnung des Vizekonsuls. Gerade wurden die Befestigungen niedergerissen, der Platz sollte für die Civil-Verwaltung reserviert und die Befestigungen auf einem anderen Hügel erbaut werden. Blickt man von Campala aus im Umkreise umher, so sieht man Ansiedelungen und Hütten, soweit das Auge reicht. Hier und dort ragen grosse Gebäude, die Sitze der protestantischen und katholischen Missionen, aus dem Bananenhaine hervor, und dazwischen liegen die Hütten der Eingeborenen. Strahlenförmig von dem bisherigen Fort nach allen Seiten hin führen schöne gerade Wege, wohlgebaut und von einer Breite, auf die man in Europa mit Neid blicken würde, eingefasst durch neuerdings eingeführte Eukalyptus, oder das charakteristische Bambusgeflecht. Zu beiden Seiten des Forts sind grosse Ansiedelungen der Sudanesen-Soldaten, der vielen ansässigen Suaheli und der indischen Händler, tadellos saubere, in rechtwinklige Querstrassen geteilte Stadtviertel. Es ist ein Gesamtbild grösster Ordnung, und in Afrika ungewohnter Ausdehnung. Verschiedene Inder haben neuerdings Stores eröffnet, und in nicht allzulanger Zeit wird man in Mengo in der Lage sein, manche Bedürfnisse europäischer Kultur, wenn auch zu ungeheuren Preisen, erwerben zu können.

An zwei verschiedenen Plätzen findet täglich Markt statt. Gedeckte Verkaufsstellen sind errichtet, und Askari sorgen für die Aufrechterhaltung der Ordnung. Die Verkäufer bestehen meist aus Weibern und Kindern der Soldaten, und man hat Gelegenheit, einen interessanten Einblick in das Leben der Sudaner zu thun. Es sind sämtlich alte Truppen Emin Paschas, die mit Weib und Kind im Lande geblieben sind und in fesselnder Vermischung mit den Waganda ein hübsches Bild bieten. Der Markt zeigt nicht viel Auswahl an Produkten, Tembe, Bananenmehl, süsse Bataten, Fleisch, Fische, roten Pfeffer, getrocknete Ameisen, geflochtene Matten und Körbe, Tabak u. s. w.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Waganda unterscheiden sich angenehm von den meisten übrigen afrikanischen Völkern; sie verunstalten Gesicht und Hände in keinerlei Weise und tragen auch keinen Schmuck. Das Haar wird einfach kurz geschoren, und als Kleidung dient das Uganda-Zeug aus gestampfter Feigenbaum-Rinde, von brauner oder rötlicher Farbe. Bei Männern und Frauen verhüllt es so ziemlich den ganzen Körper. Hals- oder Armschmuck aus Perlen oder Draht sah ich nie. Solche Einfachheit berührt sympathisch; sie stammt jedenfalls nicht aus der Armut her, sondern weil man den Schmuck verschmäht. Dabei wird der Körper ohne Anwendung von Fett oder Oel vorzüglich gepflegt. Ein Manicure oder Pedicure würde die lohnendste Beschäftigung finden, da man grossen Wert auf Hände und Füsse legt. In letzter Zeit ist das einheimische Zeug teilweise durch weisses Tuch verdrängt, jedoch nur bei den Wohlhabenden, nicht beim eigentlichen Volke. Seidene Stoffe in jeder bunten Ausführung, sowie Teile europäischer Kleidung sind ungemein beliebt. Es ist natürlich, dass von englischer Seite solches befürwortet wird, es hebt Import und Handel, und thatsächlich soll sich die Einfuhr im Eingeborenenhandel in den letzten 3 Jahren um das sechsfache gehoben haben. Ich zweifle nicht, dass in weiteren Jahren dasselbe der Fall sein wird, und wenn auch der Export nicht gleichen Schritt wird halten können, so werden durch Ausdehnung des englischen Einflusses und des Binnenhandels stets neue angrenzende Gebiete dem Elfenbein eröffnet. Die Zahl der in Uganda und Unjoro, sowie der Umgebung dieser Länder lebenden Elefanten ist eine recht grosse, daher eine Abnahme für die nächste Zukunft noch nicht zu befürchten, ganz abgesehen von dem bei den Eingeborenen aufgestapelten toten Elfenbeine.

Um stets eine Einwirkung auf die verschiedenen Teile des Landes ausüben zu können, ist durch ein Gesetz die Staatsverfassung in Uganda neuerdings so geregelt, dass abwechselnd die Häuptlinge und die entsprechenden Unterhäuptlinge je 4 Monate in Mengo anwesend sind. Es ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schieht dies so, dass in den ersten 4 Monaten mit den eigentlichen Fürsten die wichtigen Fragen im Rate erledigt werden, während ihre Vertreter regieren. Sodann in der nächsten Periode führen die ersteren die Reformen in ihren Ländern durch, während die Unterfürsten in Mengo zu Rate sitzen; es ist also eine dauernde Folge geschaffen. Was so geleistet werden kann, ersieht man am besten daraus, dass, um die Lasten zu Wasser möglichst nahe an Mengo heranschaffen zu können, auch mit Rücksicht auf die demnächstigen Dampfboote auf dem See, Mr. Wilson den König veranlasst hat, einen Kanal zu bauen, der von der Mengo am nächsten liegenden Stelle der Bucht ausgeht, und bei der Residenz endigt. Heute ist dieser Kanal zweifellos fertiggestellt und wird genügen, einem kleinen Dampfboote die Durchfuhr zu gestatten. Es ist eine ungeheure Arbeitsleistung der Waganda, wenn man ihre primitiven Werkzeuge berücksichtigt und bedenkt, dass 1000 Arbeiter ununterbrochen an dem Bau beschäftigt waren. Der Kanal ist ein Zeichen der Intensität, mit welcher die Engländer die Civilisation Ugandas in Angriff nehmen, und ferner dafür, wie der König Hand in Hand mit ihnen an dem gemeinsamen Werke arbeitete. Da mich begreiflicherweise der Kanal sehr interessierte, so fuhr ich durch denselben und die Murchison-Bay nochmals zurück nach Ntebi auf dem grossen und schönen Kanoe, das der König mir für die Zeit meines Aufenthaltes zur Verfügung gestellt. Diese Uganda-Fahrzeuge sind so leicht und dünn wie möglich, dabei mit 30 bis 40 Ruderern bemannt, und diese verstehen ihre kurzen herzförmigen kleinen Ruder so musterhaft zu gebrauchen, dass man mit fast unglaublicher Schnelligkeit über das Wasser dahinfliegt.

Ntebi am Ufer des Sees ist lediglich Sitz des Commissioners von Uganda mit seinem Stabe, und ist ein reizend gelegener Komplex von kleinen Häusern und den Hütten der dort stationierten Askari. Unmittelbar am Wasser liegt das Haus Mr. Berkeleys, und etwas höher in gerader Linie der Strasse entlang die kleinen Gartenhäuschen der übrigen

Europäer, alle mit reizendem Blick auf den See. Eine Eingeborenen-Niederlassung ist hier nicht, und so herrscht dauernd eine genussreiche Ruhe. Uns hatte man ein kleines Haus angewiesen, und wir richteten uns so wohnlich wie möglich ein. Es war eine Zeit wohlthuender Stille, und auf der Vorterrasse sitzend vermochte ich den ganzen Tag den Blick über den blauen See dahinschweifen zu lassen. Nur zu gerne verblieb ich dort die Zeit, die erforderlich war, meine Lasten von Bukoba heraufzuholen. Inzwischen unternahm ich einige interessante Flusspferdjagden in meinem hübschen Kanoe. Auch mehrere offizielle Diners wurden mittlerweile von den englischen Offizieren veranstaltet, und stets wurde bei denselben das Hoch auf den deutschen Kaiser ausgebracht. Später, in dem nichtoffiziellen Teile, sangen wir dann, schöner wie die Koryphäen des Berliner Wintergartens, alle nur denkbaren hochmusikalischen Lieder, und es war staunenswert, wie unerschöpflich hierin das Repertoir. Ich glaube, es kam sogar vor, dass ich hier im innersten Afrika recht vergnügt nach Hause ging, wirklich nach Hause in mein kleines Holzhäuschen, und die Abende bewiesen mir, wie sehr die Engländer es verstehen, wenn sie wollen, ohne den Aufwand grosser Mittel hier draussen den höchsten Grad der Munterkeit und Gemütlichkeit zu erreichen.

Soviel wie möglich wird augenblicklich Ntebi verschönert, um das Hauptquartier würdig zu gestalten. Man hatte damit begonnen, aus dem Lehmboden des Sees Ziegel herzustellen, und indische Arbeiter brannten sie in einem eben fertig gewordenen Ofen. Gerade kürzlich schrieb man mir, dass es vorzüglich gelungen sei, und nun ist man einen grossen Schritt weiter, alle Häuser können aus Ziegeln hergestellt werden, was gesundheitlich ungemein wertvoll ist. Ausserdem kann man dem Könige Mwanga ein europäisches Haus bauen, wodurch wieder weiter die Bedürfnisse gesteigert und der Handel gehoben wird.

Nur zu oft zerstören in Uganda religiöse und politische Verwickelungen das Civilisationswerk. Zunächst nach Ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

führung des Christentums waren es die politischen Kämpfe zwischen der mohammedanischen und christlichen Partei, die im Lande wüteten, und als die Mohammedaner endgültig besiegt und getrennt am Westufer des Sees angesiedelt worden, begann der Streit der christlichen Konfessionen untereinander, und raubte dem Lande den Frieden. Die französisch-katholische Partei stand der protestantisch-englischen schroff gegenüber, und Mwanga schloss sich bald der einen, bald der anderen an, je nachdem es ihm politisch ratsam dünkte, und abwechselnd wurden die religiösen Streiter vom Glücke begünstigt. Endlich, mit dem energischen Eingreifen der Engländer, klärte sich die Situation zu Gunsten der Protestanten. Nun herrschte seit einigen Jahren Frieden.

Unmittelbar nach meinem Abmarsche aus Uganda jedoch scheinen neue Verwickelungen zwischen der Verwaltung und Mwanga entstanden zu sein, jedenfalls war der letztere gezwungen, auf deutsches Gebiet zu flüchten. Einzelheiten hierüber, sowie über die Person des neuen Königs stehen mir leider nicht zur Verfügung. Die Uganda-Frage trat nach einigen Kämpfen zwischen der Königs-Partei und den englischen Truppen bald in den Hintergrund durch den Aufstand der englischen Sudanesen selbst. Verschiedene mir bekannte Offiziere fielen leider dieser Bewegung zum Opfer, die auch ihrerseits bald eine Erledigung gefunden zu haben scheint. Nun hören wir, dass einerseits die gefangenen sudanischen Meuterer aus Ussoga geflohen, andererseits Mwanga das deutsche Gebiet wieder verlassen hat, und es ist sehr zu befürchten, dass neue kriegerische Verwickelungen bevorstehen. Uganda ist in der Lage, 20 000 Krieger in kurzer Zeit ins Feld zu stellen, und von diesen sind zweifellos 9000 mit Vorderladern bewaffnet, wenigstens war diese Zahl registrierter Flinten bei meiner Abwesenheit vorhanden. Glücklicherweise ist natürlich mit der gesamten Macht nicht zu rechnen, da das Land stets in zwei Parteien gespalten ist, und England sich der einen Partei bedienen wird, um die andere zu bekämpfen. Immerhin kann es viel Blutvergiessen kosten,

sollte es thatsächlich zum Kriege mit den aufständischen Sudanesen und der Partei Mwangas kommen, was leider unabwendbar erscheint. Bis zu einem gewissen Grade erleichtert wird die Situation durch die nun wohl bis Kikuju reichende Eisenbahn von Mombassa aus, die in der Lage sein dürfte, Truppen über den wasserlosen und ungesunden Küstenstrich hinweg zu befördern, wodurch, abgesehen von den sanitären Vorteilen, eine Zeitersparnis von mindestens 1 bis 2 Wochen erreicht wird. Ist eines Tages die Bahn vollendet, so gehört Uganda als afrikanischer Eingeborenen-Staat mit seinen Eigenarten der Vergangenheit an; alsdann wird das Civilisationswerk rapide voranschreiten. Die Bahn ist in erster Linie eine strategische, sie soll Uganda zum Operationszentrum der englischen Interessen machen, zweifellos auch unter Berücksichtigung der Anspruchstitel auf den oberen Nil. Wirtschaftlich kommt sie erst in zweiter Linie.

Etwas ist schon der Einfluss in Unjoro erhöht, dessen König Kabarega auf die andere Seite des Nils entflohen ist, aber von dort unausgesetzt Schwierigkeiten verursacht. Es sind im Norden von Unjoro drei Stationen errichtet worden, die es den östlich vom Nil wohnenden Stämmen im Norden des Massangi ermöglichen, eine schon länger angestrebte Verbindung zu realisieren. Bisher war es eine thatsächliche Unmöglichkeit, da die Abgesandten, sowie auch die den Engländern freundlichen Häuptlinge häufig der heimlichen Rache Kabaregas zum Opfer fielen.

Ich möchte nochmals auf die Bahn zurückkommen. Dieselbe war am 18. März, als ich ihren derzeitigen Endpunkt in Maji ya Chumvi erreichte, 31 Meilen weit im Betriebe und täglich zirkulierte ein Zug, der den Arbeitern Wasser und Betriebsmittel zuführte. Als Arbeiter wurden zur Zeit 1000 Inder und einige Suaheli verwandt, da es ungemein schwierig ist, zu irgend welchen Arbeiten in Ostafrika eingeborene Kräfte heranzuziehen. Die Inder, die an das dortige Klima nicht gewöhnt sind, litten beträchtlich

unter dem Einflusse desselben, und stets war die Hälfte arbeitsunfähig. Die Verhältnisse werden sich günstiger gestalten, wenn erst die höher gelegenen Gebiete erreicht sind, wo man wesentlich weniger mit dem Fieber zu rechnen haben wird. Die Terrainschwierigkeiten werden hingegen zunehmen, wenn man von Kikuju aus auf die Höhe hinauf muss, und später gar in dem Mau-Departement über 2500 Meter wird ersteigen müssen. Es wird sich aber überwinden lassen, wie dies die Ochsenwagenstrasse zeigt, die bereits von Mombassa bis Kavirondo fertiggestellt ist und die bei geringem Kostenaufwande, nämlich 15000 £, hiervon 10000 Anlagekosten und 5000 lebendes und totes Inventar, thatsächlich meisterhaft durchgeführt erscheint. Die Wagen sind je nach dem Gelände mit 2 bis 6 Zugtieren bespannt, waren damals bereits im Betriebe, und die erhoffte Vereinfachung des Betriebes herbeigeführt. Zu Beginn des Jahres 1897 begannen allerdings erst die Versuche, und hatte man viel mit Krankheiten des Zugviehes zu kämpfen. Der Bau des Weges, der von dem nunmehr verstorbenen Kapitän Sclater unternommen worden, hat somit geringe Kosten verursacht und ist in jeder Beziehung, wie mir scheint, nachahmenswert. Für den Warentransport würde die Strasse ausreichend gewesen sein, da mit einer Ausfuhr von Uganda in grossem Massstabe noch nicht zu rechnen ist. Es wird noch manche Jahre dauern, ehe die Bahn, die in Port Viktoria in Kavirondo münden soll, fertiggestellt ist. Betrachtet man die wirtschaftliche Bedeutung, so ist allerdings eine hohe jährliche Ersparnis an Transportkosten von Uganda zur Küste und umgekehrt vorhanden, aber die Hoffnungen, die Bahn lukrativ gestalten zu können, liegen für absehbare Zeiten in der Zukunft. Einige wenige Züge würden ausreichen, den gesamten Jahresexport an Elfenbein zur Küste zu befördern.

Ich glaube nicht, dass wir in Deutschland den Bau dieser Bahn zu bedauern haben, da sie es uns ermöglichen wird, durch dieselbe Waren jeglicher Art nach Bukoba oder

Mwansa bedeutend schneller und billiger zu erhalten, wie dies heute der Fall sein kann. Es ist nicht anzunehmen, dass die Engländer irgend welche Schwierigkeiten bereiten werden. Es ist dann das Verhältnis das umgekehrte wie heute. Zu meiner Zeit war es billiger, Waren von der deutschen Küste über Tabora, Mwansa, Bukoba nach Uganda zu befördern, als auf dem Wege von Mombassa. Tausende von Lasten lagerten zur Zeit für englische Rechnung am Südufer des Sees. Später nun werden wir unsere Stationen über Uganda verpflegen. Wir haben dann die Annehmlichkeiten eines verbilligten Transportes ohne die enormen Kosten eines eigenen Bahnbaues. Dass der Handel, der bisher über das Südufer des Sees und Tabora zur deutschen Küste führt, sodann nach Uganda abgelenkt wird, ist für die südlichen Bezirke kaum zu befürchten, da der eingeborene Afrikaner zu konservativ veranlagt ist, den einmal bekannten Weg mit einem neuen zu vertauschen. Unsere Karawanenstrasse über Tabora wird also kaum eine Einbusse erleiden. Es ist hingegen empfehlenswert, den Dampferbetrieb auf dem See zu vergrössern. Anfang 1897 gab es überhaupt kein Dampfboot; das kleine für englische Rechnung in Mwansa hergestellte scheiterte, wie schon erwähnt, sofort, und es wurden für die allernächste Zeit 2 weitere kleine englische Fahrzeuge erwartet. Sie sollen vom Endpunkte der Bahn in Kavirondo den Weitertransport nach Uganda übernehmen. Natürlich wird die Fertigstellung der Bahn die Machtentfaltung der Briten im Herzen von Afrika fördern, aber es hat dies wohl lediglich eine Spitze nach Norden, kaum nach Süden.

Was die wirtschaftliche Bedeutung Ugandas betrifft, ob es gerade ein besonders fruchtbares und reiches Land ist, vermag ich kaum zu entscheiden. Ich glaube nicht, dass es in dieser Beziehung irgendwie hoch über den angrenzenden Ländern steht. Die Hauptnahrung der Eingeborenen sind Bananen, und diese allerdings schenkt die Natur in überreicher Menge. Früher haben die Waganda Vieh in grosser

Zahl besessen; die vielen auf einander folgenden Kriege und inneren Fehden haben dasselbe jedoch dezimiert, und heute ist der Viehreichtum unbedeutend. In einer einzigen kurzen Periode des Friedens und der Ruhe wird er sich bald zu früherer Höhe wieder erheben. Ich möchte hier erwähnen, dass man bei näherer Beobachtung in Uganda zwei verschiedene Typen der Bevölkerung wahrnehmen wird. Neben den Waganda, die durch ihr Aussehen und ihre Sprache sich als Bantu kennzeichnen, bemerkt man edler geschnittene Gesichter, solche, die an das nordöstliche Afrika erinnern; es sind die in grosser Zahl vor langer Zeit eingewanderten Galla, deren Frauen ihrer Schönheit und sonstigen Eigenschaften wegen sehr begehrt werden und die hierdurch eine teilweise Verschönerung der Rasse bewirkten. Ich erwähne es, weil eben diese Galla ihren Gebräuchen treu geblieben sind, den Ackerbau verschmähen und sich lediglich mit dem Hüten und der Aufzucht des Viehes beschäftigen. Dass der Boden im stande ist, die verschiedensten Produkte hervorzubringen, hiervon mich zu überzeugen hatte ich Gelegenheit. Reis wird seit mehr wie 20 Jahren angebaut und ist von vorzüglicher Qualität. Weizen befindet sich noch im Anfangsstadium, scheint jedoch auch zu gedeihen, und aus Zuckerrohr wird Syrup für den Eingeborenen-Gebrauch gewonnen. Schliesslich wächst Mais in veredelter Form, und Versuche, die Mr. Wilson mit europäischen, asiatischen, amerikanischen und australischen Nutz- und Zierpflanzen angestellt, gaben durchweg befriedigende Resultate.

Von Uganda aus beabsichtigte ich zunächst die Nilquellen, d. h. den Ausfluss des Nils aus dem Victoria-See mit den Ripon-Fällen anzusehen, und in der englischen Station Lubbas Quartier zu nehmen. Zu Lande beansprucht die Reise von Campala bis dorthin 5 Tage. Um Zeit zu sparen und zugleich die Ufer des Sees genau kennen zu lernen, wollte ich nochmals das Stahlboot benutzen; ich hoffte so in 2 Tagen Lubbas zu erreichen. Es kam jedoch wesentlich anders, und nach 5 Tagen schaukelten wir noch

auf dem See im Boote, das durch die grässliche Hitze, Einförmigkeit und Langsamkeit der Bewegung anfing, mir unsympatisch zu werden. Wir hatten absolut keinen Wind und konnten aus der Murchison-Bay nicht heraus. Eine kleine Entschädigung ist der Blick auf die Ufer, der manchmal entzückend ist. Hoher dichter Urwald wechselt ab mit grünen Wiesen, Felspartieen und einzelnen mit blühenden Schlingpflanzen überwucherten Bäumen. Dazwischen liegen kleine Bananenhaine und die zerstreuten Hütten der Waganda. Auf einer kleinen Insel hatte ich überdies ein komisches Renkontre mit einem Flusspferde, das beinahe recht tragikomisch ausgelaufen wäre. Ein angeschossenes Tier verfolgte mich auf dem Lande so hartnäckig trotz seiner scheinbaren Ungewandtheit, dass ich in den dichten Uferstauden eine Rettung schon fast für ausgeschlossen hielt. Es war übrigens, abgesehen von einem mir feindlich gesinnten Nashorne in der Athi-Ebene, das einzige Mal, dass meine Jagdpassion mich fast der Freude beraubt hätte, heute über diese kleinen Abenteuer berichten zu können. Es ist nur ausnahmsweise, dass man durch Flusspferde auf dem Lande in Gefahr gerät, während es im Wasser häufig genug der Fall ist. Sind diese Tiere einmal gejagt worden, so gehen sie ohne weiteres zum Angriffe auf Kanoes über und versetzen den Schützen, wie ich es selbst erfahren, manchmal in recht schwierige Situationen.

In Lubbas entliess ich endgültig das Segelbot, und der Abschied wurde nicht allzuschwer von diesem durch die Unmöglichkeit der Trennung liebgewordenen Beförderungsmittel. Es hatte thatsächlich nichts unterlassen, uns in richtiger Würdigung seiner Vorzüge so lange wie thunlich an sich zu fesseln. Hingegen bewegten uns Gefühle aufrichtiger Dankbarkeit gegen den Commissioner, der dasselbe nunmehr über einen Monat in unseren Dienst gestellt, während in der ganzen Zeit die Gouvernementslasten in Port Victoria ihrer Ueberführung harrten.

Nun benutzte ich Uganda-Kanoes, und so bald wie möglich brachte ich meinen langgehegten Wunsch, die Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

trachtung der Nilfälle, zur Erfüllung. Sie sind unmittelbar der Ausfluss des Nils aus dem Victoria-See. Nachdem sich die Bucht allmählich mehr und mehr verengt, bildet sie schliesslich ein kleines, rings von bewaldeten Bergen umschlossenes Becken, aus dem der Nil ausströmt. Es sind eigentlich keine tiefen Fälle, vielmehr eine lange Folge von Stromschnellen. Die ersten, die den Ausfluss selbst bilden, verdienen am ehesten noch den Namen eines Falles, sie sind, wenn auch nicht grossartig zu nennen, so doch wundervoll wirkend in ihrer ganzen Umgebung, durch die Romantik der Scenerie und durch die Helle der sie bescheinenden Aequatorialsonne. Zwischen dichten und hochbewaldeten Ufern, durch Felsen an beiden Ufern eingeengt, und zwischen bewaldeten Felsgruppen stürzt der Nil in drei Armen aus dem See herab, kaum mehr als 20 Meter tief, aber mit lautem Getöse ungeheuren Schaum aufwirbelnd. Hieran reihen sich dann unmittelbar eine lange Folge von Schnellen, so weit reichend, wie ich dem Flusse mit den Augen zu folgen vermochte, und stets abwechselnd bildet der Fluss kleine langsam fliessende Ausbuchtungen und schmale über Felsen dahinrauschende Fälle. So differiert die Breite zwischen 200 bis 300 Metern. Zu beiden Seiten sind stets die hohen dichtbewaldeten Ufer, und überblickt man die Scenerie von der Höhe aus, so geniesst man das wundervolle Panorama einer weitreichenden Berglandschaft, bedeckt mit hohem Urwalde, durch den sich ein weisses schäumendes Band hindurchzieht, der Nil, mit seinen ununterbrochen sprudelnden, Schaum aufwirbelnden Katarakten. Die Schiffahrt, selbst mit den kleinsten Booten, ist hier natürlich unmöglich, und 13 Tagereisen weit müssen die Kanoes getragen werden, will man den Nil hinabfahren. Dann auch noch ergiebt sich die weitere Schwierigkeit, dass der Verbindungskanal zwischen den beiden kleinen Seeen fast das ganze Jahr hindurch verstopft ist. Ebenso reich entwickelt wie die Flora ist die Fauna; zahllose Flusspferde beleben die Bucht, grosse Krokodile liegen auf den Felsen-Inseln oder treiben den Fluss

hinab, und Kormorane oder Ibisse bevölkern die Ufer. Einige Tage lang huldigte ich der Jagd, ehe wir zur englischen Station zurückkehrten.

Die Wassoga scheinen kein einheitliches Volk. Man findet streckenweise eingewanderte Waganda, Wanyoro und Wawuma. In Lubbas überwiegen die letzteren. Vor nicht allzu langer Zeit war Ussoga noch bewohnt von den Wakavirondo, die dann allmählich südwärts gedrängt wurden durch die Einwanderung der drei genannten Stämme. Es scheint sich allmählich eine Sprache herangebildet zu haben, die sich von den benachbarten unterscheidet, jedoch manches gemein hat mit Kivuma, Kiganda etc.

Ussoga ist Uganda tributpflichtig und wird von mehreren Häuptlingen regiert, wovon fünf die bedeutendsten sind. Das Land ist ein einziger grosser Bananenhain, vollkommen bedeckt mit Bananenpflanzungen. Die Wassoga färben den bekannten Holzfaserstoff grau und schwarz, d. h. nicht ein und dasselbe Stück in verschiedenen Farben, sondern entweder ganz grau oder ganz schwarz. Es wird erreicht, indem man das Zeug in den Morastboden des Sees einstampft und dann trocknet.

Die Wassoga, Männer und Frauen, tragen wieder den Schmuck, den die Waganda verschmähen. Beide Geschlechter haben gleichmässig am Fuss oder Handgelenk schwere Eisen- oder Messingringe, die nicht angeschmiedet, sondern nur angeschweisst werden. Die Frauen sind in ihrer Anschauung von Decenz wieder eine Etage hinunter geraten unter die Waganda; während diese sich bis zum Halse in Stoff hüllten, thun es die Wassoga-Frauen nur noch bis zum Gürtel. Aber ob wohl die Moral der Völker im Verhältnisse steht zu ihrer Decenz und der Kleidung? Ich glaube kaum. Wenigstens soll die Moral der Wakavirondo-Frauen, die nur mit einer Quaste oder mit einer Tabakspfeife bekleidet sind, höher stehen wie diejenige der Waganda und Wassoga. Etnographisch ist Ussoga ebensowenig rein wie etnologisch. An Speeren findet man sowohl die aus Norden stammende

leichte Form, von der ich noch nicht genau weiss, von wo sie herkommt, und auch solche aus Uganda. Die Schilde sind in der Machart fast die gleichen wie in Uganda, jedoch mit langen Ziegenhaaren garniert. Ueberhaupt lieben es die Wassoga, besonders in früheren Zeiten war dies der Fall, Waffen und Musikinstrumente mit den schönen langen schwarzen oder weissen Ziegenhaaren zu verzieren. Woher nun die Sitte des Tragens der massiven Messingringe stammt, habe ich bis heute noch nicht eruieren können. Solche um das Armgelenk gehämmerten Reife hatte ich in den Ländern des Inneren lediglich bei den Waschagga am Kilimandscharo bemerkt. Dort waren sie allerdings aus Blei. Aber wie bemerkt sind die Wassoga kein reines Volk und scheinen überdies stark durch sudanische Formen beeinflusst zu sein.

Von Lubbas dachte ich direkt per Kanoe nach Port Victoria zurückzukehren, jedoch verlockte mich die Mitteilung von dem Vorhandensein von Büffeln in Wakoli zu einem Abstecher dorthin. Seit der grossen Seuche vor einigen Jahren sind die Büffel in diesem Teile Afrikas fast vollkommen ausgestorben, und bis jetzt hatte ich lediglich von ganz vereinzelten Vorkommen am Baringo-See gehört, wo seit dem Jahre 1892 ein einziger erlegt worden. Ganz langsam hatte sich da ein kleiner überlebender Rest vermehrt und war geschont worden. Es berührte mich also freudig, als ich erfuhr, dass in Wakoli sich seit Jahren Büffel befänden, von deren Vorhandensein noch niemand Kenntnis habe, und ich war dankbar, daas man mir die Jagd auf dieselben gestattete.

Bis zur Küste von Wakoli fuhren wir mit einer kleinen Kanoe-Flottille und verliessen mit 10 solchen Fahrzeugen zu je 20 Ruderern Lubbas. Wenn man die stattlichen, thatsächlich einen hübschen Anblick gewährenden Kanoes betrachtet, so möchte man glauben, eine solche Fahrt sei eine reine Freude, und sie hat ja auch thatsächlich ihre Reize. Aber es treten tausend kleine Unzuträglichkeiten hinzu, entweder setzen die Ruderer unterwegs ganz einfach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einige Bote mit den wichtigsten Lasten an Land, und man kann die Nacht ohne Zelt und Bett zubringen, oder es ist Wind, und alles läuft und spritzt voll Wasser. Immerhin ist erstaunlich, wie diese Fahrzeuge den Wellen zu trotzen vermögen, da die das Boot bildenden Bretter einfach mit Binsen zusammengebunden, und die Öffnungen mit Gras oder Bananenblättern zugestopft sind. Alle Augenblicke geht solch ein Stöpsel heraus, das hereinströmende Wasser wird einfach ignoriert oder ausgeschöpft, und wenn es zu toll wird, das Loch mit Gras zugestopft. Schliesslich aber genügen die Bote doch und stehen jedenfalls als Eingeborenen-Kanoes auf hoher Stufe.

Bei meiner Ankunft war der junge Sultan Msitwa pünktlich am Ufer zur Stelle, und wieder erfreute das nette respektvolle Benehmen, das allen Waganda und Wassoga eigen ist. Ihrem Sultan unbedingt unterwürfig, und in gebückter Stellung begegnend, thun sie dies viel mehr noch dem Europäer gegenüber, mit dem sie niemals in aufrechter Haltung reden, und dem gegenüber sie absolute Ehrerbietung zur Schau tragen, wenigstens dort, wo sie mit ihm vorher in Berührung gekommen. Sie sind dankbar für jede Freundlichkeit und selbst das geringste Geschenk, und offen und zutraulich, wenn man sich näher mit ihnen befasst. Die Erziehung der Engländer war keine schlechte, scheint jedenfalls den Eingeborenen den Europäer von einer vorteilhaft erziehenden Seite gezeigt zu haben.

Hier nahmen wir endgültigen Abschied vom Viktoria-Nyansa, froh, der endlosen Bootfahrt zu entfliehen, und doch schweren Herzens, da uns der See so köstliche Abende auf seinen wundervollen Inseln und an seinen Ufern geboten. So lange hatte ich ihn erstrebt, und nun lag er hinter mir, die Rückreise hatte begonnen.

Zwei Tage weit nach der Residenz Msitwas führt der Weg durch die denkbar üppigste Vegetation. Man könnte wohl am ehesten von Parkvegetation reden, da dichte Baumgruppen mit Unterholz und lichten Stellen abwechseln; aber



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

alles ist fast zu dicht, zu üppig. Überall zerstreut liegen Bananenhaine und die Hütten der Eingeborenen, alles macht den Eindruck des fruchtbaren und wohlhabenden Landes. Wenn auch die Palmen und Euphorbien, die die See-Ufer einsäumen, verschwunden sind, so entbehrt doch die Natur nicht abermals eines besonderen Reizes. Je mehr man vom See sich entfernt, desto weniger üppig ist die Flora. In der Nähe des Sees bedeckte stellenweise noch Sumpf den Boden, die letzten Überreste der Regenzeit. Auch schienen mir die Witterungsverhältnisse an jeder Seite des Sees verschieden. Während in Kavirondo die Regenzeit Ende November, Anfang Dezember ihren Höhepunkt erreicht und mit Ende Dezember beendigt sein soll, begann sie in Uganda erst bei unserer Ankunft. Besonders in den letzten Tagen und auf dem Boote regnete es so ziemlich allnächtlich, und als wir Lubbas erreichten, erzählte uns der Resident, dass seit Monaten kein Regen gefallen sei, dass er sich dringend nach Regen sehne. Diese Freude sollte er allerdings bald geniessen, denn kaum hatte ich meine Lasten hübsch im Freien auseinandergelegt, als ein Gewitter heraufzog und mir soviel wie möglich verdarb. Als Regenmacher würde ich mir bald einen bedeutenden Namen unter den Eingeborenen machen können; wo ich immer mit meiner Expedition hinkam, begann es zu regnen, manchmal ganz unmotiviert. Wir wurden geradezu vom ersten bis zum letzten Tage der Expedition von Niederschlägen verfolgt, fast ununterbrochen in Sotiko, Lumbwa und Kavirondo. Uganda hat übrigens mehrere Regenzeiten im Jahre, ganz abweichend von den angrenzenden Ländern und den ostafrikanischen Verhältnissen.

Genau am 1. Januar erreichte ich die Residenz Msitwas, so ziemlich 20 Meilen im Norden des Sees in der Mitte von Ussoga. Der Sultan ist ein auffallend kluger Junge von vielleicht 20 Jahren, spricht fliessend Kisuaheli und versteht zu leben. Den ganzen Tag raucht er englischen Tabak aus einer kurzen Pfeife, und saugt dazu süsses Bananenbier aus

einem langen Rohre. Zur Bedienung benutzt er lediglich seine Frauen — er hat nur ungefähr 40 — und sie sind wirklich die hübschesten, die ich im südlicheren Afrika gesehen. Vom Gürtel abwärts benutzen sie das schwarz oder grau gefärbte Zeug, das sie durch einen Gürtel des natürlichen roten Stoffes zusammenhalten. Es hebt dies ungemein den Eindruck, der durch die angenehm helle Hautfarbe dieser Galla-Abkömmlinge und die ungewöhnlich schlanken Gestalten ein sympatisch frischer ist.

Musterhafte Ordnung und Reinlichkeit herrscht in Msitwas Residenz. Das ganze Dorf ist mit einer hohen Umzäunung von Bambusstäben eingefasst, und im Inneren sind wieder verschiedene ebensolche Höfe mit den darin befindlichen Hütten. Sein eigenes Haus hat sogar zwei Etagen und ist aus Fachwerk und Bambus erbaut, thatsächlich ein Muster. Die übrigen unterscheiden sich etwas von den Waganda-Wohnungen. Während die letzteren ein vorne überspringendes Dach und nur einen, wenn auch durch sogenannte Vorhänge getrennten Raum besitzen, so hat man hier eine Art Vorhalle, so gross und breit wie die Hütte selbst, und manchmal führt die Veranda rund herum. Den sehr niedrigen Eingang, in den man hineinkriechen muss, und das Aussehen eines aus der Erde hervorragenden dicken Pilzes haben die Wohnungen beider Völker gemeinsam.

Einige Tage konnte ich in Ruhe der Büffeljagd widmen, und meine Bemühungen waren von Erfolg gekrönt. Als ich jedoch weiter nach Norden wollte, zeigte sich die Bevölkerung wenig freundlich, und da ich zur Zeit nur drei Soldaten bei mir hatte, also nichts erzwingen konnte, ich mich auch hier nicht für berechtigt hielt, Unruhen hervorzurufen, so sah ich mich veranlasst, die Jagd aufzugeben und nach Kwa-Mumias zurückzumarschieren. An derselben Stelle, wo ich den Büffel erlegt, stiess ich auf einen Elefanten; da es aber ein Weibchen mit seinem Jungen war, mochte ich natürlich nicht schiessen.

In Mumias, nach zweimonatlicher Abwesenheit, fand ich alles in vorzüglicher Ordnung und gutem Gesundheitszustande

wieder. Schillings hatte, nachdem er ein schweres Fieber überstanden, mich gebeten, voraus zur Küste zurück marschieren zu können, und war bereits am 1. Januar mit 65 meiner Leute zu diesem Zwecke aufgebrochen. Kaiser hatte ebenfalls einen kleinen Fieberanfall hinter sich, war aber wieder vollkommen hergestellt.

Ich möchte hier einen kurzen Rückblick auf die Expedition bei ihrer Ankunft und dem bevorstehenden Weitermarsche werfen. Von meinen Leuten war ein Boy gestorben, 15 Träger waren seit dem Abmarsche von der Küste ausgerissen oder zurückgesandt worden, vier wegen Krankheit zurückgeblieben, drei waren unterwegs, einer in Mumias gestorben. Drei meiner Reitesel wurden in Nguruman wahrscheinlich von der Tsetsefliege gestochen und starben, von den Lasteseln hatte der bei weitem grössere Teil Mumias erreicht. Das Vieh war durchweg gesund geblieben. Der Gesundheitszustand in der Karawane war somit ein zufriedenstellender, wenn man bedenkt, dass am Guaso-Nyiro Dyssenterie ziemlich heftig im Lager geherrscht und ein Teil der Träger erkrankt war, wenn man ferner bedenkt, dass wir in der Regenzeit Sotiko passiert und der Marsch nach Ngarnka leicht hätte verderblich werden können. Die Dyssenterie hat, wie ich glaube, deshalb nicht weiter um sich gegriffen, weil ich trotz der Schwäche der Leute täglich weitermarschierte in der Annahme, dass ein stetiger Lagerwechsel vorteilhaft, ein längeres Verbleiben an demselben Orte jedoch leicht hätte gefährlich werden können. Thatsächlich ist kein Mann an der Krankheit gestorben.

Niemand war froher wie Kaiser, endlich Mumias, wo er zwei Monate verblieben, wieder verlassen zu können. Es war ihm nicht möglich gewesen, auch nur auf kurze Zeit sich zu entfernen, da die Verproviantierung der Karawane seine Zeit vollkommen in Anspruch genommen. Die Frucht in Mumias selbst war bald aufgezehrt, und so mussten dauernd kleinere Abteilungen ausgesandt werden, um aus dem südlichen Kavirondo oder Ussoga Lebensmittel zu beschaffen. Diese

Frage ist für das ganze englische Protektorat eine recht schwierige. Thatsächlich giebt es keinerlei Nahrungsmittel auf der ganzen Karawanenstrasse zwischen Kikuju und Kavirondo, also während ca. 20 Tagen. Solchen Verhältnissen unterliegen alle Karawanen; sie werden augenblicklich noch verschlimmert durch die grosse Zahl der Arbeiter an der Eisenbahn und der Ochsenwagen-Fahrstrasse. Das Gouvernement ist also gezwungen, Proviant in grösserer Menge dauernd einzukaufen, und selbst entlegenere Gebiete zu diesem Zwecke heimzusuchen.

Die Frage der Verpflegung meiner grossen Karawane machte demgemäss nicht unerhebliche Schwierigkeiten, und zwang mich zunächst meinen ursprünglichen Reiseplan aufzugeben. Ich hatte beabsichtigt, von Mumias aus durch Elgeyo direkt den Baringo See zu besuchen, von dort über Likipia zum Kenia und nach Ndoro vorzudringen, und alsdann erst die Richtung nach dem Kilimandscharo einzuschlagen. Dies musste ich nach eingezogenen Erkundigungen aufgeben, denn in Njemps am Baringo gab es keinerlei Lebensmittel, auf dem Weg zum Kenia ebensowenig, und schliesslich nicht einmal, wie erwartet in Ndoro. Somit war dieser interessante Wege abgeschnitten, eine Mitnahme von Proviant für die lange Zeit wäre unmöglich, eine Trennung der Karawane ebenfalls unzulässig gewesen. Falls ich nämlich beabsichtigt hätte, das Gros der Karawane auf direktem Wege vorauszusenden und mit wenigen Trägern den genannten Weg einzuschlagen, so durfte ich unter den augenblicklichen Verhältnissen der Massai wegen das Gros nicht ohne Askari marschieren lassen, und es blieb mir nach der Schwächung, durch die Schillings mitgegebenen Leute, alsdann nicht genügender Schutz. Somit wurde dieser Plan aufgegeben. Nun dachte ich daran, mit einigen Leuten und allen Askari durch Elgeyo nach Njemps zu gehen, und die Träger zur Station nach Schimoni zu senden, wo ich mit denselben wieder zusammentreffen wollte. Die Verhältnisse sprachen jedoch auch hiergegen. In allerletzter

Zeit waren Schwierigkeiten mit den Kamasia entstanden, die dicht an der Schimoni Station ihre schwer zugänglichen Berge bewohnen, und es war zu offener Fehde gekommen, bei der einige Askari getötet wurden. Es war also unmöglich, ohne starke Bedeckung die Karawane abzuzweigen und ebenso ohne die volle Zahl der Askari das Kamasia befreundete nördliche Elgeyo zu passieren. Dies war im Augenblicke absolut unratsam, umsomehr, als jene Gebiete seit langen Jahren nicht besucht worden. So musste ich mich also entschliessen, auf näherem Wege die Mau-Station zu erreichen, um mich dort über die Möglichkeit der Verpflegung zu orientieren. Zugleich sandte ich 200 Proviantlasten dorthin voraus. Da die neue Karawanenstrasse, die in 9 bis 10 Tagen nach dem Mau-Plateau führt, begreiflicherweise häufig begangen wird, zog ich es vor, einen ehemaligen Karawanenweg einzuschlagen, der an dem Elgeyo vorüber über das Elgeyo-Plateau hinüberführt. Früher lagen die Ansiedelungen der Wakavirondo zu beiden Seiten des Weges. Vor etwa Jahresfrist musste eine Strafexpedition unternommen werden, und die Dörfer wurden zerstört. Die Einwohner haben sich abseits vom Wege wieder angesiedelt, und bevölkern nun hauptsächlich Kabras. Diese äusserste Spitze der Wakavirondo ist auf dem besten Wege, demnächst zu den Massai-Affen gezählt zu werden; einzelne junge Leute bemalen sich nach Massai Art, andere machen Anstrengungen, eine diesen ähnliche Haarfrisur zu erzielen. Uebrigens sind die gesamten Einwohner hier nicht mehr reine Wakavirondo, sondern jedenfalls stark gemischt. Je weiter man nach Norden und Osten kommt, desto mehr ähneln sie den Massai oder Wakuafi.

Hat man Kavirondo verlassen und sich am Elgon vorüber dem Elgeyo-Plateau zugewandt, so muss man, um das Mau-Gebirge zu überschreiten, auf eine ganz beträchtliche Höhe von ungefähr 8700 Fuss hinaufsteigen. In der Nacht dort, gerade an Kaisers Geburtstag, sank das Thermometer unter Null, und gegen Morgen war die ganze Gegend mit

einer weissen Reifschicht bedeckt. Die Wassergefässe zeigten eine dicke Eiskruste. Glücklicherweise überstanden die Träger die Nacht verhältnismässig gut; zwei Lastesel waren jedoch durch den Frost erstarrt. Zweifellos beeinflusste die niedere nächtliche Temperatur den allgemeinen Gesundheitszustand in der Karawane nachteilig. Wir Europäer entbehrten des notwendigen Schlafes durch die ungewohnte Kälte, gegen die man sich in den Zelten nicht zu schützen vermochte, und die Träger und Tiere zeigten eine abnorme Mattigkeit und Widerstandslosigkeit. Es ist allerdings nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, dass die Leute nachts kaum bekleidet in ihren Zelten lagen, und man den Tieren mit den grössten Anstrengungen kaum Schutz gewähren konnte. Eigentümlicherweise wirkte die Kälte auch auf meine Milchkühe; die Milch versagte, und es zeigte sich Blutausfluss aus der Nase. Dabei ist die Gegend zweifellos trotz ihrer Höhe nicht fieberfrei.

Das Hügelgelände des Elgeyo ist von rundlichen Formen, ohne sonderlichen Abfall. Daher sind fast alle Bäche bei dem geringen Gefälle Sümpfe. Zur Zeit bestanden, wie schon bemerkt, Verwickelungen mit der Bevölkerung von Kamasia, die Vieh gestohlen und bei der Verfolgung einige Askari überfallen und niedergemacht hatten. Dieserhalb war auch der von uns eingeschlagene Weg nicht sicher, doch war meine Karawane augenscheinlich zu gut bewaffnet, wir blieben unbehelligt. Man hat uns wohl überwacht, denn täglich sahen wir die Spuren einzelner Leute auf dem Wege vor uns.

Von Nandi aus war an die Eldoma-Station Nachricht gesandt worden, dass wir auf der ehemals besuchten Strasse dort hinkommen würden, mit der Bitte, falls erforderlich, uns eine Eskorte entgegenzusenden. Die Postboten waren von den Kamasia abgefangen, die Briefe entwendet und ein Mann getötet worden.

Was die Kamasia selbst anbetrifft, so sprechen sie dieselbe Sprache wie die Leute in Sotiko etc. Demnach sind

die Einwohner von Sotiko, Lumbwa, Nandi, Kamasia und Elgeyo desselben Ursprungs. Die Sprache ist gleich. Leider konnte ich infolge der damaligen Verhältnisse keinen Einwohner von Kamasia zu Gesicht bekommen, jedoch sah ich Waffen, und diese sind dieselben wie in Sotiko und Lumbwa. Die von der Station angesiedelten Wakuafi hingegen sind identisch mit den in Kavirondo ansässigen, und wohl auch mit denjenigen von Njemps. Sie nennen sich bald Wakuafi, bald Wandorobbo. Die Art ihrer Kleidung, Bewaffnung, des Schmuckes, erinnert jedoch auch sehr an Sotiko, Lumbwa etc., nur sie tragen alle Bogen und Pfeile, dagegen keinen Schild. Sie leben nun in dauernder Feindschaft mit diesen, sodass wir auf der einen Seite haben Sotiko, Lumbwa, Nandi, Kamasia, Elgeyo, auf der anderen die Wakuafi und Wandorobbo von Kavironde, Eldoma, Njemps etc. Die Massai des Naiwasha sind mit den letzteren befreundet. So liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, dass diese überhaupt Massai sind oder waren, umsomehr, als sie lediglich Massai sprechen. Von der zischenden Wandorobbo-Sprache, die wie Vogelgezwitscher klingen soll und von der noch keinerlei Kenntnis vorliegt, die aber Dr. Fischer erwähnt, konnte ich nirgendwo eine Spur entdecken. Alle Wandorobbo, die wir trafen, sprachen lediglich Massai, und wussten nichts von einer eigenen Sprache. Wenn nun die Massai durch Verlust ihres Viehes verarmten oder aus anderen Gründen ihren Beruf als Massai aufgaben, also als Leute, die lediglich vom Vieh, Viehraub etc. lebten und, um ihren Lebensunterhalt zu erwerben, Jäger wurden, in die Wälder gingen, so nannten sie sich nicht mehr Massai, sondern Wandorobbo. Zunächst werden wohl die Massai selbst sie so genannt haben, und dann hat sich die Bezeichnung eingebürgert. Da sie bei der Jagd keinen Schild und Lanze benutzen konnten, so vertauschten sie solche mit Bogen und Pfeil. So sind also die Wandorobbo wahrscheinlich Massai, und Wandorobbo ist nur ein Beruf, kein Volk. Hatten sich jedoch die vom Vieh entblössten Massai dem Ackerbau gewidmet, so wurden sie

zu Wakuafi, übrigens ein Suaheli-Wort, und genossen auf diese Weise das Vertrauen der übrigen Völker, die den Namen Massai hassen, wogegen die Wakuafi harmlos und friedlicher Natur sind. Was die eigentlichen Wakuafi anbetrifft, so halte ich diesen für den älteren aus Norden oder Nordosten kommenden Vorschub der Hamiten, die dort, wo sie sich angesiedelt, den Boden bebauten, wogegen der spätere, jüngere Nachschub, die Massai, solches verschmähten und weiter als Nomaden lebten. Es werden also z. B. Sotiko, Lumbwa, Nandi, Elgeyo, Kamasia, als Bergbewohner ein einziger Vorstoss gewesen sein; von woher weiss ich nicht; vielleicht wird die Sprache, die vollkommen verschieden ist von der Massai-Sprache, hierüber Auskunft geben. Zweifellos waren diese Völker früher ganz friedlicher Natur, ihre alten Schlachtschilde, ihre zum Kriege höchst primitiven Speere charakterisieren sie als Ackerbauer. Später nahmen sie Speere an von den Wakavirondo, Speer und Schild von den Massai, machten diese auch wohl selbst nach, und erbeuteten sie schliesslich im Kriege mit den Massai, die sie zu gleicher Zeit zu imitieren und zu bekriegen suchten. Ganz reine Wakuafi sind diejenigen von Sotiko heute wohl nicht mehr, wenigstens lassen verschiedene Merkmale auf die Vermischung mit wahrscheinlich den Niloten schliessen. Ich sah verschiedentlich neben dem Hamiten- auch Negerhaar. Im allgemeinen glaube ich nicht zu weit zu gehen, wenn ich annehme, dass Massai, Wakuafi und Wandorobbo mehr oder weniger im Prinzipe dasselbe sind. Die Ersten und Letzten in manchen Distrikten dasselbe, die Zweiten und Letzten in anderen, und die Ersten und Zweiten lediglich unterschieden durch den Zeitpunkt ihres Vordringens nach Süden.

Ebensogut wie Massai durch den Mangel anderer Erwerbsquellen zu Wandorobbo geworden, kann dies auch natürlich mit den Wakuafi der Fall sein. Ferner sind die Hamiten jedenfalls entsprechend reiner und weniger gemischt, je mehr sie heute nach Norden wohnen und je später sie nach Süden vorgedrungen. Es ist begreiflich, dass die

Wandorobbo nicht mehr den kriegerischen Geist der Massai besitzen. Wenn ein Volk gezwungen ist, täglich für den nötigen Lebensunterhalt zu sorgen, in diesem Falle ihn sich täglich zu erjagen, so bleibt wenig Zeit zu kriegerischen Unternehmungen, nicht einmal solchen Gedanken überhaupt nachzuhängen. Ausserdem können die Wandorobbo nicht wie die Massai in grosser Zahl beisammen wohnen, ihr Beruf zwingt sie zur Jagd möglichst sich im Terrain zu verteilen, und das so unsichtbar wie möglich. Daher ist auch eine Vereinigung zu gemeinsamen Unternehmungen erschwert. Selbstverständlich können Massai und Wakuafi ebensowohl vor sehr langer Zeit zu Wandorobbo geworden sein, wie sie es heute noch werden. Jede Viehseuche, jede Hungersnot wird ein neues Kontingent stellen.

Nach dieser Abschweifung möchte ich zur Eldoma-Station zurückkehren, die wir mittlerweile erreicht hatten, die hübsch auf einem Hügel ungefähr 8000 Fuss hoch gelegen ist, und von der man einen wundervollen Rundblick über das Mau-Gebirge, Kamasia, den Baringo-See und Nandi geniesst. Die Station, die erst soeben fertig geworden, besitzt eine halbe Kompagnie, und steht unter dem Kommando des als Jäger so bekannten Mr. Jackson.

In dortiger Gegend sind bis vor kurzem Stationen nicht vorhanden gewesen, haben sich aber als durchaus notwendig herausgestellt, um die Handelskarawanen inmitten der kriegerischen Massai und Wakuafi-Stämme zu schützen. Die Station auf dem Mau-Plateau, sowie die in Nandi hatten zur Zeit mit nicht geringen Schwierigkeiten den Eingeborenen gegenüber zu kämpfen.

Noch einmal brachte die stets wiederkehrende Verpflegungsfrage eine Enttäuschung. Ich hatte beabsichtigt, um den Baringo-See herumgehend irgendwo im Westen den Weg zur Küste wieder zu erreichen, und hatte deshalb bei meiner Abreise von Mumias 200 Lasten Lebensmittel vorausgesandt. Wie es gekommen sein mag, weiss ich nicht, jedenfalls war nichts eingetroffen; glücklicherweise vermochte ich

mich hier auf kurze Zeit zu verproviantieren, allerdings nur eben bis zum Naiwasha-See, also zur nächsten Station. Somit war auch eine Ruhepause ausgeschlossen, und die einzige Erholung, die ich meinen Leuten gestatten konnte, bestand in einem Tage, ehe wir zunächst über den Nakuro-See weiter mussten. Der Marsch führt über die breite bequeme Karawanenstrasse, die für die nächsten Tage nichts Interessantes bieten sollte. Nachdem der Transport für die notwendigen Regierungskarawanen, von der Küste her, sehr schwierig geworden, da kaum mehr Träger in Mombassa erhältlich waren, musste die englische Regierung auf Mittel sinnen, ihn unabhängig zu gestalten. Der fortschreitende Eisenbahnbau und andere Unternehmungen nahmen das gesamte eingeborene Material hinweg, oder gestalteten es zu teuer. Die notwendigsten Karawanen wurden seit Monaten aus Mangel an Trägern vergeblich erwartet. Dazu kam das Fehlen der Lebensmittel, das den Transport erschwerte, da solche durch besondere Träger streckenweise mitgeführt werden mussten, u. s. w. Ein Ausweg, der schliesslich eingeschlagen wurde, war der Transport durch deutsches Gebiet, von Bagamoyo nach Mwansa und von dort per Kanoe nach Uganda. Ganz abgesehen jedoch davon, dass die englische Kolonie es natürlich vorziehen würde, durch eigenes Gebiet ihre Waren zu befördern, stösst es auch auf Schwierigkeiten, die nötige Zahl von Kanoes in Uganda zu erhalten, und selbst, wenn sie von Uganda abgesandt worden, so ist die Fahrt über den manchmal recht stürmischen See zum mindesten gefährlich, der Verlust einzelner Fahrzeuge nicht ausgeschlossen. Somit entschloss man sich, die Strasse von Mombassa zum See für Ochsenwagen passierbar zu machen. Die Arbeit wurde Anfang des Jahres 1897 bis nach Mumias hin fertiggestellt. Die Strasse ist bis zu der notwendigen Breite planiert, die Bäche überbrückt, und die Ochsenwagen können nun fahren. Hergestellt sind die letzteren sehr massiv und werden je nach der Schwierigkeit des Terrains von der erforderlichen Anzahl von Ochsen gezogen. Auf solche

Weise ist der Lastentransport vereinfacht, verbilligt und von den Trägern unabhängig gestellt. Man treibt die Zugtiere durch Massai, die sich der ihnen zusagenden Beschäftigung mit Freuden unterziehen. Eine Anzahl Wagen hat die Regierung selbst, die übrigen eine englische Handelsfirma. Die Kosten des Baues habe ich früher schon erwähnt.

Einige Worte möchte ich über Wild und Jagdschutzgesetze sagen, der Wildstand der hiesigen Gebiete giebt mir hierzu Veranlassung. Er ist durch die Offiziere und Soldaten, die an dem Wegebau gearbeitet, fast vernichtet worden. Die mehr oder weniger jedenfalls unnötige Verpflegung der Karawanen durch erlegtes Wild ist der Ruin des gesamten Bestandes in allen den Distrikten, wo Stationen liegen, oder wo Karawanenstrassen hindurchführen. Jagen die Europäer allein, so wird es dem Wilde keinen grossen Abruch thun; erhalten aber die Askari, wie dies häufig der Fall, die Erlaubnis zur unbeschränkten Jagd oder gar Befehl hierzu, so ist es natürlich, dass grosse Mengen angeschossen später nutzlos eingehen, und der geringen Zahl, die thatsächlich abgeliefert wird, viel zum Opfer fällt. Die Eingeborenen werden nicht, wie die Europäer, es sich zur Ehrensache machen, krankgeschossene Stücke auch thatsächlich zur Strecke zu bringen, sondern schiessen naturgemäss alles, was sie sehen, und wenn es nicht gleich fällt, wird eben weiter gejagt. Dies ist der Untergang des Wildes. So zeigen die Reviere rings um die Stationen meist Verödung, und solche wird mit der Zeit langsam exzentrisch weiterschreiten. Es ist ebensowohl der Fall im deutschen, wie in jedem anderen Gebiete. In Deutsch-Ostafrika war damals ein Jagdgesetz in Kraft, welches wohl die thatsächlich wenig Schaden thuenden Europäer trifft, die Eingeborenen und Askari der Regierung jedoch ungenügend, und im englischen Gebiete war der Entwurf zu einem Gesetze eingereicht, das vorzüglich zum Schutze des Wildes gegen übermässige Gefährdung durch Europäer wirken wird. Alles dürfte jedoch den Zweck nicht erreichen, solange nicht den Askari jegliche Jagd verboten wird und die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stationen und Karawanen sich nicht genügend anderweitige Verpflegung beschaffen, um das Wild entbehren zu können. In meiner Expedition war das strikte Verbot erlassen, dass kein Askari, unter keinen Umständen, auf Wild schiessen dürfe, und thatsächlich ist von Anfang bis zu Ende kein Schuss auf Wild gefallen, ausser durch Europäer. Man sieht also, dass die Durchführung durchaus möglich ist.

Den Naruko-, wie später den Elmenteita-See umgingen wir, um sie vollkommen aufzunehmen, und folgten der Strasse bis zum Naiwasha. Leider musste ich so lange dem Karawanenwege bis Kikuju folgen, da nirgendwo in der Nähe menschliche Ansiedelungen ausser Massai und Wandorobbo, also keine Lebensmittel waren. Selbst die Naiwasha-Station muss solche erst mehrere Tagereisen weit herholen, und Eldoma wird wieder von Naiwasha verpflegt. Aehnlich ergeht es der Nandi-Garnison, die sich aus Lumbwa oder gar von Kitoto verpflegen muss, und erst in Mumias wieder, im Herzen von Kavirondo, ist Ueberfluss.

In der Gegend des Naiwasha-Seees sind die einzigen Eingeborenen Massai, die zur Zeit mit der englischen Regierung befreundet waren, und in grosser Zahl angesiedelt sind. Ich selbst hatte von Eldoma aus zum Treiben des Viehes dortige Massai angeworben, im ganzen ungefähr 20 die mir sympathisch und angenehm waren, und mir schliesslich viele wertvolle Aufschlüsse über das gaben, was bei ihren Stammesgenossen vorging und vorgehen sollte. Unterschiede zwischen den Naiwasha-Massai und den früher gesehenen bemerkte ich nicht. Kleidung und Schmuck sind dieselben. Man sieht nur häufiger vollkommene Kleidungsstücke aus gegerbten, enthaarten Fellen, die den ganzen Körper einhüllen, und mit aufgenähten Perlen verziert sind. Frauen und Mädchen sind also mehr bekleidet wie in Sotiko. Eine kleine Abweichung im Schmuck ist höchstens die, dass die Ohrschnecken der Frauen aus Messing an der unteren Hälfte mit Leder umwickelt sind, das seinerseits mit Perlen verziert ist und von dem kleine Eisenkettchen herabhängen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ferner sah ich nie die lange Schildform der Kavirondo Massai.

Naiwasha besitzt gleichfalls eine Station, und wenn diese mit ihrer Besatzung von einer halben Kompagnie auch nicht im geringsten in der Lage ist, die Massai zu beherrschen, so ist die Station doch ein guter Beobachtungsposten, umsomehr, als Major Smith mit der Sprache der Massai und ihren Sitten vollkommen vertraut ist. Die gesamten dort ansässigen Massai schätzt Major Smith auf 8—10 000 Seelen, also 2000—2500 Krieger. Sie wohnen unmittelbar um den See herum und haben heute wieder eine ansehnliche Menge Ochsen, Kühe und Kleinvieh, das sie sich seit der Seuche zusammengestohlen. Ich erfuhr von Major Smith, dass Sendeo und die meisten Massai des deutschen Gebietes, sowie manche Warusha ihr Land verlassen und sich in der Nähe von Sossian bei Suza angesiedelt hätten. Denselben Platz hatte ich am 18. Oktober des vergangenen Jahres passiert, und es gab dort keinen einzigen Massai. Wahrscheinlich haben sie sich nach der Ermordung der beiden Missionare dorthin zurückgezogen. Auch bestätigte uns Major Smith, dass Sendeo bei Annäherung unserer Karawane s. Zt. von Ngorongoro nach Westen geflüchtet sei, und lediglich Boten gesandt habe, uns aufzuhalten, ferner dass Sendeo thatsächlich verboten hatte, uns in Songo Nahrungsmittel zu verkaufen. Zweifellos war also von Sendeo und Arusha irgend ein Anschlag im vergangenen Jahre geplant worden. Wir sollen zu früh gekommen sein, ehe das nötige verabredet war. So wussten die Warusha nicht, was anfangen, während wir auch Sendeo für seine Absichten zu zeitig erschienen. Ehe sich die Massai gesammelt, waren wir weg und im feindlichen Sotiko.

Die Bewohner des Naiwasha-Gebietes sind ein kräftiger, von der Kultur unverdorbener Stamm. Sie stehen augenblicklich, so lange es dauert, mit den Engländern freundlich, doch können Überfälle gegen ihre Nachbarn zum Zwecke des Viehdiebstahls nicht verhindert werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Während meines Marsches nach der Küste zu trafen wir überall wandernde Massai, die mit ihren Weibern, Kindern und Herden nach der Gegend von Sossian hinzogen. Es sollte eine Konzentration des ganzen Stammes stattfinden. Ausser Sendeo mit seinen Leuten wanderten soeben dorthin die schon erwähnten Massai des Naiwasha-Gebietes unter ihrem Häuptlinge Ferare. Nun giebt es noch grosse Kraals in Kikuju, Lenana mit seinen Kriegern in Ngongo Bagas, wenige Meilen von Fort Smith entfernt, die ebenfalls an der Bewegung teilnahmen. Dort sind diejenigen Massai angesiedelt, die ursprünglich zwischen Kilimandscharo und Kikuju wohnten, aber als kleinere Stämme von nur ungefähr 3000 Seelen zu schwach waren, sich gegen ihre eigenen Landsleute zu halten, daher verarmten. Der Stamm Lenanas ist jetzt mit jenen vereinigt zusammen 10 000 Seelen, 3000 Moran. Einzelne wenige wohnen in unmittelbarer Nähe des Forts, und beginnen dort Ackerbau zu betreiben. Ich hatte den Eindruck, dass sich damals bei den gesamten Massai etwas vorbereite, darauf deuteten die Wanderungen und die Konzentrierung bei Sossian. Alles schien auf irgend eine geheime Absicht hinauszugehen, und liess eine bevorstehende gemeinsame Unternehmung vermuten. Mit der englischen Verwaltung stand man im allgemeinen gut, trotzdem ein direkter Einfluss nicht auszuüben war. Es bestand mehr ein freundschaftliches Verhältnis zweier gleich mächtiger Faktoren. Den Engländern kommt zu statten, oder vielmehr ermöglicht ihren Sitz zwischen den mächtigen Stämmen der Massai, Wakikuju und Wakamba die grosse Feindschaft dieser untereinander. Die Massai sind alte Totfeinde der Wakikuju, und beide stehen wieder gegen die Wakamba. Wenn nun Streitigkeiten ausbrechen mit den Wakikuju oder den letzteren, so benutzen die Engländer die Massai, senden sie einfach in gemessener Anzahl mit einigen Suaheli oder Sudanesen-Soldaten unter dem Befehle eines Europäers gegen dieselben. Es ist dieses Verfahren absolut zuverlässig, die Massai sind stets sofort wenn gewünscht zur Stelle, ersparen

grössere Garnisonen, und die alte Zwietracht schläft nicht ein. Gerade kürzlich rebellierte ein mächtiger Kikuju-Häuptling mit grossem Anhange. Man sandte ganz einfach Massai zur Bestrafung gegen ihn, und im Augenblicke meines Eintreffens wurde ein ebensolcher Streifzug gegen Ukambani unternommen. 400 Massai und 40 Suaheli-Soldaten rückten, unter englischer Führung aus. Genau das Umgekehrte tritt ein, wenn die Massai Feindseligkeiten beabsichtigen. In diesem Falle verfügt das Fort sofort über mehrere Tausend Wakikuju-Krieger. Natürlich verlockt die Hilfstruppen ausser dem alten Hasse die Hoffnung auf Beute. Es hat die Sache neben ihren Vorteilen also auch ihre Schattenseiten.

Auf dem Wege nach Kikuju passiert man eine Stelle, wo im Jahre 1896 800 Suaheli-Träger von den Massai getötet wurden. Die ganze Lichtung, wo der Kampf stattgefunden, war bedeckt mit Massai- und Suaheli-Schädeln und Knochen. An dem unglücklichen Ereignisse waren damals die Suaheli allein schuld, die, von keinem Europäer geführt, sich Übergriffe erlaubt hatten. Die gesamte Karawane hatte 1200 Mann betragen, von denen 800 fielen. Die Sache hatte noch ihr Nachspiel; ein englischer Händler nahm den Massai ohne Berechtigung, da er nicht im Zusammenhange mit der niedergemachten Karawane stand, zur Strafe ihr Vieh weg und vertrieb leicht die wenigen Hüter. Die Massai sammelten sich jedoch in grosser Zahl, und versuchten dem Engländer und zwei ihn begleitenden französischen Reisenden den Rückweg abzuschneiden. Bei dem Gefechte fiel Mr. Diek, während die beiden Franzosen mit knapper Not entkamen.

Fort Smith gehört nicht mehr zum Uganda-Protektorate, der Kidong-Fluss ist die Grenze des British East Afrika Protektorate.

In Kikuju, das als fruchtbares Hügelland endlich einmal wieder zum Anbau sich eignet, waren diesbezügliche Versuche von englischen Landwirten verschiedentlich unternommen worden, und es steht zu erwarten, dass sie von Erfolg gekrönt werden, falls es gelingt, den Frieden zu erhalten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Wakikuju selbst sind Bantu und eines der interessantesten Völker, die ich bisher angetroffen. Obwohl sie nahe der Einflussgrenze europäischer Kultur stehen, haben sie sich ihre Eigenart erstaunlich rein erhalten und bieten wundervolle charakteristische Typen. Wie die Sprache Ähnlichkeit hat mit der Kaffernsprache, so ist auch im Äusseren eine Verwandtschaft unverkennbar. Nach den Äusserlichkeiten könnte man fast im ersten Augenblicke sie für Hamiten halten, jedoch zeigt bald die breite Gesichts- und Schädelbildung den Unterschied. Es sind kurze, gedrungene Gestalten, die Frauen wie bei den Massai klein, noch kleiner durchschnittlich als bei jenen. Die Wakikuju fetten den ganzen Körper ein und lieben es, sich mit rotem Lehm zu bestreichen, besonders die Haare hiermit zu behandeln. Bei den Männern werden sie in möglichst viele kleine Zöpfe oder Röllchen verflochten und verklebt, und fallen dann wie bei einem Pudel in die Stirne. Die Bekleidung der Männer ist recht spärlich. Die Frauen tragen einen Lendenschurz, und meist ein Fell über der einen Schulter, sodass es den Oberkörper zur Hälfte verdeckt. Fast noch mehr wie ein Massai-Ohr muss ein Wakikuju-Ohr erleiden; entweder ist es dreifach durchlöchert und sind 3 lange Holzstäbe hindurchgesteckt, die an einem Ende verbunden, am anderen auseinanderstehen, oder es werden durch die Ohrmuschel eine ganze Menge Perlschnüre gethan, und in das Ohrläppchen eine grosse, runde, in der Mitte durchlöcherte Holzscheibe gezwängt. Die letztere ist ganz besonders beliebt. Die beiden angeführten Arten des Ohrschmuckes schliessen jedoch viele andere Variationen nicht aus. Stets ist das Haar mit roten Hahnen- oder Geierfedern verziert, die auf die eine oder andere Art in die Zöpfen verflochten sind. Ausserdem verwendet man kleine runde Elfenbeinscheibchen als Haarschmuck. Die vorher zwischen Küste und Kilimandscharo angetroffenen schwarzen Perlen aus Samenkörnern sind hier wieder häufig, und werden als Halsschmuck, als dicke gewundene Ketten oder als

breites Hüftenband verarbeitet, häufig am Ende auch mit roten Früchten verziert.

Ich erwähnte schon, dass die Massai von Sigirari, Matumbato, Kapotai etc. unter Lenana gewissermasen zwischen den Wakikuju eingesprengt wohnen. Jeder Stamm für sich sitzt in seinem eigenen Kraal, zusammen annähernd 10 000 Seelen, wovon 3000 Moran. Nun hatte kürzlich auch Lenana mit dem grössten Teile seiner Leute Ngongo Bagas verlassen, um sich mit den übrigen Massai in Sossian zu vereinigen. Jetzt sitzen sie alle dort zusammen, niemand weiss warum. Unter anderem hiess es, es solle eine Aussöhnung zwischen Lenana und seinem Bruder Sendeo stattfinden, und Lenana soll wieder wie sein Vater alleiniger Beherrscher aller Massai werden. Es scheint aber nur ein äusserer Vorwand gewesen zu sein. Was thatsächlich die Absicht war und was nachher erfolgte nach meiner Abreise, ist mir nicht mehr bekannt.

Wollte ich von Kikuju aus ins deutsche Gebiet zurück, so wären zwei Wege in Betracht gekommen, der eine direkt über Kapotai, Matumbato, Sigirari, Moschi, der zweite auf der englischen Karawanenstrasse bis Kibwesi oder Ndi, und sodann über Taweta. Der erstere zweifellos allein interessante schien in der jetztigen trockenen und heissen Jahreszeit wegen Wassermangels fraglich. Hierzu wäre gekommen, dass die Träger hätten mit Lebensmitteln schwer beladen werden müssen bis zum Kilimandscharo, und dass die Massai der dortigen Gegend in Anbetracht der augenblicklich gespannten Verhältnisse kaum freundlich gewesen sein würden. Diese Bedenken würden mich an und für sich nicht abgehalten haben, jedoch die allgemeine Erschöpfung meiner Leute nach der schon so viele Monate dauernden Expedition hielt mich zurück. Den zweiten Weg mochte ich auf keinen Fall wählen, da wir leider vorher schon vor Kikuju gezwungen gewesen, eine Strecke weit der Karawanenstrasse zu folgen, ich sie aber nun so schnell wie möglich wieder verlassen wollte. Somit blieb also nur ein Umweg nach

Norden und Nordosten übrig, und da die herannahenden grossen Regen nicht allzuviel Zeit übrig liessen, beschloss ich dem Laufe des Athi-Flusses auf der linken Seite soweit thunlich zu folgen, wenigstens bis Ukambani, das ich aus ethnographischen Rücksichten nicht umgehen wollte. Es eröffnete dieses Projekt einerseits die Hoffnung auf vorzügliche Jagd, andererseits konnte man vielleicht vom Flusse selbst etwas kartographisch Interessantes erwarten. Der Marsch bietet die ersten Tage keine Schwierigkeiten. Er führt durch die sich dem Flusse entlang ziehende Ebene, die jagdlich als Ideal zu betrachten ist. Sie ist thatsächlich vollkommen bedeckt von Wild, Tausenden von Gnus und Zebras, Thomsoni- und Grantii-Gazellen, Kuhantilopen, Wildschweinen etc. Da jedoch dem Jäger keinerlei Deckung geboten wird, so ist die Pirsche recht schwierig. In dem grünen Uferstreifen sind zahlreiche Wasserböcke und Suara-Antilopen, im Athi Flusspferde und Krokodile. Nashörner giebt es reichlich und zwar recht agressive. Mehr oder weniger sind sie schon mit Karawanen in Berührung gekommen und haben den Menschen und die Büchse kennen gelernt. Sie warten daher häufig genug einen Angriff nicht erst ab, sondern gehen ihrerseits sofort vor, wenn sie des Menschen ansichtig werden oder ihn in Wind bekommen. Zweifellos sind sie hier viel gefährlicher wie in allen früher besuchten Gegenden, und brachten die Karawane und mich zuweilen in böse Situationen.

Das interessanteste Wild sind die Löwen, die man am hellen lichten Tage in den Ebenen täglich jagen sieht. Dies ist allerdings nur in der augenblicklichen Jahreszeit der Fall, der Löwe folgt eben dem übrigen Wilde. Manches Mal begegnete ich den edlen Raubtieren, und verschiedentlich bekam ich sie zum Schusse, ohne die angeschossenen zur Strecke bringen zu können, bis dies endlich mit dem besten gelang.

So verlockend es auch gewesen wäre, längere Zeit dort der Jagd obzuliegen, so war es dennoch unmöglich; der

Boden ist weich und tief, und einige andauernde Regentage würden ein Weiterkommen geradezu unmöglich gemacht haben. Ferner war es bei den fast täglichen geringen Niederschlägen immerhin zu bedenken, wie wir weiter unten den Athi würden überschreiten können, und das schien mir, falls der Regen intensiver fallen sollte, höchst schwierig.

Es sei mir gestattet, zwei für mich interessante Jagdtage einzufügen, den 23. und 24. Februar, wovon der erste ebenso unglücklich wie der zweite glücklich verlief, die aber ein anschauliches Bild dortiger Verhältnisse geben. Nachdem ich am frühen Morgen wie gewöhnlich das Lager verlassen, bemerkte ich zwei männliche Löwen, frei in der Ebene, inmitten einer ausserordentlichen Menge des verschiedenartigsten Wildes. So schnell wie möglich folgte ich, und rannte plötzlich gegen ein schlafendes Nashorn, das glücklicherweise noch im richtigen Augenblicke das Weite suchte, ohne eine Störung hervorzurufen. Bald darauf suchten die Löwen die Deckung eines Nebenflusses des Athi auf, und gerade im Augenblicke, wo der hintere der beiden das Ufer erreichen wollte, brachte ich zwei Schüsse an, von denen der eine traf. Die Löwen setzten über den Fluss und bald bemerkte ich den kranken allein am jenseitigen Ufer. Zögern war unmöglich, und was ich sonst mir überlegt haben würde, ich ging durch den bis zum Halse reichenden Bach hindurch und vollkommen durchnässt weiter. Langsam ging der Löwe vor mir her, die jenseitige Uferböschung hinan; er schien mich oben erwarten zu wollen. Dort blickte ich vorsichtig umher und entdeckte bald den Kopf des Löwen vor mir im dichten Grase. Da er zum korrekten Schusse nicht deutlich genug erschien, ging ich weiter auf ihn zu, als er plötzlich verschwand und alles Suchen erfolglos blieb. Eine Stunde lang bemühte ich mich vergebens, er war verschwunden. Dann aber kam mir ein anderer Gedanke. Bei der Verfolgung des Löwen war ich auf ein schlafendes Nashorn gestossen, das mich nicht bemerkt hatte, und nun gedachte ich zunächst dieses zu schiessen und an dem Kadaver

anzusitzen. Es wäre beinahe ganz anders gekommen. Bis auf 100 Meter hatte ich mich dem schlafenden Tiere genähert, als dasselbe plötzlich erwachte, mich sah und so schnell wie es konnte auf mich zukam. Der Augenblick war peinlich, Deckung war keine vorhanden, nnd die einzige Rettung lag in der Büchse, die begreiflicherweise auf ein heranstürmendes Nashorn, bei einem Schusse genau von vorne, verhältnismässig unwirksam ist. Ich hatte gerade noch Zeit, meine 577 Express gegen die 8 Paradox umzutauschen, konnte dem Büchsenträger ein Zeichen geben, und wir sprangen dem Nashorn entgegen auf einen kleinen Termitenhügel hinauf. Fast in demselben Augenblicke, als es das Horn gegen uns senkte, schossen wir zu gleicher Zeit, und das Nashorn stürzte durch den Anprall der schweren Kugeln unmittelbar zu meinen Füssen nieder. Noch ehe ich wieder laden konnte, erhob es sich und, für den Augenblick etwas ernüchtert, suchte es sein Heil in der Flucht. Ich war zu erschöpft von der Löwensuche und liess es laufen. Bald darauf stiess ich auf ein zweites, und da es für schwere Büchsen zu weit, beschoss ich es mit meiner leichten Flinte. Durch mehrere Kugeln schwer krank, rannte es mitten in die seitwärts marschierende Karawane hinein, wo es tot zusammenstürzte. Die Karawane hatte an diesem Tage 7 Löwen und 10 Nashörner gesehen. Am Nachmittag kam ich nochmals zweimal auf Nashörner zum Schusse, aber ich blieb unglücklich und brachte nichts mehr zur Strecke. Der nächste Tag an genau demselben Orte war günstiger. Früh am Morgen pirschte ich vorsichtig zu dem Kadaver des erlegten Nashorns heran und bemerkte auf demselben einen alten männlichen Löwen mit schöner Mähne. Durch zwei Kugeln meiner 450 Büchse krank, ging er ins nahe Dickicht und fiel einer dritten Kugel zum Opfer. An demselben Morgen erlegte ich noch einen alten Gnustier, drei Kuhantilopen und eine Thomsoni-Gazelle. Mittags jagte ich weiter am Rande eines Rinnsales und hatte soeben einen Wasserbock angeschossen, als plötzlich ein Rietbock mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mächtigen Sätzen auf mich zukam, gefolgt von einem Geparden. 150 Schritte vor mir erreichte das Raubtier seine Beute, und im nächsten Augenblicke war das Wild verendet. Vorsichtig näherte ich mich dem Geparden und blieb anfangs unbemerkt. Dann jedoch sah er mich, und anstatt zu entfliehen, deckte er wie zur Verteidigung seine Beute. Ein Blattschuss streckte ihn nieder, und Gepard und Rietbock lagen verendet friedlich beisammen. Ein plötztlicher heftiger Regen beendete die Jagd, die ich als charakteristisches Bild der dortigen Wildverhältnisse hier einzufügen wagte, trotzdem sie eigentlich nicht in den Rahmen meines Vortrages hineingehört.

Noch einige Marschtage, und die Ebene war zu Ende. Dichter Buschwald beginnt zwischen dem Athi und den nördlichen Bergen. Bald trägt die Gegend parkartiges Gepräge, bald überwiegt der Niederwald. Die Ufer des Flusses sind an einzelnen Punkten geradezu romantisch, und eingeschlossen vom Strome sind kleine Palmeninselchen, zwischen denen der Fluss bald rauschende Stromschnellen bildet, bald langsam dahinfliesst. Der Marsch beginnt im Gebirge sich schwieriger zu gestalten. Durch Dorngestrüpp, Akazienwald und über unzählige dicht bewachsene trockene Rinnsale hinüber ist man meist nur im stande, Flusspferdpfaden zu folgen, und manchmal mussten Askari mit ihren Seitengewehren den Weg bahnen.

Dem Flusse entlang zieht sich die Hochebene, die stellenweise dicht an den Fluss herantritt, bald weiter zurückweicht. Man muss also unmittelbar dem Flusse entlang zwischen ihm und dem Aufstiege zur Ebene durch das Gestrüpp sich einen Weg suchen, oder auf dem Plateau selbst marschieren, dann allerdings alltäglich zum Lager an den Fluss hinab und am nächsten Morgen wieder hinaufsteigen. Es ist wirklich die Frage, was von beiden weniger mühsam ist. Das Plateau zieht sich als ebene Terrasse ungefähr 100 Meter über dem Flussspiegel hin und ist licht bewaldet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als die von Kikuju mitgenommenen Lebensmittel allmählich erschöpft waren, musste ich daran denken, den Fluss an einer passenden Stelle zu überschreiten, um mich in Ukambani neu zu verproviantieren. Wir setzten also über den Fluss und erreichten in einem Tage die ersten Schamben der Wakamba, bald darauf auch ihre Dörfer.

Während meiner Anwesenheit in Kikuju waren mit einem Teile der Bevölkerung Streitigkeiten, wie schon erwähnt, ausgebrochen, und es war eine Strafexpedition ausgesandt worden. So erschien es nicht ganz sicher, wie die Wakamba sich der Expedition gegenüber verhalten würden, doch hatte der partielle Krieg keine weiteren Folgen. Die Wakamba wohnen in kleinen Dörfern beisammen, die Wohnungen sind runde Strohhütten. Die Schamben sind hübsch gepflegt, und der Anbau ist hauptsächlich Mais, Hirse und Erbsen. Gross ist der Unterschied zwischen den Wakamba und den benachbarten Wakikuju. Während die letzteren kurze gedrungene Gestalten sind, nicht über Mittelgrösse, haben die Wakamba schlankere Formen, wenn sie auch nicht viel grösser sind. Der Kikuju liebt vielen und bunten Schmuck, während der Ukamba das Bunte vermeidet, und nur einfache Metallschienen und hübsche kleine Metallkettchen liebt, niemals Federn im Haare trägt, auch den Körper nicht mit roter Erde einreibt. Es herrscht auch nicht mehr so stark der ausgesprochene Kafferntypus wie in Kikuju.

Höchst eigenartig ist ein zuweilen von den Frauen getragener vom Gürtel herabhängender viereckiger Schurz. Meist ist er kunstvoll und schön, besteht aus Lederstreifen, um die flachgehämmertes Messing und Eisen gedreht ist, die oberen Streifen Eisen, darunter Messing. Auf diese Weise entsteht eine vollkommene Metallplatte, die jedoch nicht steif, sondern in allen Teilen beweglich ist. Hierzu tragen die Frauen um die Taille eine Menge von Schnüren aus dicken blauen Perlen, sind also durchaus nicht unschön geschmückt, wenn sie nur im übrigen nicht so hässlich

wären, viel weniger ansprechend wie die Wakikuju und natürlich die Hamiten-Frauen.

Als Industrie der Wakamba sind bemerkenswert die sehr hübsch gearbeiteten Messingkettchen, die man in viele Windungen geflochten um den Hals trägt. Es ist geradezu erstaunlich, wie sie mit ihren Hilfsmitteln in der Lage sind, solche Kettchen herzustellen.

Ein charakteristischer Unterschied zwischen den Wakamba und den vorher gesehenen Völkern ist ferner der, dass Männer und Frauen die 5 oberen Schneidezähne spitz und fein zufeilen.

Auf dem ganzen Marsche durch Ukambani folgten Ansiedelungen und Dörfer ununterbrochen, das Land ist also dicht bevölkert. Ausser dem allgemein üblichen Anbau von Mais etc. fand ich zuweilen Zuckerrohr und Bananen. Vieh war wenig vorhanden, nur hier und dort einzelne Herden. Wo immer es möglich war, der Erde ein Stückchen fruchtbares Land in dem gebirgigen Terrain abzugewinnen, war es angebaut, und bis auf die höchsten Spitzen hinauf erstreckten sich die Dörfer.

Die mir zur Verfügung stehenden Karten sind über die dortige Gegend noch ungenau. Thatsächlich liegen die Flussverhältnisse so, dass der Tana-Fluss in den Matschakos fliesst und die Vereinigung der beiden sodann weiter Tana heisst. In denselben Strom fliesst ferner der Towaki. Alles Nähere hierüber muss aber der später von mir herauszugebenden Karte vorbehalten bleiben.

Nachdem der Keiti erreicht war, konnten wir entweder zum Athi zurückkehren, um ihm abwärts zu folgen, oder wir mussten die Richtung der alten Karawanenstrasse einschlagen und über Kibwesi zur Küste zurückkehren. Trotzdem das letztere eigentlich das Ende der Expedition bedeutete, entschloss ich mich dennoch hierzu, da der Athi abwärts in jagdlicher Beziehung uninteressant ist und das geographisch Neue nicht im Verhältnisse stand zu den Schwierigkeiten und der aufzuwendenden Zeit.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unmittelbar vor Kibwesi, der von Sir Makinnon gegründeten Industrial-Mission, vereinigt sich die Karawanenstrasse mit der neuerbauten Fahrstrasse. Die Mission hat anfangs einen weniger rein religiösen Zweck verfolgt wie die übrigen, de facto kam es aber auf dasselbe hinaus. Bevor man die Misson erreicht, geht man viele Meilen weit durch unbewohntes Land, und nach Osten giebt es ebenfalls Länderstrecken, die keine Bevölkerung aufweisen. So hat die Mission vielleicht nie Gelegenheit gehabt, ihre Ziele zu verfolgen, und weshalb sie gerade hier angelegt, ist wirklich ein Rätsel. Vielleicht hat man bei der Gründung gedacht, man würde die Wakamba, Wataita etc. veranlassen können, ihre Kinder zur Mission zu senden. Es ist jedenfalls später niemals der Fall gewesen. Zur Zeit waren nur einige wenige Massai-Knaben dort. So erscheint die Mission an und für sich ganz vorzüglich, und an der zu kultivierenden Bevölkerung ist nur das eine auszusetzen, dass sie nicht vorhanden ist. Diejenigen Herren, die ihre Thätigkeit der Mission widmen wollten, sind leider stets vom Unglücke verfolgt worden. Zwei derselben verschwanden erst kürzlich auf der Jagd auf nicht aufgeklärte Weise; wahrscheinlich wurden sie von Massai erschlagen. Die Mission besitzt ausgedehnte Gebäulichkeiten und hübsche Garten-Anlagen, in denen mir besonders der vorzüglich gedeihende Kaffee auffiel.

Bis hierher waren zur Zeit die Vorarbeiten der Eisenbahn in Angriff genommen worden; man hatte jedoch nur wenig erreicht, da aus Mangel an Arbeitskräften vorläufig wieder ein Stillstand eintreten musste.

Hinter Kibwesi, durch den wasserlosen Küstenstrich, sind Gewaltmärsche erforderlich, und so liess ich meine Lastesel und alles nur irgendwie Entbehrliche zurück.

Die Gebirge mit ihrer angenehmen Temperatur und ihrem dauernden Ueberflusse an Wasser lagen hinter uns, und mit dem Eintritt in die Ebene hatten wir wieder Gelegenheit, die langentbehrte tropische Hitze zu geniessen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Marsch war wenig interessant, bot auch natürlich nicht viel Neues. Wild sah ich keines, am Wege war es nicht zu bemerken. Seitswärts nach dem Kilimandscharo hin sollen die Verhältnisse garnicht übel sein, allein es war so heiss, dass ich nicht die geringste Lust verspürte, nachmittags mein Zelt zu verlassen. Ausserdem war man weniger zu unnötiger Bewegung aufgelegt, da ich fast stets schon um 3 Uhr morgens Reveille blasen und denkbar grosse Märsche machen liess. Erwähnenswert ist vielleicht noch die Station Ndii, die etwas abseits am Wege ungefähr in gleicher Höhe mit dem Kilimandscharo liegt, dicht an den Ndii-Bergen. Sie besteht aus einer ganz kleinen Boma und wenigen Askari zur Bedeckung. Die Station ist hübsch gelegen, aber ungesund; das von den Hügeln herabströmende Wasser erhält das ganze Gebiet stets feucht und sumpfig.

Die Bevölkerung sind die Wataita, ein Bantu-Stamm, vielleicht den Waschagga verwandt. Sie benutzen Pfeil und Bogen. Im übrigen bin ich nicht in der Lage, etwas Näheres von ihnen mitzuteilen, da ich nicht in Berührung mit ihnen kommen mochte. Es herrschte gerade eine nach ihrer Ursache und ihrem Wesen unbekannte Epidemie, der die Einwohner zahlreich zum Opfer fielen.

Am 18. März erreichte ich den Beginn der Bahn resp. des regelmässigen Verkehrs. Traciert ist die Linie schon weiter, wie ich vorher erwähnte. Der thatsächliche Betrieb erstreckte sich auf 31 Meilen. Mit Genehmigung der Behörden lud ich die gesamten Leute und Lasten in einen mir zur Verfügung gestellten Zug und erreichte nach wenigen Stunden Mombassa. Die Bahnhofs-Anlagen liegen ungefähr 1½ Meilen von der Stadt und sind im grossartigsten Stile angelegt, genügend, einen auch noch so grossen Bahnverkehr dereinst zu bewältigen.

Am 19. März war die Expedition beendet, ich fuhr nach Zanzibar und von dort an der Ostküste hinunter nach Südafrika, um in längerem Aufenthalte in Natal, Transvaal, der Kap-Kolonie und Rhodesia meine kolonialen Kenntnisse zu erweitern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Ergebniss der Expedition besteht in den sehr genauen kartographischen Aufnahmen, den geographischen, mineralogischen, geologischen, zoologischen und botanischen Untersuchungen, sowie in den umfangreichen jagdlich zoologischen, photographischen und speziell etnographischen Sammlungen. Inwieweit diese meine Forschungen und Bemühungen von thatsächlichem Werte für die Wissenschaft sind und was an denselben neu, das muss die Zukunft nach vollendeter Bearbeitung ergeben. Ich habe es daher heute vermieden, die rein wissenschaftliche Seite zu berühren, da alles diesbezügliche noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden kann.

---

Druck von Trowitzsch & Sohn, Berlin SW., Wilhelmstr. 29.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Meine

# Reisen in Syrien

und

# Palästina

mit

besonderer Berücksichtigung der dortigen Deutschen Tempelgemeinden.

Mit einer Karte.

Vortrag

von

**Said Ruete,**
Prem.-Leutnant.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Die Versammlung fand statt am **Donnerstag, den 12. Mai 1898** im grossen Saale des **Hôtel Kaiserhof.**

---

Nachdem der Vorsitzende Se. Durchlaucht der *Prinz von Arenberg* die Versammlung eröffnet hatte, verlas der Schriftführer, Herr *Selberg*, die Namen der neu eingetretenen Mitglieder wie folgt:

*Oskar Neumann*, Afrikareisender. — *Henry Fels*, Kaufmann. — *Spring*, Kapitän. — *von Berg*, Major a. D. — *Kleinke*, Rentier. — *von Arnim*, Major a. D. — *Göge*, Eisenhahninspektor. — *Gotzheim*, Generalmajor z. D. — *M. Winterfeldt*, Justizrat. — *Alfred Pätzold*, Dr. phil. — *von Gülpen*, Kaufmann. — *Edler v. d. Planitz*, General. — *Ernst Schellhass*, Kaufmann. — *Edmund Beurlen.* — *von Cranach*, Oberst. — *Kurt Leuschner*, Kaufmann. — *Abbes*, Major a. D. — *von Mackensen-Astfeld*, Major a. D.

Hierauf erhielt Herr Prem.-Leutnant *Said Ruete* zu seinem Vortrage: „Meine Reisen in Syrien und Palästina" das Wort:

Mit aufrichtiger Freude begrüsse ich die ehrende Aufforderung des hohen Vorstandes der Abteilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft in ihrer Mitte einen Vortrag über eine mehrwöchentliche Reise in Syrien und Palästina, welche mir im Jahre 1894, während eines einjährigen Kommandos zum Kaiserlichen Konsulat für Syrien zu Beirut auszuführen vergönnt war, zu halten.

Begreiflicherweise wird sich manchem die Frage aufdrängen, welcher Zusammenhang zwischen jenen Ländern und der deutschen Kolonialbestrebung eigentlich besteht. Und so möchte ich denn, bevor ich auf die Einzelheiten meiner Reise, zu der Beschreibung von Land und Leuten übergehe, dieser Frage näher treten und dieselbe zu beantworten versuchen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir alle wissen, dass unser einiges Vaterland mit der Stunde, wo weitsehende Männer auf der Dünenküste von Angra-Pequena das deutsche Banner entrollten, in den Kreis der Kolonialmächte Europas eingetreten ist. Noch sind seit jenem denkwürdigen Tage keine 2 Jahrzehnte verflossen, und ein jeder Deutscher, der einen Atlas zur Hand nimmt, kann mit berechtigtem Stolze ersehn, welche grossen Gebiete des Erdkreises wir heute zu unseren Kolonien zählen.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, die unstreitbaren Vorzüge unserer Kolonisation, zu der einzelne opferfreudige vaterlandsliebende Männer und zielbewusst voranstrebende Gesellschaften in allererster Linie die Anregung gaben, näher zu beleuchten.

Vielmehr habe ich am heutigen Abend die Absicht, Ihre geneigte Aufmerksamkeit auf jene deutschen Kolonien zu lenken, welche innerhalb fremdländischer Grenzpfähle die Vorposten deutscher Kultur und Gesittung darstellen, und welche wohl wert sind, die Sympathien des Heimatlandes in hervorragender Weise zu geniessen.

Tausend und abertausende von Deutschen verlassen alljährlich mit Weib und Kind die vaterländische Scholle, um in fernen Weltteilen ihrem Glücke nachzujagen oder um sich eine neue Existenz zu gründen.

Erwiesenermassen geht ein bedeutender Prozentsatz dieser Leute, sowie sie der Heimat den Rücken gekehrt haben, dem Deutschtum verloren. Im harten Kampfe um das Dasein, inmitten einer bunt zusammengewürfelten Gesellschaft, verlieren sie schnell das Gefühl der Zugehörigkeit zum Vaterlande; dasselbe bietet ihnen auch keine greifbaren Vorteile mehr, und so wird das Deutschtum schneller abgestreift, als man gemeinhin annimmt.

Wie weit erfreulicher stellen sich hingegen die Verhältnisse dort dar, wo sich, wie z. B. in Südbrasilien — in den Provinzen St. Catharina und Rio Grande do Sul — sowie in Syrien und Palästina — dem Gebiete meines heutigen Vortrages — lebenskräftige rein deutsche Ansiedlungen finden,

in denen die Liebe und das Gefühl der Zugehörigkeit zum deutschen Vaterlande gepflegt und bethätigt wird.

Gestatten Sie mir zunächst auf die Geschichte der deutschen Kolonien Syriens und Palästinas hier näher einzugehen. In den 50er Jahren unseres Jahrhunderts erwachte in Württemberg unter der Leitung von Christoph Hoffmann eine religiöse Bewegung, welche in den Weissagungen der Propheten des alten Testaments ihr religiöses und sociales Programm für den Ausbau der christlichen Gemeinde fand.

Diese durch glühende Begeisterung getragene Bewegung führte im Jahre 1860 zur Konstituierung der freien Religionsgesellschaft des Tempels oder der Jerusalemsfreunde; diese Tempelgemeinde sah es als ihre nächstliegendste Aufgabe an, eine Idealgemeinde im Lande der Verheissung darzustellen, um dann von hier aus neu belebend auf die kirchlichen und socialen Verhältnisse Europas einzuwirken. Aus dieser Auffassung heraus wurde im Jahre 1868 zur Gründung einer Kolonie in Haifa und fast gleichzeitig auch in Jaffa geschritten. Später wurden auch in Sarona bei Jaffa und vor den Thoren Jerusalems seitens der Templer Kolonien gegründet.

Ich werde im Laufe meines Vortrages eine kurze Beschreibung der einzelnen Kolonien geben und hoffe, dass mein Vortrag ein wenig dazu beitragen möge, erneut das Interesse für jene Länder wach zu rufen, welche — ganz abgesehen von ihrer kulturhistorischen und religiösen Bedeutung — für viele hunderte deutscher Bürger eine neue Heimat geworden sind. Für Länder, wo deutscher Fleiss und deutsches Wesen bereits Bedeutendes geleistet haben, und vor allem bei thatkräftiger Förderung weit mehr leisten könnten.

Und so komme ich denn nunmehr zur Beschreibung meiner Reise und bitte Sie, hochverehrte Versammlung, mir im Geiste nach dem sonnigen Süden zu folgen. —

Der Orient bildet alljährlich das Ziel tausender von Reisenden und im steten Zuwachs ist der Strom der Fremden

begriffen. Besonders Unter-Egypten, in wenigen Jahrzehnten den Fortschritten europäischer Kultur erschlossen, bildet sich immer mehr zum Winteraufenthalt wohlsituierter Europäer, in Sonderheit der englischen high-life, aus.

Anders mit Syrien und Palästina. Ist auch die Zahl der alljährlich Jerusalem und Damaskus besuchenden Fremden keine unbedeutende, so lässt sich dieselbe mit derjenigen Egyptens nicht parallelisieren.

Sehr gering hingegen ist noch die Zahl derer, die sich den Unannehmlichkeiten einer Reise durch das Land unterziehen. Hier ist man als einzigstes Transportmittel auf das Pferd, für einzelne Wüstenstrecken auf das Kamel angewiesen. Aber wer Müdigkeit, schlechte Unterkunft und die Einförmigkeit des Zeltlebens nicht scheut, wird sich durch die Mannigfaltigkeit seiner Erlebnisse reich entschädigt fühlen.

Ich hatte mir das Frühjahr als Reisezeit gewählt, und nachdem die einzuschlagende Route festgestellt, die vielfachen Vorbereitungen beendet, trat ich an einem der letzten Märztage mit Sonnenaufgang die Reise von Beirut aus an.

Meine Begleitung bestand aus einem Dragoman des Konsulats, einem feingebildeten Levantiner, sowie der erforderlichen Dienerschaft. Das Gepäck, auf das Nötigste beschränkt, wurde von zwei Maultieren getragen.

Ich war bekleidet mit einem leichten Reitanzuge, einem Tropenhelm mit Schleier zum Schutz des Nackens und einem langen weissen Mantel zum Schutze gegen Staub und zur Abwehr der Sonnenstrahlen.

Für den ersten Tag war Sidon das Reiseziel. Der Weg führt zumeist hart der Küste entlang und ist derartig schlecht, dass er auf die Bezeichnung einer Strasse nicht Anspruch erheben kann. Sehr steinig und rauh, ist er an vielen Stellen so eng, dass das Ausweichen mit einer entgegenkommenden Karawane fast unmöglich erscheint. Und dieser Karawanen sind viele. Ich zählte solche von einer Länge von 30 Kamelen, welche hintereinandergebunden, beladen

mit den Erzeugnissen des Landes, den seit Jahrtausenden benutzten Pfad nach Beirut zogen. Eine solche Karawane ist von etlichen Beduinen begleitet, von denen stets einer, auf einem Esel reitend, den Zug eröffnet. Ich kann mich nicht entsinnen, je einer Karawane begegnet zu sein, die nicht von einem Langohr angeführt worden wäre.

Schon bei unserem Aufbruch hatte sich der Himmel mit dichtem Gewölk bezogen, grosse Scharen von Zugvögeln flogen wie gescheucht und unter lautem Gekreisch dem Gebirge zu. Ein orientalischer Regenguss, gegen den unsere Platzregen noch milde erscheinen, war im Anzuge. Rechtzeitig erreichten wir nach ca. dreistündigem Ritt die Behausung eines Emirs des Libanon, jener vielen Abkömmlinge aus fürstlichem Geblüt, die, wenn sie auch Mittel und Macht verloren, ihren angeborenen Stolz nie verlieren werden.

Wie alte Bekannte wurden wir empfangen und unter der Versicherung, dass sein Haus durch unser Erscheinen besonders geehrt würde, von dem Herrn des Hauses, Emir Chalil, in den Empfangsraum geführt. Mit den Gebräuchen des Orients leidlich bewandert, nahm ich den Ehrenplatz auf dem um den ganzen Raum herumlaufenden Divan ein, schlug das eine Bein über das andere, und nun begannen die endlosen Höflichkeitsphrasen, die ich im schlechten Arabisch kaum zu erwidern vermochte, hätte der Dragoman nicht immer nachgeholfen. Mindestens zum dritten Male hatte mir der edle Emir sein Haus und Hof zur Verfügung gestellt, als der Kaffee und die Cigaretten gebracht wurden. Dann erhielt ein jeder seine Wasserpfeife und das Gespräch wurde fortgesetzt. Der Regen liess nach, und ich mahnte zum Aufbruch. Aber hier hatte ich die Rechnung ohne Emir Chalil gemacht. „Was, Du willst weiter reisen, wo bereits in der Küche das Mahl bereitet und für die Nacht Dein Bett hergerichtet wird?“ Bei diesem Ansturm der Gastfreundschaft versagten meine arabischen Redewendungen. Nach längerer Debatte erklärte mir der Dragoman, dass es unmöglich wäre, vor genossener Mahlzeit das Haus zu ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lassen, und dass der brave Wirt noch nicht glauben könne, dass ich sein Nachtlager verschmähte. Was half's, ich musste essen und Limonade trinken, und als ich aufbrach, wollten die Vorwürfe kein Ende nehmen. Meine Begleitung war auch auf das beste verpflegt und die Tiere gefüttert worden. Mit den überschwänglichsten Segenswünschen liess mich der Gute endlich ziehen, mir noch eine Strecke das Geleit gebend.

Nochmals brach das Unwetter los, aber diesmal war kein Obdach in der Nähe; so zogen wir denn, ganz durchweicht, denn mein Kautschukmantel war nicht für orientalische Regengüsse präpariert, gen Sidon. Ein Freund des Dragomans, vorher benachrichtigt, erwartete uns etwa eine halbe Stunde vor dem Ort und begleitete uns nach dem Hause des deutschen Vizekonsuls, einem Levantiner, der uns auf das gastlichste empfing. Den nächsten Tag blieben wir in Sidon, denn erstens war das Wetter zur Fortsetzung der Reise nicht günstig und dann hatte ich infolge des langen Aufenthalts bei Emir Chalil noch nichts von Sidon gesehen. Sidon, schon zu homerischer Zeit eine der grössten Städte der alten Welt, ist jetzt ein Ort von 15 000 Seelen mit fast nur mohammedanischer Bevölkerung, die wegen ihres Fanatismus bekannt ist. Die Stadt selbst bietet wenig. Ein Gewirr enger Gassen, in den Bazaren ein reger Verkehr echt arabischer Gestalten. Interessant ist der Hafen. Derselbe ist nach dem Meere durch gewaltige Klippen abgeschlossen, die an einzelnen Stellen durch grosse Quadergefüge verbunden sind. Im Norden wird der Hafen durch eine vorgelagerte Insel abgeschlossen, auf der sich eine wohl aus dem 13. Jahrhundert stammende Citadelle befindet, die mit dem Festland durch eine Steinbrücke mit 8 Bogen verbunden ist. Der Stolz der Einwohner sind ihre Orangen- und Citronen-Gärten, die sich im grossen Umkreis um die Stadt herumziehen. In neuester Zeit hat Sidon durch die reichen Schätze, welche bei den Ausgrabungen der zahlreichen Nekropole gefunden wurden, das Interesse weiter Kreise auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich gelenkt. In einer Grabkammer wurden 1887 siebzehn prachtvolle griechische und phönizische Marmorsarkophage entdeckt, welche nach Konstantinopel gebracht wurden und infolge ihrer künstlerischen Ausführung die grösste Sehenswürdigkeit des dortigen Museums bilden.

Am folgenden Tag setzten wir unsere Reise nach dem geschichtlich berühmten Tyrus (oder Sur) fort. Etwa eine Stunde ist der Weg als fahrbar zu bezeichnen, dann wird er zum Saumpfad. Wir passierten mehrere durch den Regen stark angeschwollene Flüsse, aber nicht auf den Brücken, denn diese sind seit Monaten eingestürzt und niemand denkt daran, sie wieder aufzuführen. In den meisten Fällen ist das Wasser zu tief, als dass die Pferde durchwaten können, so durchschwimmen sie denn den oft recht stark dahinströmenden Fluss und dazu mit einer Gewandtheit, die wohl nur dem arabischen Pferde eigen ist. Unter den üppigen Oleanderbäumen des Litani machten wir gegen Mittag Rast und waren um vier Uhr in Tyrus, jetzt ein kleiner unbedeutender Ort. Bei dem Vornehmsten des Ortes fanden wir die gastfreieste Aufnahme. Der Sohn des Hausherrn begleitete mich nach der Stätte der alten Kreuzfahrerkirche. Hier soll sich nach Annahme vieler Geschichtsforscher das Grab des im Flusse Salef verunglückten Kaisers Friedrich Barbarossa befinden; die Ausgrabungen haben jedoch keine Sicherheit über die Lage des Grabes gegeben. Von der alten Kirche sind kaum noch die Grundmauern erhalten, sie hat zumal in den letzten Jahren als Fundgrube für Bausteine gedient; die türkische Regierung hat diesem Vandalismus keinen Einhalt geboten. Im Innern liegen schöne Säulen aus rotem Granit umher, die wohl als Schmuck der Pfeiler dienten. Rings um die Kirche zieht sich die frühere Begräbnisstätte der Kreuzfahrer, auf einem Terrain gelegen, welches dem Sultan persönlich gehört und nicht betreten werden darf. Das Ziel des nächsten Tages war Haifa am Fusse des Karmel. Der Weg, stets der Küste folgend, ist sehr beschwerlich. An vielen Stellen in den Felsen gehauen und sehr schmal,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist auf der einen Seite der senkrechte Absturz — bis 200 m und mehr — zum Meere, auf der andern steigt der Felsen fast rechtwinklig an, so dass ein Ausweichen oft recht unangenehm ist. Der Tag war sehr heiss und nirgends bot der Weg Schatten. Gegen Mittag rasteten wir in einem Fellachenhause am Wege und nahmen ein einfaches Mahl, aus Eiern und Milch bestehend, zu uns. Da wir im Fastenmonat der Muhamedaner waren, verschmähten trotz grosser Abspannung unsere Leute, irgend etwas zu essen oder gar zu trinken, sondern verrichteten, nachdem sie am Rande eines Wasserbassins die vorgeschriebene Waschung vorgenommen hatten, barhäuptig ihre Gebete. Als wir im weiteren Marsche einige Orangen kaufen wollten, verweigerte der Besitzer des Gartens auf das entschiedenste diese erfrischende Frucht. „Es ist Fasten, und einem Christen werden wir nie etwas geben," war die Antwort des fanatischen Muselmannes.

Gegen drei Uhr gelangten wir in die Gegend von Akka. Auf der fruchtbaren weiten Ebene vor der Stadt hatte ein Kavallerie-Regiment — die Dragoner von Beirut — ihre Campements aufgeschlagen. Die Kavallerie- und Artillerie-Regimenter Syriens gehen nämlich während der Monate März und April auf ca. sechs Wochen auf die Prärien zur Grasfütterung, denn das arabische Pferd, welches sonst nur mit Gerste und Häcksel gefüttert wird, bedarf dieser Grünfutterperiode.

Ich begrüsste einige mir bekannte Offiziere, und dann übergaben wir unsere Pferde, an dem Thor von Akka angekommen, unserer Bedienung, welche dieselben nach dem etwa zwei Stunden entfernten Haifa brachte, da wir noch einen Gang durch den aus der Zeit der Kreuzzüge so bekannten Ort machen wollten, um dann das Ziel unserer Reise per Wagen zu erreichen. Akka bietet des Interessanten wenig; die vielfachen Verwüstungen, denen die Stadt ausgesetzt war, haben fast keine Spur höheren Altertums zurückgelassen. Bis vor einigen Jahren galt Akka als Hauptausfuhrort für die reichen Kornlager des Haurans, doch ist

diese kommerzielle Bedeutung des Ortes mehr und mehr auf das benachbarte Haifa übergegangen.

In einem Café am Meere tranken wir mehrere Schalen trefflichen Kaffees und rauchten ganz à l'oriental die gemütliche Wasserpfeife. Nach längerer Debatte und nachdem der geforderte Preis auf ein Drittel herabgehandelt war, vertrauten wir uns einem der hochrädrigen, natürlich federlosen und was Reinlichkeit anbetrifft, viel zu wünschen übrig lassenden Wagen an, der uns nach dem am jenseitigen Ufer der Akka-Bucht liegenden Haifa führte. Der Rosselenker hieb unbarmherzig auf die Pferde ein, und im rasenden Galopp ging es in $^3/_4$ stündiger Fahrt stets hart am Meere entlang, stellenweise eine Einbuchtung quer durchschneidend, dass die Pferde bis an die Brust im Wasser arbeiteten, bis vor die Thore der Stadt. Schnell ist der orientalische Teil des Ortes durchfahren, bei einer Wegebiegung leuchten rote Ziegeldächer uns freundlich entgegen, wir sehen eine deutsche Fahne lustig im Winde flattern, und nach wenigen Augenblicken halten wir vor einem stattlichen Hause, dem „Hotel Karmel". Wir sind auf der deutschen Kolonie.

Ich möchte nicht unterlassen, auf die Geschichte der Kolonie kurz einzugehen. Dieselbe wurde im Jahre 1869 von den Mitgliedern der württembergischen Tempelgenossenschaft gegründet. Die Kolonie zählt etwa 500 Seelen, von denen ungefähr die Hälfte der Tempelgemeinde angehört, und setzt sich aus Landwirten und Handwerkern zusammen, die fast mittellos hier einwanderten und es in verhältnismässig kurzer Zeit verstanden haben, ein echt deutsches Gemeinwesen zu gründen. Das Beschwerliche dieses Unternehmens kann erst recht gewürdigt werden, wenn man bedenkt, mit welchen Schwierigkeiten die Leute der türkischen Regierung gegenüber gekämpft haben und noch kämpfen. Mit eifersüchtigen Augen beobachten die Türken das Emporblühen dieser Fremdlinge, welche durch Ausdauer sich zu einem gewissen Wohlstand emporgearbeitet haben.

Jetzt besitzt die Kolonie Haifa eine eigene Schule und

einen Betsaal, welche von einem deutschen Geistlichen geleitet wird.

Am Abhange des Karmels sind von den Deutschen Weinberge angelegt, die einen trefflichen Wein geben. Die Umgebung der Kolonie macht einen vorzüglichen Eindruck. Die Felder sind in rationeller Weise bestellt — Windmühlen schwingen ihre gewaltigen Flügel, — kurzum man glaubt sich nicht in Syrien, sondern im deutschen Vaterlande zu befinden, wozu allerdings die deutschen Laute, die man überall vernimmt, wohl wesentlich beitragen. Der Hauptwert Haifas liegt in seinem Hinterlande; die Ebene Jesreel ist ausnehmend fruchtbar, nicht minder der Hauran, die Kornkammer Syriens. Zunächst fehlen allerdings die menschlichen Kräfte, welche den Boden rationell bestellen — sind aber jene Länderstriche erst einmal durch einen planmässig geleiteten Zuzug europäischer Auswanderer bevölkert, dann werden die reichen Erträgnisse des Landes keinen besseren Ausfuhrhafen als Haifa finden, und dem Orte selbst dürfte ein erfreuliches Emporblühen beschieden sein.

Es waren zwei schöne Tage, die ich hier mitten unter Deutschen verlebte, und nur ungern schied ich aus dem Kreise der Landsleute, die wohl wert wären die Sympathien weiterer Kreise in der Heimat zu besitzen.

Mein nächstes Ziel war der Karmel. Ein steiler, aber fahrbarer mit deutschem Gelde gebauter Weg führt hinauf zu dem in das Meer vorspringenden Vorgebirge, auf dessen äusserster Spitze das mächtige im italienischen Stil erbaute Karmeliter-Kloster liegt.

Die Geschichte des Ordens der Karmeliter reicht zurück bis in das 12. Jahrhundert. Das Kloster wurde, als Napoleon im Jahre 1799 Akka belagerte, als Lazarett für die Franken eingerichtet; kaum hatte der grosse Kaiser seinen Rückzug angetreten, so wurden die Verwundeten von den Türken ermordet. Ein später errichtetes Denkmal bezeichnet die Stelle, wo jene Opfer des religiösen Fanatismus ihre letzte Ruhestätte fanden. In der Regel wird das Kloster

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nur von 20 Mönchen bewohnt, doch ist es räumlich so gross, dass der alljährlich aus Frankreich eintreffende Pilgerzug, der bis zu 1000 Seelen zählt, beherbergt werden kann. Vor dem Kloster erhebt sich ein mächtiger Leuchtturm, der weithin sichtbar ist.

Auf dem höchsten Punkte des Vorgebirges steht ein von Deutschen errichtetes Kurhaus sowie ein stattliches modern eingerichtetes, ebenfalls von einem Deutschen gehaltenes Hotel, welches während der heissen Sommermonate von Erholungsbedürftigen viel besucht wird und auch uns ein vorzügliches Unterkommen bot.

Das Ziel des nächsten Tages war Nazareth, welches zumeist auf einer für orientalische Begriffe leidlichen Strasse von Haifa aus erreicht wird. Da ich jedoch den Karmel kennen lernen wollte, so hatte ich einen Führer besorgen lassen, der uns auf dem Gebirge entlang und von dem höchsten Punkt desselben herab nach dem Kisonthale geleitete.

Der Karmel ist wenig bekannt; teils hat dieses seinen Grund in der Unwegsamkeit des Gebirges, und dann ist die Sicherheit durch räuberische Horden bis vor wenigen Jahren noch sehr gefährdet gewesen.

Besonders schön ist während des Frühjahrs die Flora des Gebirges. Nach den langen Regengüssen des Winters blüht und grünt es an allen Orten, und für den Neuling hat die Farbenpracht der zahlreichen Blumenarten etwas besonders Fesselndes. Vor allem sind es die Anemonen, Tulpen und Alpenveilchen, welche hier vorherrschen. Die Fellachen des Karmels treiben Getreidebau und insonderheit Viehzucht.

Nach beschwerlichem, aber durch die Aussicht auf das weite Meer und nach der Landseite nach Galiläa und Samaria reich belohntem Ritt erreichten wir den südöstlichen Teil des Gebirges und stiegen nach kurzer Rast im Schatten einer kleiner griechischen Kapelle steil hinab zu dem Bette des Kison, den wir auf einer Furt durchritten. Von hier

aus war die vorhin erwähnte Strasse nicht mehr fern; wir entliessen unsern Führer, der ehrerbietig oder durch die Freude über ein Trinkgeld veranlasst, den Saum unseres Mantels küsste. Wir erreichten die Strasse bei einem Eichenwalde und langten, durch die glühende Hitze recht abgespannt, nachmittags in Nazareth an. Der Ort liegt in einer Thalmulde an den Abhängen dunkler Kalkfelsen, von grünen Kaktushecken, Oliven und Feigenbäumen umgeben, und macht einen freundlichen Eindruck.

Nazareths Bedeutung liegt auf religiösem Gebiete, und wir finden auch die Bekenner der verschiedensten Glaubensrichtungen vertreten. Das Hauptinteresse fordert die dem lateinischen Kloster gehörende Kirche der Verkündigung, welche den Felsen umschliesst, auf dem die Wohnung der Jungfrau Maria gestanden haben soll. Zwei Säulen bezeichnen den Standort, welchen der Engel Gabriel und die Maria bei der Verkündigung inne hatten. Diesen Säulen wird eine aussergewöhnliche Wunderkraft zugeschrieben, und ich sah eine Schar laut schluchzender Pilger vor denselben knieen, die Erfüllung ihrer Wünsche erflehend. Auch die Küche der heiligen Jungfrau, eine Felsenhöhle, wird dem Besucher durch den begleitenden Klosterbruder gezeigt. Die Kirche ist mit Gold und silbernen Wertgegenständen in Gestalt von Ampeln, Bildern und dergleichen überladen.

Durch die ausserordentlich engen und schmutzigen Gassen der Stadt liess ich mich zu der Wohnung des griechischen Metropoliten Niphon geleiten, welcher mich auf das zuvorkommendste empfing und bewirtete. Es war eine interessante halbe Stunde, welche ich in Gesellschaft dieses feingebildeten Mannes verbrachte. Er hatte seiner Zeit den Prinzen Friedrich Karl auf dessen Orientreise von Jerusalem nach dem Toten Meer begleitet, und zeigte mir mit Stolz die Photographie des Prinzen und seiner Begleiter. Als er hörte, dass ich den Tabor zu besteigen beabsichtige, gab er sogleich Befehl, ein Empfehlungsschreiben an den Oberen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des griechischen Klosters auf dem Tabor für mich aufzusetzen, welches er mir am nächsten Tage übersandte.

Am folgenden Mittag ging es weiter nach Tiberias. Am Ostausgang von Nazareth berührten wir den Marienbrunnen, die einzigste Quelle des Städtchens, so dass wir hier einen Ort vor uns hatten, an welchem sich Maria und Jesus, wenn es irgendwo sicher ist, öfters aufgehalten haben.

Auf dem Wege nach Tiberias durchritten wir das Kafe Kenna, das biblische Kana. Die vorgeschrittene Stunde erlaubte uns nicht die griechische Kirche zu besuchen, in der noch die Steinkrüge gezeigt werden, welche von der Hochzeit herrühren sollen.

Es war schon ganz dunkel, als wir nach sechsstündigem Ritt Tiberias erreichten und in dem Kloster der terra sancta, dessen Prior ein charmanter Rheinländer ist, gastliche Aufnahme fanden. Ausser uns wohnte noch ein Münchener Maler nebst Frau und Tochter hier, welcher eine grosse Zahl von Skizzen am See gemacht hatte. Noch bis zu später Abendstunde blieben wir Deutschen vereint, gedachten der Heimat und liessen uns von dem braven Pater Nobert viel Interessantes berichten. Am folgenden Morgen machten wir eine gemeinsame Fahrt am Ufer des fischreichen, 250 m unter dem Mittelmeer gelegenen Sees, nach den heissen Bädern im Süden der Stadt. Denselben wird eine besondere Heilkraft nachgerühmt, und sie werden besonders im Juni und Juli besucht. Die stärkste Quelle hat eine Wärme von 62° C. Das Wasser hat einen unangenehmen Schwefelgeruch und einen bitteren salzigen Geschmack.

Landschaftlich ist Tiberias sehr schön gelegen. Das blaue Becken des Sees und die denselben umschweifenden Berge haben für den Beschauer etwas besonders Fesselndes. Der weitgrösste Teil der Bewohner sind Juden, welche zum Teil aus Polen eingewandert, und wenn auch von dem Rothschild'schen Judenunternehmen thatkräftig unterstützt, hier in Armut und Schmutz ein klägliches Leben fristen. Das Klima des Ortes gilt als sehr ungesund; die Hitze im Sommer ist

für einen Europäer kaum zu ertragen. Im Innern des aus steinernen Gewölben aufgebauten Klosters steigt das Quecksilber bis 43° C.

Am Nachmittage verabschiedeten wir uns von den Klosterbrüdern und ritten dem etwa 4 Stunden entfernten Tabor zu. Die Gegend ist gut angebaut, und überall gewahrt man grosse Rinder- und Ziegenherden, vielfach sieht man die braunen Zelte der Beduinen, welche mit ihren Herden aus dem Ostjordanlande hierhergekommen sind, um ihrem Weiderecht obzuliegen.

Immer näher kommen wir dem gewaltigen Bergkegel des Tabor, der sich steil aus der Ebene heraus zu einer Höhe von 562 m erhebt. Die Abhänge sind bewaldet; es giebt hier eine Menge Wild, besonders Rebhühner, Hasen und Füchse. Der Aufstieg ist, da sehr steil, für die Pferde äusserst beschwerlich. Endlich hatten wir den Gipfel und somit das den Berg krönende Kloster erreicht.

Schon von weitem hatte man uns erspäht und ein Klosterbruder geleitete uns zu dem Prior, der uns, zumal als wir das Schreiben des Metropoliten überreichten, auf das zuvorkommendste empfing. Bis das Mahl bereitet war, führte uns der Prior auf das flache Dach des Klosters, von wo aus sich uns bei den letzten Strahlen der untergehenden Sonne eine unbegrenzte herrliche Aussicht bot.

Im Kloster herrschte reges Leben, denn für den kommenden Tag wurden tausend russische Pilger erwartet, und da galt es in den weiten Räumen Lagerstätten zu bereiten und die erforderlichen Lebensmittel bereit zu stellen.

Kurz nach Sonnenaufgang ritten wir zum Klosterthor hinaus; der Prior gab uns eine Strecke das Geleit, denn er wollte uns eine Höhle zeigen, die er kürzlich entdeckt und als zeitweilige Wohnstätte des Elias glaubte bezeichnen zu können. Die Gründe für diese Annahme verkündete er nicht und dürften wohl nur ihre Erklärung in dem Bestreben finden, mehr heilige Orte als die benachbarten lateinischen Brüder aufweisen zu können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Um die Geduld der verehrten Zuhörer nicht allzusehr auf die Probe zu stellen, will ich es unterlassen, die Einzelheiten des Weges nach Jerusalem hier näher vorzutragen. Derselbe führte mich in dreitägigem Ritt über Djenin und Nabulus, einer dicht bevölkerten, fast ausschliesslich muhamedanischen, zwischen den massigen Kegeln des Ebal und Garizim gelegenen Stadt, sowie über Ramalla vor die Thore der heiligen Stadt.

Ich glaube keine bessere und vor allem objektivere Beschreibung des religiösen Getriebes in Jerusalem geben zu können, als wenn ich einige Sätze aus dem vortrefflichen Werke von Professor Socin wiedergebe.

Dieselben lauten folgendermassen:

„Jerusalem übt auf die meisten Touristen im Osten die grösste Anziehungskraft aus; nicht wenige aber werden beim ersten Anblick der modernen, unsauberen Stadt, mit ihren winkligen, schlecht gepflasterten Gassen gar sehr enttäuscht sein. Es scheint anfänglich, als ob von der alten Stadt, wie wir sie als vielgerühmten Centralpunkt des jüdischen Reiches uns vorstellen, von Zion und Moria allzuwenig mehr vorhanden sei. Erst bei tieferem Eindringen und Durchdringen des Schuttes und Wustes, der sich über den alten heiligen Stätten gelagert hat, offenbart sich das interessante Bild des alten Jerusalem, und zwar um so deutlicher, je gründlichere Vorkenntnisse in geschichtlichen und topographischen Fragen man mitbringt. Um je länger und öfter der Reisende in Jerusalem verweilt, desto mehr Interesse flössen ihm die alten Ruinen ein, und es wird ihm zuletzt klar, wie das düstere Bild der modernen Stadt, der physische und geistige Zerfall so recht als Schlussstein zu der gesamten grossen Geschichte, welche hier gespielt hat, passt. Gerade das Zerrbild von Religion, wie es in Jerusalem zu Tage tritt, der Fanatismus und die feindselige Abgeschlossenheit der so

verschiedenen religiösen Gemeinschaften giebt heute dieser Stadt ihren geistigen Charakter, den einer heiligen Stadt, welche als Hauptsitz dreier Weltreligionen in der Weltgeschichte von jeher eigentlich nur für diesen Zweig des Geisteslebens Bedeutung gehabt und nach keiner anderen Seite hin eine irgend wichtige Rolle gespielt hat. Eine Stadt, in der sich der Fremde belustigen könnte, ist also Jerusalem nicht, denn alles nimmt hier einen religiösen Anstrich an; und gerade in religiöser Beziehung sind die Eindrücke, die man in Jerusalem erhält, nichts weniger als erfreulich. Die einheimischen Christen aller Religionsparteien stehen keineswegs auf der Höhe ihrer Aufgabe, der gehässige Kampf, der zwischen den Parteien tobt, wird mit sehr unlauteren Mitteln geführt, und so ist die Verachtung, mit welcher der gläubige Jude und Muhamedaner auf den Christen herabschaut, eine nur zu wohlverdiente."

Soweit die Charakteristik der Stadt im allgemeinen.

Die mir zur Verfügung stehende Zeit gestattet mir nicht, eine weitschweifige Beschreibung der Stadt Davids zu geben. Die ausgelegten Photographien werden in diesem Punkte meinen Vortrag ergänzen.

Von allgemeinerem Interesse dürfte es sein, die Grabeskirche und die grosse Felsenmoschee hier näher zu beschreiben.

Die Grabeskirche verdankt ihre Entstehung dem Kaiser Konstantin, der, wie die Legende berichtet, bei Ausgrabungen wider alles Erwarten das Grab Christi fand. Einer göttlichen Eingebung zufolge pilgerte die kaiserliche Mutter Helena nach Jerusalem und fand in Gemeinschaft mit dem Bischof Macarius neben dem heiligen Grabe auch das Kreuz Jesu.

Ueber diese Stätte wurde nun im Anfange des 4. Jahrhunderts eine prächtige Basilika gebaut; Feuer und Schwert haben im Wandel der Jahrhunderte an dieser Stätte ihr

Vernichtungswerk vollbracht. Die Grabeskirche der Gegenwart hat mit der alten Basilika noch kaum etwas gemein. An- und Umbauten aus den verschiedensten Epochen geben der heutigen Kirche einen eigenartigen Anstrich.

Wir betreten dieselbe durch das Portal der Hauptfaçade, nachdem wir einen gepflasterten Platz überschritten haben, auf dem Reliquien und Heiligenbilder zum Verkauf geboten und für teures Geld von den spekulativen Verkäufern erhandelt werden; denn jeder Pilger will eine am Grabe von Priesterhand geweihte Erinnerung mit in die Heimat bringen.

Wir schreiten vorbei an den in der Vorhalle sitzenden, rauchenden und Kaffee trinkenden muslemischen Wächtern, welche, von der türkischen Regierung bestellt, die Ordnung unter den aus allen Weltteilen herbeigeströmten Pilgern aufrecht zu erhalten haben; ein für den gebildeten Christen natürlich wenig angenehmer Anblick.

Den Hauptteil des Gebäudes bildet die Grabrotunde, welche nach oben durch eine Kuppel abgeschlossen ist. Breite Galerien laufen in zwei Stockwerken um die kreisförmige Mauer herum.

In der Mitte dieser gewaltigen Rotunde befindet sich die eigentliche Grabeskapelle, in deren Besitz sich die Armenier, Lateiner, Griechen und Kopten teilen. Der barocke Stil dieser Kapelle ist am besten an der ausliegenden Photographie erkenntlich. Vor dem Eingang erheben sich gewaltige Leuchter. Lange müssen wir warten, bis wir in die Kapelle eintreten können, denn der das Grab umschliessende Raum gewährt nur für 3—4 Personen Platz. Durch eine niedrige Pforte, welche jedermann zwingt, in gebeugter Stellung dem Grabe zu nahen — die weitaus grösste Zahl der Pilger rutscht auf den Knien zu der heiligen Stätte — treten wir vor das Grab, einer mit Marmorplatten belegten Bank.

Der in dem kleinen Raume herrschende Weihrauchgeruch, die Pracht der von der Decke herabhängenden, den verschiedensten Konfessionen gehörenden 43 goldenen Lam-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

pen, der am Grabe gelehnte Priester, welcher von jedermann eine Gabe erwartet, die überschwänglichen Gefühlsausbrüche zweier neben mir befindlichen russischen Frauen, die mit sanfter Gewalt zum Verlassen der Grabstätte veranlasst wurden, um anderen Platz zu machen, — alle diese Umstände wirken drückend und thun der gehobenen Stimmung Abbruch.

Sind die meisten heiligen Stätten in der Kirche Gemeingut der Konfessionen, so hat doch jede noch mehrere Kapellen für sich gesondert. Ich begnüge mich, hier einige der religiöse Verehrung geniessenden Gegenstände aufzuführen: die Stelle, auf der Abraham den Isaak opfern wollte; der Stein, auf welchem der Engel am Grabe sass; die Stelle, wo Jesus der Maria Magdalena erschien; der Standort beider durch einen Marmorring bezeichnet; die steinerne Säule, an der Jesus gegeisselt wurde; ein Stein mit zwei Fussabdrücken Jesu; der Stein, auf welchem der Leichnam Jesu gesalbt wurde; die Stelle, an der die Mutter Jesu der Salbung beiwohnte, und noch viele andere mehr.

Die Grabeskirche umschliesst auch die Kreuzigungsstätte Jesu, die etwa vier Meter über dem Niveau der Kirche gelegen ist und anscheinend keine natürliche Erhöhung darstellt. Neuere Forschungen bestimmen die Stätte von Golgatha ausserhalb der Stadtmauern, bei dem Damaskusthor. Eine in Silber gefasste Oeffnung zeigt, wo das Kreuz im Felsen gesteckt hat. Dicht daneben, durch eine verschiebbare Messingplatte verdeckt, der Felsenspalt, welcher sich bei dem die Kreuzigung begleitenden Erdbeben gebildet hat.

Zur Zeit der griechischen Ostern herrscht in der Grabeskirche das bewegteste Leben, denn am Sonnabend vor dem Feste wird hier durch Priesterhand das vom Himmel gefallene heilige Feuer verteilt. Dieses Wunder wird nur noch von den Griechen besorgt; sobald alle Lichter verlöscht sind, begiebt sich ein Teil der hohen Geistlichkeit in die Grabeskapelle, das Volk ist in Spannung, die Priester beten; endlich wird das vom Himmel gefallene Licht aus einer Lücke

des heiligen Grabes herausgereicht, wobei unbeschreibliche Tumulte entstehen, denn jedermann will zuerst seine Kerze anzünden. Im Augenblick ist alles erleuchtet, aber bei dem furchtbaren Gedränge geht es gewöhnlich nicht ohne bewegte Auftritte ab, und ereignet sich fast stets ein Unfall. Man lässt sich die schreckliche Katastrophe von 1834, wo mehr denn 6000 Leute in der Kirche versammelt waren, als ein plötzlicher Tumult ausbrach, nicht zur Warnung gereichen. Damals kamen gegen 300 Pilger ums Leben, denn die türkischen Wächter glaubten, man greife sie an, und hieben auf dieselben ein.

In unmittelbarster Nähe der Grabeskirche befindet sich der Muristan, ein Grundstück, welches im Jahre 1869 anlässlich des Besuches des Kronprinzen von Preussen in Konstantinopel vom Sultan der Krone Preussen geschenkt wurde. — Auf diesem historischen Boden stand einst die Wiege des Johanniter-Ordens, jetzt erhebt sich auf dieser Stelle die deutsche evangelische Kirche, zu deren Einweihung im Oktober dieses Jahres S. M. der Kaiser in Person erwartet wird.

Ich komme nun zur Beschreibung der Felsenmoschee, welche auf einem Platze erbaut ist, der seit uralter Zeit hohe religiöse Bedeutung hat. Hier stand der Altar, welchen David erbaute, hier erhob sich der prächtige Tempel Salomos.

Die jetzige Moschee erhebt sich in der Mitte jenes zum Teil durch gewaltige Unterbauten geschaffenen Tempelareals von etwa 12 000 qm und geniesst seitens der Muhammedaner nach der heiligen Kaaba von Mekka die grösste Verehrung, weshalb bis zum Krimkriege auch kein Christ diese Moschee betreten durfte. Die Juden verzichten noch heutzutage auf den Besuch der Moschee, weil sie fürchten, irgendwo auf die Stelle des Allerheiligsten zu treten.

Auch jetzt ist dem Christen der Besuch nur in Begleitung eines türkischen Soldaten und eines Konsulatskawassen gestattet, und müssen beim Eintritt Ueberschuhe

angelegt werden. Der Bau reicht zurück bis in das Jahr 690 und verdankt seine nunmehrige Gestalt dem Sultan Soliman dem Prächtigen. Die Kreuzfahrer hatten den Felsendom zu einem templum domini gemacht, im Wandel der Jahre hat das Kreuz auf der Kuppel wieder dem Halbmond weichen müssen.

Die Moschee steht auf einer Plattform, von der wir die ganze mit grösseren und kleineren Gebäuden bedeckte Fläche übersehen. Die Moschee selbst ist ein stattliches, grosses, mit einer gewaltigen Kuppel überwölbtes Achteck, von etwa 50 m Durchmesser. Die Wände sind innen und aussen mit Fayence und Marmorplatten in den verschiedensten Farben überkleidet; die Kuppel ruht auf 12 mächtigen, gleichfalls mit Marmor bekleideten Pfeilern. Gedämpft fällt das Licht durch hohe Fenster, welche aus lauter kleinen verschiedenfarbigen Glasstücken zusammengesetzt sind. Ueberall sind Sprüche des Korans in kunstvoller Mosaik angebracht. Der Fussboden, zum Teil mit kostbaren Teppichen belegt, besteht gleichfalls aus verschiedenfarbigem Marmor.

In der Mitte, durch ein reich vergoldetes Gitter abgeschlossen, befindet sich der heilige Fels, der von jüdischen und muhammedanischen Traditionen umwoben ist. Am wahrscheinlichsten ist die Ueberlieferung, dass hier der grosse Brandopferaltar gestanden hat, weil man in der That auf dem Stein eine Rinne für den Abfluss des Blutes gefunden hat.

Die Muslimen behaupten, dass der Fels ohne Stütze über einem Abgrund schwebe, obgleich man sich von der Hinfälligkeit dieser Auffassung überzeugen kann, wenn man in die Höhle desselben — wohl eine alte Cisterne — hinabsteigt. In dieser Höhle werden Stellen gezeigt, an denen David, Salomo, Abraham und Elias gebetet haben sollen. Muhammed hat an der Decke des Felsens einen Abdruck seines Kopfes hinterlassen. Der Prophet hat gesagt, ein Gebet bei diesem Fels ist besser denn 1000 Gebete anderswo. Obgleich Muhammed nie in Jerusalem war, wird in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Felsen ein Loch gezeigt, durch welches er mit dem Wunderpferde Burak in den Himmel entrückt ist. Da der Fels den Propheten gen Himmel begleiten wollte, musste der Engel Gabriel ihn zurückhalten; die Spuren der Engelshand werden verehrt.

In der Moschee wird uns noch eine Fussspur des Propheten und die heilige Fahne gezeigt.

Wir verlassen die Moschee, nachdem wir auf einer kleinen Marmorplatte von grünlicher Farbe ein Geldopfer hinterlassen haben, denn ohne diese Gabe kommt, wie der listig lächelnde Führer behauptet, kein Besucher der Moschee in den Himmel.

Ausser diesen beiden soeben geschilderten heiligen Stätten der Christen und Muhammedaner giebt es naturgemäss noch eine Menge des Interessanten in Jerusalem, deren Schilderung mich jedoch zu weit führen würde.

Ich verweilte 6 Tage in Jerusalem und besuchte unter anderem die jüdischen Königsgräber, die armenische Kirche, die abessinische Kirche; täglich führte mich mein Weg durch die via dolorosa mit ihren vierzehn Leidensstationen, vor denen immer eine Schar Pilger, ungehindert durch das rege Strassenleben, auf den Knien liegt. Ich besuchte den Garten Gethsemane, der von den Franziskanermönchen gepflegt, sehr alte Olivenbäume enthält, die wohl schon zur Zeit Christi hier gestanden haben. Ich ritt hinauf nach dem Oelberg zu den vielen geheiligten Stätten und übersah von der Plattform des sechsstöckigen Aussichtsturmes das jenseits des Kidronthales malerisch gelegene Jerusalem mit seinen Kuppeln und Zinnen. An einem Freitag Nachmittag besuchte ich die Klagemauer der Juden, die Grundmauer des alten Salomonischen Tempels, an der dicht gedrängt, mit dem Kopf gegen die Mauer gelehnt, die Juden laut weinend und heulend den Verlust dieses stolzen Baues beklagen, aber in ihrem Schmerze immer noch Musse genug finden, den Fremden anzubetteln.

In unmittelbarer Nähe der nach Bethlehem führenden Strasse, im Südwesten der Stadt, befindet sich die deutsche

Tempelkolonie, die nach der Ebene, in der sie liegt, den Namen Rephaim führt; hier befindet sich die Zentralleitung der Tempelgesellschaft sowie das Lyceum des Tempelstifts, eine Verbindung von Volksschule und Realschule. Die Kolonie zählt etwa 320 Seelen; vorwiegend wird auch hier ein vorzüglicher Wein gebaut, der sich zum Export wohl eignet. Ich möchte an dieser Stelle des von der Herrenhuter Brüdergemeinde unterhaltenen, seit länger denn 10 Jahren segensreich wirkenden Aussätzigenhauses Erwähnung thun, welches wenige Minuten von der Kolonie entfernt liegt.

Dicht bei der Kolonie — und für diese sehr wertvoll — befindet sich die Station der Bahn Jaffa-Jerusalem.

Ich selbst besuchte zweimal Jaffa, immer auf dem Seewege — doch vertrauen wir uns lieber jetzt der Bahn an, zu deren Erbauung deutsche Mittel nicht unwesentlich beigetragen haben, und fahren hinab nach der Hafenstadt. Vom Bahnhofe in Jaffa haben wir nur wenige Schritte bis zu der freundlich gelegenen deutschen Kolonie, welche etwa 350 Seelen zählt. Die meisten der Bewohner sind Gewerbetreibende oder liegen dem Handel ob, der hier ziemlich rege ist; einen Haupthandelsartikel bilden die Orangen, die in künstlich bewässerten Gärten, die die Stadt in grossem Umkreise umgeben, gezüchtet und in ungeheuren Massen exportiert werden.

In der Ebene Saron im Nordosten der Stadt, und mit dieser durch eine leidliche Fahrstrasse verbunden, liegt die Acker- und Weinbaukolonie Sarona, ein kleines in sich abgeschlossenes rein deutsches Dorf mit etwa 300 Bewohnern. Gleich wie in den übrigen Kolonien des Tempels hat auch hier jedes Haus seinen kleinen Garten, in dem sorgsam Blumen und Gemüse angepflanzt sind, und wo auch der Bienenstock keine Seltenheit ist. Die Fruchtbarkeit der Saron-Ebene schildert schon das alte Testament; ganz besonders wertvoll für den Kolonisten ist der Umstand, dass der Boden überall Wasser giebt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Kolonien in Jaffa sowohl wie in Sarona haben ihre eigene Volksschule. —

In letzter Zeit wurde in den Zeitungen auf die Verdienste hingewiesen, welche sich Deutschland um die Besitzverhältnisse seiner Unterthanen in Jaffa erworben hat.

Es wurde dabei auf das Irade des Sultans vom 23. Dez. v. J. Bezug genommen, welches bestimmte, dass der deutsche Grundbesitz in Jaffa insofern Privateigentum (Milk) sein solle, als es nicht in dem 1895 von einer Kommission als Staatseigentum (Miri) bezeichnet worden sei. Es dürfte von Interesse sein, hierauf noch etwas eingehender zurückzukommen. Nach altem Herkommen und türkischem Gesetz sind das Wohnhaus, die dazu gehörigen Gebäude, sowie die dieselben umgebenden Gärten unantastbares Eigentum. Im Gegensatz dazu steht das Erbpacht- oder Staatsland. Die Nachteile des Mirilandes sind folgende: auf demselben ruht neben der Grundsteuer noch die Leistung des Zehnten vom Ertrage. Ferner kann es nicht testamentarisch vermacht werden. Es darf sich nur nach türkischem Erbfolgegesetz auf Frau, Geschwister und die übrigen Nachkommen vererben. Sind Erben im Sinne dieses Gesetzes nicht vorhanden, so fällt es dem Staate zu. Das Bauen auf Miriland ist von einer zeit- und geldraubenden Erlaubnis von den höchsten türkischen Behörden in Konstantinopel abhängig. Endlich ist das Miriland auch verletzbar, d. h. der türkischen Behörde stets zugänglich und unter Umständen sequestrierbar. Milkbesitz dagegen ist unverletzlich. Es kann ohne Erlaubnis des Eigentümers oder des Konsulats von keiner türkischen Behörde betreten werden. Als sich die deutschen Templer in Palästina niederliessen, wurden alle von ihnen und anderen Deutschen erstandenen Grundstücke als Milk gekauft und unter diesem Gesetztitel sogar übertragen. Später, als die Deutschen durch ihre fleissige Arbeit die von ihnen erworbenen Wüsteneien in blühende Obstgärten verwandelt hatten, lag es im Interesse der türkischen Behörden, Verwirrung in den Besitzverhältnissen zu stiften. Unter nichtigen Vor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wänden wurde Milk-Land in Miri, also Erbpachtland, verwandelt, bei dessen Inhabern man nach Willkür die Steuerschraube anlegen konnte. Schon seit zwanzig Jahren litten die deutschen Kolonisten aufs bitterste unter dieser Rechtsunsicherheit. Bereits im Jahre 1875 wurde das deutsche Auswärtige Amt angerufen. Aber erst im Jahre 1895 konnte die Pforte zu einer Revision des Grundbuches, zu deren Ueberwachung ein Kommissionär vom Auswärtigen Amt gesandt wurde, bewogen werden. Erst der jetzigen deutschen Reichsregierung aber war ein wirklicher Erfolg beschieden.

In nicht minder dankenswerter Weise ist das Reich für die Interessen seiner Unterthanen in Jaffa und Sarona durch Errichtung eines Berufskonsulats — deren wir meines Erachtens in noch weit grösserer Zahl bedürfen — eingetreten.

Sehen wir somit, dass einerseits von der deutschen Regierung in den letzten Jahren Schritte gethan sind, welche unseren Kolonien in Palästina zweifellos zu Gute kommen, so bin ich andererseits der Auffassung, dass der leider immer noch sehr zaghafte deutsche Unternehmungsgeist sich weniger zurückhaltend zeigen sollte. Mit um so grösserer Genugthuung ist es zu begrüssen, dass sich vor einigen Monaten eine deutsche Palästina- und Orientgesellschaft gebildet hat, welche mit der Errichtung eines deutschen Bankgeschäftes in Jerusalem ihren ersten Schritt in die Oeffentlichkeit gethan hat.

Man kann im nationalen Interesse nur wünschen, dass sich die Hoffnungen dieser Gesellschaft, welche es sich zur Aufgabe gemacht hat, unseren Landsleuten im Orient eine rege und gesicherte Verbindung mit deutschen Kapitalskräften herzustellen, und dem Handel und Unternehmungsgeist der Deutschen in der Heimat neue Bahnen zu eröffnen, im reichsten Masse erfüllen mögen!

Da ich von Jerusalem aus das Ostjordanland bereisen wollte, so musste ich hier die zu einer solchen Reise nötigen Vorbereitungen treffen. Ich muss noch vorausschicken, dass die türkische Regierung nur sehr ungern die Erlaubnis zum

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ueberschreiten des Jordans erteilt, und ich wohl nur in Folge meiner dienstlichen Stellung schnell und ohne Bestechung der betreffenden Beamten den die Jordanbrücke öffnenden Pass erhielt. Der General-Gouverneur von Jerusalem gab, da er es für erforderlich erachtete, den Befehl zur Gestellung zweier Gendarmen, von denen ich jedoch von Jericho aus wieder einen heimwärts sandte, schon um einen auf Belohnung rechnenden Geist weniger um mich zu haben.

Während das Gepäck nach Jericho vorausgesandt wurde, trat ich mit meinem Begleiter den Weg nach dem durch eine gute Strasse mit Jerusalem verbundenen Bethlehem an. Wir verliessen die Stadt zu früher Stunde am Jaffa-Thor, an der Citadelle vorbeireitend. Ausserhalb des Thores kann man sich kaum der vielen Bettler erwehren. Gern wird man den unglücklichen Gestalten der Aussätzigen, denen der Eintritt in die Stadt untersagt ist, etwas zukommen lassen; es ist ein Bild des tiefsten menschlichen Elends, welches sich hier dem Reisenden bietet.

Nach flottem Ritt erreichen wir in einer Stunde das auf einem Hügelrücken gelegene Bethlehem. Unser erster Gang gilt der grossen Marienkirche, der Geburtsstätte Jesu, in deren Besitz sich Griechen, Lateiner und Armenier teilen.

Das Hauptinteresse wird durch die Geburtskapelle in Anspruch genommen, welche in engem Raum, der in allen Teilen mit Marmor belegt ist, die Stätte der Geburt Jesu umschliesst. Die vielen Streitigkeiten zwischen den Anhängern der verschiedenen Konfessionen — wenige Wochen vor meinem Besuch war der Fanatismus selbst vor einem Morde an geheiligter Stätte nicht zurückgeschreckt — hat zur Folge gehabt, dass die Andachtsübungen konfessionsweise getrennt zu bestimmten Stunden stattfinden, und zu beiden Seiten des Altars muhammedanische Soldaten mit aufgepflanztem Gewehr für die Ordnung sorgen. In der Kapelle wird uns die Krippe, in welcher Christus gelegen haben soll, gezeigt; dieselbe ist von verschiedenfarbigem

Marmor; eine hineingelegte Wachspuppe soll das Jesuskind versinnbildlichen.

Seit einigen Jahren erhebt sich auch eine von dem Jerusalem-Verein erbaute protestantische Kirche mit Schule für arabische Kinder auf einem der höchsten Punkte Bethlehems, die durch ihre einfache Pracht wohlthätig von dem überladenen Glanz des in den letzten Tagen Gesehenen abstach. Der deutsche Pastor führte mich in die Schule und liess von der Jugend einige arabische Lieder nach deutscher Volksmelodie singen.

Nach einem Gang durch das unsaubere Städtchen schlugen wir den Weg nach Osten zu dem in schauriger Oede, zwischen Jerusalem und dem Toten Meer gelegenen griechischen Kloster Mar-Saba ein, welches als eine Strafkolonie für griechische Geistliche gilt. Einen abgelegeneren Ort hätte man schwerlich zu diesem Zweck finden können. An der Südwand der engen und steilen, vegetationslosen Schlucht des Kidronthales ist durch gewaltige Strebepfeiler der enge, terrassenförmige Raum für das Kloster, welches von einem hohen Turm überragt wird, gewonnen worden. Hier hausen jene der Welt entrückten Einsiedler in Armut und Schmutz. Sie beschäftigen sich ausschliesslich mit Religionsübungen, nehmen nur die notwendigste Nahrung zu sich und füttern die Vögel und Schakale, welche an den Ufern des Kidron vorkommen.

Nur Männern ist der Eintritt in das Kloster und dann nur auf Empfehlung des griechischen Patriarchen in Jerusalem gestattet. Dürftig eingerichtete Räume dienen zur Beherbergung der Fremden. Beim ersten Morgenstrahl verliessen wir jene unheimliche Stätte, in der während der ganzen Nacht die dumpfdröhnende Kirchenglocke und der Gesang der Mönche nicht verstummte.

Durch tiefe Schluchten und durch ein Gewirr eigenartiger Hügelformationen führt uns der Weg nach dem Ufer des Toten Meeres, welches nach beschwerlichem Ritt zu unseren Füssen liegt. Der See, etwa von der Grösse des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Genfer Sees, liegt circa 400 Meter unter dem Spiegel des Mittelmeeres, und steil fallen die umliegenden Berge zu dem tiefblauen Becken des Meeres ab.

Durch dickes Röhricht hindurch, in welchem wir mehrere grosse Schlangen sahen, an ausgetrockneten, mit Salzschicht überzogenen Lagunen vorbei, erreichen wir das Gestade. Die tote Schwüle ladet nicht zum Verweilen ein, wir kosteten das ekelhaft bittere, ölige Wasser, in dem kein Lebewesen existieren kann, nahmen zur Erinnerung einige der auf der Oberfläche hie und da schwimmenden, von dem Boden des Meeres losgelösten, schwärzlichen Asphaltstücke als Andenken mit, und lenkten dann unsere erschöpften Pferde durch die glühend heisse Depression des Jordanthales gen Jericho, wo wir bereits unsere Zelte aufgeschlagen fanden und uns an der frisch sprudelnden Sultans-Quelle, im Schatten mächtiger Sycomoren, ausruhten. Gegen Abend machte ich einen Gang durch das heutige Jericho, welches nichts von seiner alten Pracht mehr aufweist. Eine Anzahl elender Hütten, von einer verkommenen, durch das heisse und ungesunde Klima entnervten Rasse bewohnt, bildet den Ort der alten Palmenstadt.

Am nächsten Morgen wurden in der Frühe die Zelte abgebrochen und der Marsch nach der ca. 1 Stunde entfernten Jordanbrücke angetreten. Das Thal des Jordan wird von den Geologen als das ehemalige Becken eines grossen, weit nach Norden reichenden Binnensees angesehen. Der Boden des Thales besteht aus weisslichem, pflanzenlosem Mergelboden, der durch einen während der Nacht gefallenen Regen derartig schlüpfrig ist, dass mehrfach Tiere stürzen und auch der abgesessene Reiter nur langsam vorwärts kommt. Mit uns zog noch eine grössere Beduinen-Karawane die Strasse nach dem Ostjordanland; ein türkischer Beamter, der behufs Eintreibung von Steuern sich nach Es-Salt begab, hatte sich mit seiner aus 3 Gendarmen bestehenden Eskorte, die bis an die Zähne bewaffnet waren, schon bei Jericho uns angeschlossen. Wir erreichten die hölzerne Jordan-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

brücke, und nachdem unsere Pässe gemustert, und das Kopfgeld entrichtet war, überschritten wir den an dieser Stelle etwa 35 m breiten, schnell dahinströmenden Fluss, den wichtigsten Palästinas.

Am Ostufer des Jordan finden wir uns in dem alten Gilead, welches mit dem Westjordanland sich nie in engerem Zusammenhang befunden hat, das Flussthal war stets eine natürliche Grenze. So auch jetzt. Nominell der türkischen Regierung unterstehend, sind doch die Beduinen, jene kriegerischen Nomadenstämme, die eigentlichen Herren des Landes, die sich ihr Weiderecht auf den ausgedehnten Prairien nicht schmälern lassen.

Die Beduinen sind äusserlich Muslimen, in der Regel aber beschäftigen sie sich nur mit ihren Raubzügen und Herden und wissen wenig von Religion. Ackerbau betreiben diese Stämme sehr selten, doch sind einige im Sesshaftwerden begriffen und werden thatkräftig von der Regierung unterstützt. Ihre Wohnung besteht aus leicht transportablen Zelten von schwarzem Ziegenhaar, die von den Frauen selbst sehr fest gewebt sind und keinen Regen durchlassen. Der Stoff wird einfach über einige Stangen aufgespannt und zwar so, dass eine Seite offen ist. Die innere Behausung ist in zwei Abteile, von denen die Männer den einen, die Frauen den anderen bewohnen, geteilt. Vor diesen Zelten lodert gewöhnlich ein durch Gestrüpp genährtes Feuer. Die Beduinen sind schöne, kräftige Gestalten, leben von Milch und Brot; nur wenn ein Gast kommt, wird eine Ziege oder ein Schaf geschlachtet. Der ankommende Gast tritt in das erste zur rechten Hand der im Kreise liegenden Zelte ein, denn hier wohnt der Häuptling des Stammes. Das Gastrecht ist den Beduinen heilig, er ist verpflichtet, seinen Gast auch noch drei Tage nach der Abreise zu beschützen.

Das Leben der Männer füllt der Krieg aus, er entspinnt sich aus Streitigkeiten um Quellen und Weideplätze. Auch ist das Leben des Reisenden keineswegs durch den Beduinen gefährdet, wenn er sich nicht durch Tötung eines Beduinen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der noch zu Recht bestehenden Blutrache aussetzt. Dagegen sind sie räuberische Gesellen und nehmen dem Ueberfallenen die ganze Habe ab. Die angesessenen Fellachen sind in ewigem Streit mit den nomadisierenden Beduinen, doch entrichten sie lieber Tribut und vergewissern sich auf diese Weise der Freundschaft der Beduinen, als dass sie sich den erpressenden und misshandelnden türkischen Beamten preisgeben. Ein Glück für die Regierung ist es, dass diese Wanderstämme nie unter sich einig sind, sonst würden jene 30—40000 kriegerischen Seelen derselben noch mehr Schwierigkeiten bereiten. Im Lager der Beduinen finden wir die edelsten arabischen Pferde; doch trennen sich die Besitzer nur schwer von diesen Tieren, Stuten verkaufen sie niemals.

Es würde mich zu weit führen, den Verlauf meiner Reise nach Damaskus an der Hand meines Tagebuches im einzelnen vorzutragen. Ich werde mich damit begnügen, auf jene Stätten hinzuweisen, welche aus römischer Zeit stammen und durch die noch vorhandenen mächtigen, staunenerregenden Bauten Zeugnis davon ablegen, auf welch hoher Kulturstufe jenes Land in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gestanden hat — im schärfsten Gegensatz zu den heutigen Verhältnissen. In seiner Blütezeit von einer kunstfertigen, geistig hochentwickelten, den Weltkreis beherrschenden Nation bevölkert; jetzt verödet und von einer auf niedrigster Kulturstufe stehenden Bevölkerung bewohnt.

In einer fruchtbaren Thalsenkung liegt Amman, das alte Philadelphia. Trotz aller, meist durch Erdbeben verursachten Verwüstungen ist Amman eine der schönsten Ruinen Gileads. Indem ich auf die Photographieen verweise, möchte ich einige Worte über das gut erhaltene Theater, welches auf den Beschauer einen gewaltigen Eindruck macht, hinzufügen. Es ist in drei Abteilungen, unseren Rängen vergleichbar, geteilt; zwischen dem zweiten und dritten Rang, sowie oberhalb des letzteren, befinden sich Logen. Die Sitzreihen, im ganzen 35, sind durch breite Treppen durchschnitten; auch führen gedeckte Gänge zu den Plätzen. Das Theater fasst ca.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3000 Zuschauer, die Akustik ist überraschend gut, jedes auf der Szene gesprochene Wort dringt bis zur obersten Sitzreihe.

Wesentlich gegen die Ruinen von Amman unterscheiden sich diejenigen von Dscharasch; dieselben sind nach denen von Palmyra und Baalbeck wohl die imposantesten der Welt und denen Egyptens ebenbürtig zur Seite zu stellen. Die Ruinen liegen in einer Thalsenkung und von den erhöhten Bergen, die man hinabsteigt, übersieht man die Anlage des Ortes, aus der sich als Rückgrat des Ganzen die etwa 700 m lange, gewaltige Säulenstrasse hervorhebt. Nach Ueberschreitung eines mit hohen Oleanderbäumen dicht bestandenen Baches stehen wir vor dem dreiteiligen Prachtthor, das wie ein Triumphbogen aussieht. Seine Frontlänge beträgt 25, die Höhe des mittleren Bogens 9 m. Wir durchschreiten jenes, leider auch stark beschädigte Thor und haben zur Linken ein gewaltiges Bassin, eine Naumachie, wo die Römer Seegefechte aufführten. Noch deutlich sind die das Wasser zuführenden Kanäle sichtbar. Durch ein zweites Thor gelangen wir in die eigentliche Stadt und sehen zur linken Hand die Ruinen eines Tempels — die Mauern sind 2,5 m stark —, an die sich ein Theater anschliesst, welches dem von Amman gleicht, doch Platz für etwa 5000 Menschen bot. Der Tempel beherrschte das unter ihm liegende Forum, eine nach dem Tempel zu offene kreisförmige Säulenreihe, von denen noch 55 aufrecht stehen, dieselben sind grösstenteils durch Gebälk verbunden. An dieses Forum setzt sich die schon erwähnte Säulenstrasse an, von der noch 100 Säulen stehen, während von etwa 200 noch die Basis erhalten ist. Gewaltige Erdbeben haben die Säulen umgeworfen, dass sie in parallelen Reihen daliegen und nur der Hand zu warten scheinen, welche sie wieder aufrichtet. Wir wandern, infolge der Trümmer nur langsam fortschreitend, die Strasse entlang zu dem erhöht gelegenen, der Sonne geweihten grossen Tempel, welcher die erste Stelle unter den Bauten von Dscharasch einnimmt. Derselbe hat eine nach Osten gerichtete Front. Um denselben lief eine Säulenreihe herum.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vor dem Porticus war eine dreifache Säulenreihe, von der die meisten Säulen noch aufrecht stehen; dieselben haben eine Höhe von 12 und einen Durchmesser von 2 m. Ausser diesen aufgeführten Bauten weist Dscharasch noch viele von geringerer Bedeutung — ein zweites Theater, ein Bad, Privatwohnungen etc. — auf. In der Nähe der Ruinenstadt sind Tscherkessen, welche aus Anatolien eingewandert sind, angesiedelt, um die Trümmer zu bewachen; doch beuten sie im Gegenteil dieselben als willkommenen Steinbruch nur aus.

Ich hatte die Absicht, meine Reise bis zu den interessantesten Ruinen des Haurangebirges auszudehnen, aber eine mir zugezogene Fussverletzung nötigte mich, Damaskus möglichst bald zu erreichen; auch hörte ich bereits in Dscherasch, dass Unruhen im Hauran ausgebrochen seien, und somit wäre ich auch ohne zwingenden Grund genötigt gewesen, von diesem Abstecher nach Osten Abstand zu nehmen.

Es giebt wohl nur wenige Europäer, welche das Haurangebiet besucht haben, denn nur ungern erteilt die türkische Regierung die hierzu erforderlichen Reisepässe; sie ist nicht in der Lage, für die Sicherheit und das Leben der Fremden, die mit ausserordentlichem Misstrauen empfangen werden, einzustehen.

Für den Forscher bildet das Haurangebirge eine interessante und ergiebige Quelle; es würde jedoch zu weit führen, an dieser Stelle näher darauf einzugehen, nur sei noch der in grosser Zahl vorhandenen, aus dem grauesten Altertum stammenden Troglodytenwohnungen Erwähnung gethan, welche ganz aus Stein gefertigt, und ohne jedes Bindemittel aufgeführt sind.

Die Drusen des Hauran leben insonderheit von Ackerbau; der Boden ist ausserordentlich fruchtbar und gedeiht hier der Weizen besonders sehr gut.

Um die Produkte des Feldes schneller zur Küste zu bringen, ist seit etwa 4 Jahren mit französischem und belgischem Gelde eine Bahn von Damaskus aus nach dem

Hauran gebaut, doch ist die Rentabilität derselben für jetzt noch sehr fragwürdig, denn dem Orientalen ist Zeit kein Geld, und, einmal im Besitz von Kamelen, dünkt es ihm gleich, ob die Früchte einige Tage früher oder später nach der Hafenstadt gelangen. Das Hochplateau des Hauran wäre seiner klimatischen Lage nach — es liegt etwa 600 m über dem Meeresspiegel — für europäische Kolonisten eine vortreffliche Stätte, unbebautes Land giebt es im Ueberfluss, doch zur Zeit fehlen natürlich die ersten Vorbedingungen — geordnete Regierungsverhältnisse und eine freundschaftlich gesonnene Bevölkerung. Auf die Gestaltung der Dinge hat die türkische Regierung bisher kaum einen Einfluss zu üben vermocht; die im Hauran stationierte Truppenmacht ist bei Erhebung völlig ohnmächtig; es genügt, an den für die türkischen Waffen wenig ruhmreichen Aufstand i. J. 1896 zu erinnern.

Die türkischen, zumeist hierher verbannten Verwaltungsbeamten führen eine trostlose Existenz; jederzeit Gewaltthaten der Drusen ausgesetzt, denken sie nur daran, auf welchem Wege sie sich am sichersten von ihren, an Ehren armen Posten flüchten können.

In el Muzerib hatte ich den interessanten Anblick der dort lagernden, von Damaskus kommenden Mekka-Karawane, welche für mehrere Tage ihre Zelte aufgeschlagen hatte, um die hier von den Beduinen zu Markte gebrachten Vorräte für die weite und gefahrvolle Reise einzukaufen.

In dem Zeltcampement der französischen Bahn-Ingenieure fand ich die gastlichste Aufnahme und konnte am nächsten Tage mit einem nach Damaskus abgehenden Betriebszuge — die Bahn war damals noch nicht dem Verkehr übergeben — die Fahrt dorthin antreten.

Damaskus ist wohl die grösste arabische Stadt, welche sich bisher dem Einfluss der abendländischen Kultur völlig entzogen hat; der Hauptgrund dessen liegt in der Abgeschlossenheit seiner Lage. Erst seit 3 Jahren ist Damaskus mit Beirut durch eine Eisenbahn verbunden. Damaskus



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erscheint dem Araber als Abglanz des Paradieses, so dass alle Herrlichkeiten des Himmels ihr irdisches Prototyp in Damaskus haben sollen. Der Araber denkt sich das Paradies nach dem Koran als Baumgarten, in welchem Bäche fliessenden Wassers laufen und die Früchte ihm in den Mund hängen. Und diese beiden Faktoren finden wir in Damaskus vereinigt. Im Mai, wenn die Nussbäume in vollem Laube stehen und der Wein, der sich in gewaltigen Ranken von Baum zu Baum schlingt, Blätter getrieben hat, oder später, wenn über dem saftigen Grasteppich die grossen Aprikosenbäume ihre unzähligen gelben Früchte tragen, wenn die Granaten in voller Blüte stehen, dann sind die Damaskus umgebenden Gärten wirklich schön. Durch diese fliessen in schnellem Lauf eine Anzahl, dem Antilibanon entströmende Bäche, welche den östlich von Damaskus gelegenen Steppenseen zueilen. Der grösste von diesen ist der Barada, auf deutsch der Kalte, an dessen Ufern selbst im Hochsommer eine angenehme Kühle herrscht. Hier ist es, wo wir gegen Abend so recht das orientalische Leben kennen lernen können; denn zu Tausenden sitzen alsdann die Araber — Männer und Frauen getrennt — an beiden Ufern, in behäbiger Ruhe Kaffee aus kleinen Schalen trinkend und die Nargile rauchend. Bei Eintritt der Dunkelheit werden diese — Kaffeegärten ist wohl der beste Ausdruck — durch tausende von Lampen erhellt, die ihr Licht in dem dahineilenden Flusse spiegeln, und an dem noch bis spät in die Nacht reges Leben herrscht.

Altertümer und hervorragende Bauten giebt es wenige in Damaskus, zumal vor einigen Jahren die grosse Omijaademoschee völlig niedergebrannt ist.

Hoch interessant ist ein Gang durch die grossen überdeckten Bazare, wo strassenweise getrennt die verschiedenen Gewerbe ihre Waren feilbieten. Eine geschäftliche Konkurrenz kennt der Araber nicht; Allah wird ihm schon Käufer zuführen, und es ist keine Seltenheit, dass man zu dem Nachbar verwiesen wird, da der Besitzer des Ladens gerade

seine Wasserpfeife präpariert. Das Hauptinteresse bieten dem Europäer naturgemäss die Teppich-Bazare und diejenigen, in denen die eigenartigen, orientalischen Möbel gefertigt werden. Wer mit den Arabern zu feilschen weiss, kann hier spottbillig kaufen, um so billiger, je mehr Zeit und Geduld er daran wendet.

Die Damascener Klingen, welche im Abendland sich eines so guten Rufes erfreuen, werden hier kaum noch gefertigt. Bei der Einnahme durch die Mongolen i. J. 1399 wurden sämtliche Schwertschmiede weggeführt und nach Samarkand und Chorasan gebracht, woselbst die Kunst noch heute blüht, während sie in Damaskus in Vergessenheit geraten ist.

Nicht unerwähnt mögen noch die blutigen Ereignisse des Jahres 1860 bleiben, wo während dreier Tage mehr denn 6000 Christen in Damaskus von den fanatischen Mohammedanern getötet wurden; die Bewegung pflanzte sich fort in das Gebirge und wird die Zahl der im ganzen Ermordeten auf 14000 Seelen geschätzt. Damals sandte Frankreich, als Vertreter der katholischen Interessen ein Corps von 10000 Mann nach Syrien, welches nur durch Intervention der Grossmächte von einer Besetzung der Stadt Damaskus abgehalten wurde.

Von Damaskus führt eine vortreffliche Chaussee von 112 km Länge, welche von einer französischen Compagnie gebaut ist, und auf welcher bis zur Eröffnung der Eisenbahn eine vorzügliche Diligence-Verbindung unterhalten wurde, nach Beirut.

Damaskus ist von Beirut durch den Antilibanon und den mächtigen Gebirgsrücken des Libanon getrennt. Zwischen beiden liegt eine fruchtbare Thalsenke, die Beka; diese ist zum grössten Teil von den in Syrien sehr regen und für das Land zweifellos segensreich wirkenden katholischen Orden nach europäischem Muster mit Getreide und Wein bebaut. Hier in diesem Thale finden wir die Ruinen von Baalbeck, dem alten Heliopolis, welche mit der Diligencestrasse durch



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine leidliche Chaussee verbunden sind und von hier in 4 bis 5 Stunden erreicht werden.

Auch diese Ruinen sind durch Erdbeben stark verwüstet worden. Indem ich mich begnügen muss, auf die vorliegenden Photographien zu verweisen, möchte ich ergänzend noch einige Zahlen anführen, die uns die Grossartigkeit des Baues so recht vor Augen führen, und die nachzuahmen uns, selbst mit Hilfe der zu Anfang unserer Zeitrechnung fehlenden Werkzeuge, nicht möglich wäre.

Der grosse Tempel war von 56 Säulen umgeben, von denen heute noch 6 aufrecht stehen. Dieselben sind 19 m hoch und über 2 m stark. Auf diesen Säulen befindet sich ein dreiteiliger Architrav von über 5 m Höhe. Auf welche Weise wurden diese Säulen aufgerichtet und wie der Architrav hinaufgehoben?

In der Umfassungsmauer befinden sich neben einander drei Steine, die jeder 19,5 m lang, 4 m hoch und 4 m dick sind.

Wie sind diese gigantischen Blöcke aus dem 10 Minuten entfernten Steinbruch hierher gebracht und dann auf eine 7 m hohe Unterlage gehoben worden?

In dem Steinbruch befindet sich ein auf drei Seiten bereits losgelöster Stein von über 21 m Länge, den man auf 370 cbm und ein Gewicht von 30000 Centnern berechnet hat.

Zum Schlusse noch einige Worte über das Gebiet des Libanon. Der Libanon ist ein gewaltiger, langgestreckter Gebirgsstock, der von der Küste ansteigend sich in seiner nördlichen Hälfte bis zu 3000 m erhebt und auf seinem breiten Rücken während des ganzen Jahres Schnee trägt. Infolge dieser Höhenlage ist das Gebirge der Sommeraufenthalt der Küstenbewohner; wir finden, zumal in der Nähe von Beirut, viele Orte mit vortrefflichen Hotels und Sommerwohnungen, deren Besuch von Jahr zu Jahr zunimmt, zumal die Zahl der aus Egypten im Sommer hierher Kommenden im steten Wachsen begriffen ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Libanon-Distrikt untersteht nach den Greuelszenen des Christenmassakres von 1860, welches besonders hier in den Bergen viele Opfer forderte, der Kontrolle der Grossmächte, die bei der Ernennung eines Generalgouverneurs, der hier stets ein Christ sein muss, ihre Einwilligung erteilen. Man kann das Gouvernement des Libanon als das beste des türkischen Reiches in Asien bezeichnen. Ueberall haben wir die besten Wegeverbindungen, die Bewohner sind mit Steuern nur gering belastet, und finden bei jeder Beschwerde den thatkräftigsten Rückhalt bei den Generalkonsulaten in Beirut.

Landschaftlich bietet der Libanon den Reisenden eine Fülle von Abwechselung. Sehr wasserreich, finden wir überall kleine Bäche und Quellen, welche ihr klares, kaltes Wasser oft von steilen Höhen mit gewaltigem Tosen herabstürzend, dem nahen Meere zuführen. Ich dehnte meine Ausflüge im Norden bis zu der vielbesuchten, dicht an der Schneegrenze gelegenen Cederngruppe aus. Dieser im schnellen Absterben begriffene, nur noch in vereinzelten Gruppen im Libanon vorkommende Baum erinnert etwas an unsere Lärche; charakteristisch ist die schirmförmige, horizontale Verastung und die grossen, senkrecht auf den Zweigen sitzenden Zapfen. Im Süden bereiste ich den Libanon bis Bet-ed-Din, der malerisch gelegenen Residenz des Libanon-Gouverneurs, als dessen Gast ich mehrere Tage dort verweilte. Hervorheben möchte ich noch, dass die Auswanderung der Libanesen nach Amerika und Australien eine recht bedeutende ist, denn der steinige, schwer zu bebauende Boden reicht nicht hin zur Ernährung aller. Viele der Ausgewanderten kehren nach Jahr und Tag mit einem kleinen Vermögen in die Heimat zurück, richten sich à la franca ein und begeistern durch ihre Erzählung von der Welt „da draussen“ viele zu dem Versuche, dem Glücke im fremden Weltteil nachzujagen.

In Syrien besteht auf politischem Gebiet unter den Grossmächten eine starke Konkurrenz. In finanzieller Hinsicht, auf religiösem Gebiete, auf dem Gebiete der Schulen und Krankenhäuser ist Frankreich allen Staaten weit voraus;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch Englands Einfluss ist nicht zu unterschätzen, denn für dieses Land ist Syrien das erstrebte Verbindungsglied zwischen dem Mittelmeer und den indischen Besitzungen.

Aber auch Deutschland ist in Syrien nicht unwesentlich interessiert. Die grössten Handelshäuser sind in deutschen Händen, so grosse Kolonien, wie wir sie in Haifa, Jaffa und Jerusalem haben, kann kein anderer Staat aufweisen, wir haben deutsche Schulen und Krankenhäuser, die opferfreudig ihrem schweren Berufe obliegen, — aber eins fehlt uns, und für den Orientalen ist es die Richtschnur seines Urteils, — das ist eine genügende Repräsentation seitens unserer Flotte.

Während meines einjährigen Aufenthaltes in Beirut hatten auf dessen Rhede Geschwader Englands, Frankreichs, Italiens und Russlands, Schiffe Griechenlands und Amerikas Anker geworfen, aber ein deutsches Kriegsschiff ist seit mehr denn 20 Jahren nicht dort gewesen, denn der kleine unscheinbare Stationär aus Konstantinopel, die „Loreley", ist bei seinen alljährlichen Reisen an der kleinasiatischen und syrischen Küste nicht zu rechnen; sein Erscheinen ist nicht angethan, die Grossmachtstellung des Reiches den Eingeborenen zur Anschauung zu bringen.

Wir leben in einer Zeit, in welcher in fast allen Schichten der Bevölkerung die Notwendigkeit, unsere Kräfte zur See zu stärken und zu mehren, verständnisvoll anerkannt wird. Möge dieser Aufschwung nationalen Denkens und Fühlens auch unsern Kolonisten in Syrien und Palästina zum Segen gereichen!

Mit diesem Wunsche schliesse ich meinen Vortrag.

Hierauf ergriff der Herr Konsul, *Freiherr von Münchhausen* das Wort:

Von dem Herrn Vorsitzenden in meiner Eigenschaft als langjähriger Vertreter des Deutschen Reiches in Palästina aufgefordert, dem interessanten Vortrag des Herrn Leutnant Ruete einige Worte hinzuzufügen, gestatte ich mir, an die

drei Haupt-Richtungen anzuknüpfen, die mir aus diesem Vortrage entgegengetreten sind.

Herr Lt. Ruete hat uns zunächst ein höchst anschauliches Bild von der Art geboten, wie man im südlichen Orient überhaupt reist. Diese Art zu reisen hat auch wirklich grosse Reize. Man reitet auf in der Regel recht guten Pferden durch meist interessante Gegenden, allerdings auf recht schlechten Wegen — aber das ist Sache der Pferde — und bei desto schönerem Wetter. Mittags wird an einem schattigen Platze Halt gemacht, der Reise-Dragoman (der eigentlich Reisemarschall heissen sollte, denn zu dolmetschen hat er wenig, sondern seine Sache ist die Ausrüstung einer Art fliegenden Hôtels) serviert ein in seinen Satteltaschen mitgebrachtes kaltes Gabelfrühstück und verlangt sogar von der reisenden Herrschaft nach demselben eine möglichst lange Siesta, wenn es der zur Ruhe gewählte Platz nur irgend gestattet, damit die Maultier-Karawane, welche die Zelte und Küchengeräte transportiert, indessen den Platz des Nachtquartiers erreichen kann. Denn sein höchster Ehrgeiz ist, dass wenn die Herrschaft an diesem Platz ankommt, die Zelte bereits aufgeschlagen sind und über dem Herrschaftszelt die Flagge ihres Heimatsstaates weht. Dann werden, während die Herrschaft absitzt, bequeme Sitze im Schatten des Zeltes bereitet, auf denen ihr der Dragoman nun Vermout di Turino, Absynth oder Limonade nach Belieben serviert und sie dabei nach ihren Befehlen für die Hauptmahlzeit fragt. Die letztere wird, je nach dem mit dem Dragoman vereinbarten Preise, im Hauptzelte eingenommen, in dem auch die für die Herrschaft bestimmten eisernen Feldbetten stehen. Dieselben sind reinlich bezogen, der Fussboden mit Teppichen bedeckt, die Zeltwände lassen auch einen ziemlich starken Platzregen nicht durch. Am andern Morgen, nachdem der Reisende seine Toilette gemacht, zu der das Zelt auch alles Nötige enthält, wird ihm allerdings während des ersten Frühstücks das Zelt über dem Kopfe abgebrochen, da es wieder auf die Maultiere verpackt werden

und die Maultier-Karawane bei Zeiten aufbrechen muss, um zu rechter Zeit im nächsten Nachtquartier anzukommen. Dieser Reisemodus gefiel drei jungen vornehmen Franzosen, die zur Zeit, als ich Konsul in Jerusalem war, die Reise von Beirut über Damaskus dahin und von da nach Jaffa gemacht hatten, so wohl, dass es ihnen an letzterem Orte schwer fiel, sich von dem Zelttrain zu trennen. Da es den jungen Herren nicht an Geld fehlte, so wurde der Vorschlag laut, den ganzen Zelttrain mit allen Leuten, Pferden, Maultieren und Eseln auf den Messagerie-Dampfer zu verladen, mit nach Marseille zu nehmen und von da die Reise nach Paris zu Pferde ganz in derselben Weise zu machen, wie man eben Palästina durchreist hatte. Doch scheiterte der kühne Plan an einem schwerwiegenden Bedenken: man würde wohl nicht überall, wo es die Reiseroute erheischte zu nächtigen, von dem betreffenden Grundbesitzer oder der Ortsbehörde die Erlaubnis erhalten, die Zelte aufzuschlagen. Das geht eben nur in der Türkei. Was aber für uns, m. ver. H., an diesem Reisemodus das Interessanteste ist, das ist, dass er einem Deutschen seine Entstehung verdankt. Fürst Pückler war es, der auf seinen bekannten Orientreisen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts sich dieses System erdachte und die Orientalen dazu anlernte.

Der Herr Vortragende hat ferner einen sehr richtigen und klaren Ueberblick über die wichtigsten der heiligen Stätten Jerusalems gegeben. Ergänzend möchte ich hinzufügen, dass die Kaiserin Helena zu derselben Zeit, in welcher sie die erste, aber sehr bald durch den Einfall der Choresmier wieder zerstörte Grabeskirche erbauen liess, auch die Errichtung der Geburtskirche in Betlehem veranlasste und dass diese bis auf das Dach nie zerstört worden ist, sondern sich bis zum Dachfirst noch genau in dem Zustand befindet, wie sie auf Befehl der Kaiserin gebaut worden ist. Daher ist die Geburtskirche in Bethlehem die älteste grössere christliche Kirche der Welt; auch S. Maria Maggiore und S. Prassede, die ältesten Kirchen Roms, sind

später gebaut worden. — Was aber die Echtheit der Grabeskirche anbetrifft, so möchte ich mich nicht ohne weiteres den Ausführungen des Herrn Vortragenden anschliessen. Allerdings gewinnt jeder Besucher der heiligen Stadt jetzt den Eindruck, als könne die Lage der Kirche nicht die richtige sein. Liegt sie doch mitten in der Stadt, und weiss nicht jeder, dass zu jener Zeit niemand innerhalb der Stadtmauern begraben werden durfte, und dass auch der Hügel Golgatha vor der Stadt lag? Geht man nun zum Damaskus-Thor hinaus, so sieht man rechts davon einen schön geformten Hügel, und jeden Besucher Jerusalems überschleicht das Gefühl: hier und nirgends anders muss das echte Golgatha zu suchen sein. Aber der Schein trügt auch hier. Es ist unmöglich anzunehmen, dass die ersten Christen die Stätte aus den Augen verloren haben sollten, an der unser Herr und Heiland gelitten hat, begraben worden und wieder auferstanden ist. Die neuere Geschichtsforschung hat erwiesen, dass nicht einmal die Juden durch Titus vertrieben worden sind; dies geschah erst später durch Kaiser Hadrian, als dieser durch den Aufstand des Bar Kochba gereizt worden. Den Christen war aber auch Hadrian nicht feindlich gesinnt, und es ist nicht anders anzunehmen, als dass sie in treuer Verehrung die heiligen Stätten stets behütet haben. — Wenn dies nun auch gleich nur ein subjektiver Beweis ist, so ist ein objektiver Beweis wenigstens dafür vorhanden, dass der Platz, auf welchem die jetzige Grabeskirche steht, sich zur Zeit Christi ausserhalb der Stadtmauern befunden haben muss. Denn in den Felsen, auf welchen die Fundamente der Mauern der das heilige Grab umgebenden Rotunde gegründet sind, befinden sich alte jüdische Felsengräber aus jener Zeit von unzweifelhafter Echtheit. Da nun innerhalb der Stadtmauern keine Gräber angelegt werden durften, der Felsen aber unmöglich seinen Standort verändert haben kann, so muss der Platz sich zur Zeit der Anlegung dieser Gräber ausserhalb der Stadtmauern befunden haben. Auch andere Nachrichten sprechen dafür, dass die Juden nach ihrer Rückkehr aus der

babylonischen Gefangenschaft die Stadt nicht wieder in der arrondierten Gestalt, die sie früher hatte, aufgebaut haben, sondern mehr in der Form eines halben Monds um den Golgatha-Hügel herum, wie es in dem vor einigen Jahren hier ausgestellten Piglhainschen Panorama der Kreuzigung Christi zur Darstellung gebracht war. Auch hat man Spuren der sogenannten zweiten Mauer, d. h. der Mauer, welche die Stadt seit ihrem Wiederaufbau durch Zorobabel bis zu ihrer Zerstörung durch die Römer umgab, zwischen der Grabeskirche und dem früheren deutschen Konsulat gefunden. Erst Kaiser Hadrian hat bei dem Wiederaufbau der Aelia Capitolina die alte arrondierte Form wiedergegeben, die ihr heutiger Grundriss wieder zeigt.

Endlich hat Herr Leutnant Ruete noch des uns hier am meisten interessierenden Gegenstandes, der württembergischen Tempelkolonieen im heiligen Lande, in anerkennender und eingehender Weise gedacht und namentlich die Schwierigkeiten erwähnt, welchen die Kolonisten bei Regelung ihrer Grundbesitzverhältnisse seitens der türkischen Regierung begegneten. Allerdings interessiert uns dieser Gegenstand hier vorwiegend, da wir hier einmal ein Beispiel wirklich deutscher Kolonisation mit Erhaltung der deutschen Nationalität vor uns haben; speziell berührt uns aber auch noch der Umstand, dass der von Herrn Leutnant Ruete auch genannte Stifter der Tempelgemeinde, Christ. Hoffmann, der Bruder eines Mannes war, der hier in Berlin vor nicht allzu langer Zeit eine bedeutende Rolle gespielt hat, des Vorgängers D. Kögels in dem Amte als Oberhofprediger und Generalsuperintendent der Kurmark. — Was nun jene Schwierigkeiten anbetrifft, so liegen sie in der türkischen Bodengesetzgebung und haben im Jahre 1868, als Herr Hoffmann in Konstantinopel erschien, um mit der damals norddeutschen Bundesgesandtschaft das Projekt zu besprechen, die kompetenten Gesandschaftsbeamten veranlasst, ihm auf das Allerdringendste von der Ausführung des ganzen Planes abzuraten. Wir sahen, als Herr Hoffmann durchaus davon

nicht ablassen wollte, den Ruin des ganzen Unternehmens, die totale Verarmung aller Kolonisten als unausbleibliche Folge des in der Türkei herrschenden Raub- und Aussaugungssystems kommen. Gott sei Dank ist es nicht so weit gekommen, wenn auch das schliesslich Erreichte ebenso weit entfernt ist von den Idealen, mit denen die Leute im Jahre 1869 an der Küste landeten. Die Wahrheit lag, wie immer, auch hier in der Mitte. Dass aber noch soviel erreicht wurde, lag neben dem Fleiss und der Sparsamkeit der Kolonisten, an einer 30jährigen Sisyphos-Arbeit unserer deutschen Vertretungsbehörden, die gegen die grössten Schwierigkeiten die Türken immer wieder darauf hinführen mussten, den Kolonisten ihr Recht zu geben. Mit den Einzelheiten dieser Schwierigkeiten will ich Sie verschonen, meine geehrten Zuhörer, das ist ein unendliches Kapitel. Wünschen wir den Kolonisten nur, dass sie sich und ihren Besitz dem Zwecke erhalten, der sie ins heilige Land geführt hat, und dass sie ferner gedeihen und dem deutschen Namen Ehre machen!

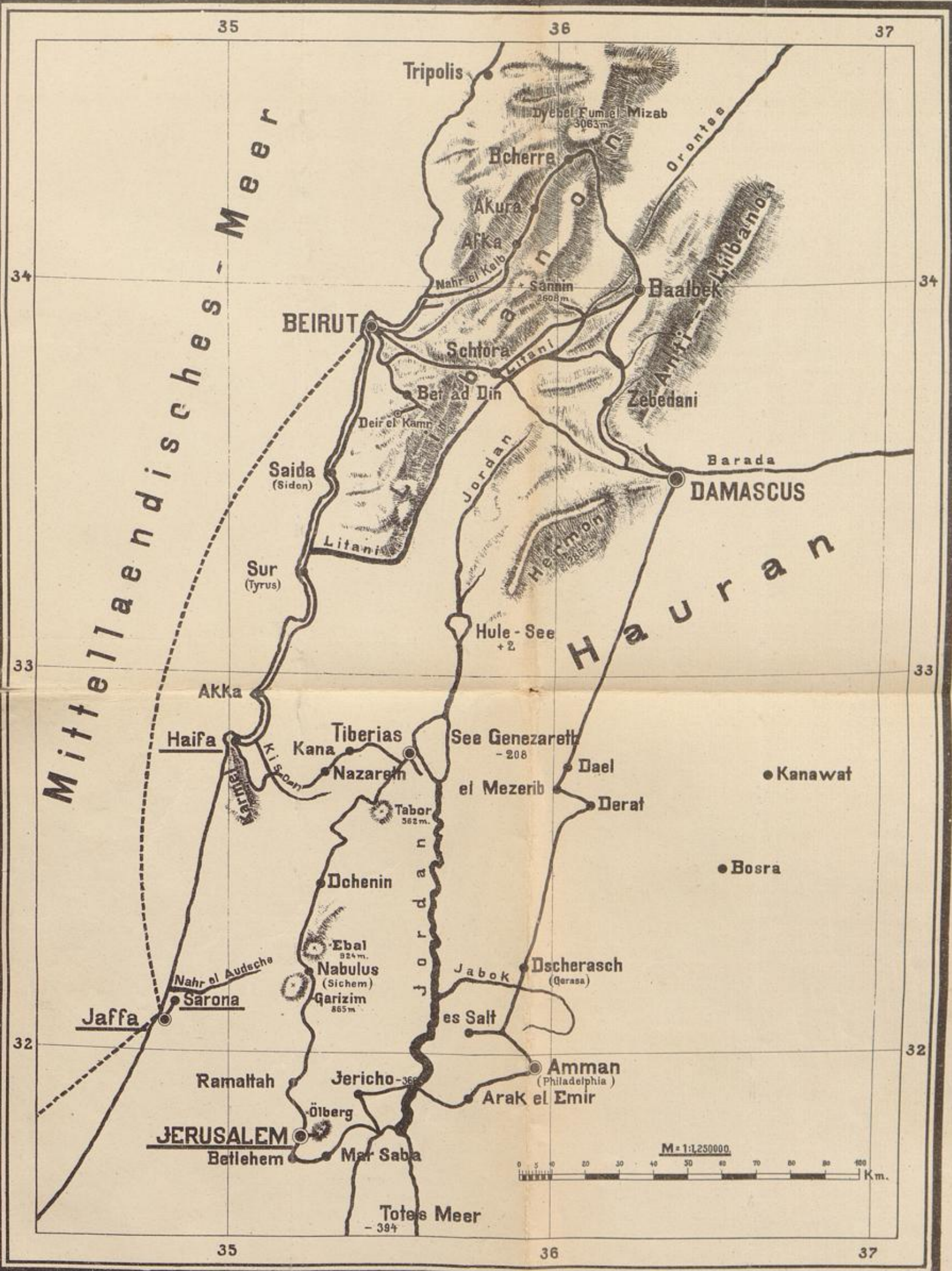
---

Druck von Trowitzsch & Sohn, Berlin SW., Wilhelmstr. 29.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

2 E 52 278




35
36
37
34
33
32
Tripolis
Dyebel Fum el Mizab
3063 m
Bcherre
Akura
Afka
Nahr el Kelb
Sannin
2608 m
Baalbek
Orontes
Anti-Libanon
BEIRUT
Schtora
Litani
Bet ad Din
Deir el Kamr
Zebedani
Barada
DAMASCUS
Saida
(Sidon)
Jordan
Litani
Sur
(Tyrus)
Hermon
Hauran
Hule-See
+2
Mittellaendisches-Meer
Akka
Haifa
Kisoon
Karmel
Kana
Tiberias
Nazareth
See Genezareth
-208
Dael
el Mezerib
Derat
Kanawat
Tabor
562 m.
Bosra
Dchenin
Ebal
924 m.
Nabulus
(Sichem)
Garizim
865 m
Nahr el Audsche
Sarona
Jaffa
Jabok
Dscherasch
(Gerasa)
es Salt
Amman
(Philadelphia)
Ramallah
Jericho
Arak el Emir
Ölberg
JERUSALEM
Betlehem
Mar Saba
Totes Meer
-394
M = 1:1,250000.
0 5 10 20 30 40 50 60 70 80 90 100
Km.

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen

# Aerztliche Beobachtungen in den Tropen.

Vortrag

von

**Dr. Robert Koch,**
Geh. Med.-Rat, Professor.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Die Versammlung fand am **Donnerstag, den 9. Juni 1898** im grossen Saale des **Hôtel Kaiserhof** statt und war eine der glänzendsten des Jahres. An hervorragenden Persönlichkeiten waren anwesend: Unterstaatssekretair im Ausw. Amt Freiherr *von Richthofen*, Direktor der Kolonial-Abteilung des Ausw. Amtes Dr. *von Buchka*, der belgische Gesandte *van Tets van Gondrian*, der mecklenburgische Gesandte *von Oertzen*, der Gesandte der Hansa-Städte Dr. *Klügmann*, der Polizei-Präsident von Potsdam *von Balan*, die Generale *von Schele*, *von Spitz*, *Edler von der Planitz*, Generalarzt der Marine Dr. *Gutschow*, Geh. Med. Räthe *von Bergmann*, *von Leyden*, *Gerhardt*, *Fränkel* und zahlreiche andere Leuchten der Wissenschaft und medizinische Autoritäten.

---

Nachdem Se. Durchlaucht *Prinz von Arenberg* als Vorsitzender die Versammlung eröffnet hatte, verlas der Schriftführer Herr *Emil Selberg* die Namen der neueingetretenen Mitglieder wie folgt:

*C. Geisberg*, Maj. a. D. — *Dr. Wolf*. — Freiherr *von Münchhausen*, Kaiserl. Konsul a. D. — Graf *Max Oberndorff*, Reg. Assessor. — *von Puttkammer*, Kaiserl. Gouverneur. — *Otto Westphal*, Geh. exped. Sekretair. — Frau Geh. Admiralit. Rat *Domeier*. — *Schubert*, Oberst. — *Just*, Geh. Ob. Reg. Rat. — *v. d. Falkson*, Bürgermeister. — *A. Wild jun.*, Fabrikbesitzer. — *Troost*, Prem. Lieutn. — *Henstorf*, Lehrer. — *von Ammon*, Lieutn. — *Dr. Fränkel*, Geheimrat, Prof. — *Richard Müller*, Ober Reg. Rat. — *Herzberg*, Königl. Baurat. — *Genz*, Rechtsanwalt. — *Joh. Jentzsch*, Konsul, Dr. jur. — *G. Jonghaus*, Kaufmann. — *Walter Nasse*, stud. d. Staatswiss.

Hierauf erhielt Herr Geh. Med. Rat Prof. Dr. *Robert Koch* zu seinem Vortrage: Aerztliche Beobachtungen in den Tropen, das Wort.

Meine Herren! Eine Forschungsreise, welche mich zuerst auf Veranlassung der Kapregierung nach Südafrika, später im Auftrage der deutschen Regierung nach Indien und Deutschostafrika führte, hat mir im Laufe von $1^1/_2$ Jahren

reichlich Gelegenheit zu [interessanten] ärztlichen Beobachtungen geboten. Ich [hatte die Rinderpest in Südafrika, die menschliche Pest auf asiatischem sowohl als auf afrikanischem Boden zu untersuchen; ich konnte Studien anstellen über Lepra und Malaria und verschiedene wichtige Tierkrankheiten, nebenher auch über manche Fragen der Tropenhygiene. Von diesen verschiedenen Gegenständen beansprucht einer ein ganz besonderes Interesse für Kolonialkreise; das ist das Tropenfieber, die Malaria der Tropen, und ich hoffe Ihre Zustimmung zu finden, wenn ich dieses Thema meinem heutigen Vortrage in der Kolonialgesellschaft zu Grunde lege.

Jeder, der sich mit dem Kolonialwesen beschäftigt hat, weiss, was die Malaria in den tropischen Ländern bedeutet; ganz besonders aber werden diejenigen es wissen, welche draussen in den Kolonien waren und selbst in unliebsame Berührung mit der Malaria gekommen sind.

Die ärztliche Thätigkeit in den Tropen beschäftigt sich zum allergrössten Teil mit der Malaria. So fand ich im Hospital zu Mozambique, welches für 250 Kranke eingerichtet ist und bei meinem Besuch im vorigen Jahre nahezu gefüllt war, fast nur Malariakranke in allen Stadien und Formen der Krankheit. In Deutschostafrika fehlen Typhus, Diphtheritis und andere Krankheiten, welche bei uns eine grosse Rolle spielen; die Tuberkulose trifft man verhältnismässig selten, dafür um so häufiger Malaria, die dort die alles beherrschende Krankheit ist. Sie begegnet uns auf Schritt und Tritt; der Beamte im Bureau, der Forschungsreisende im Innern des Landes, der Soldat auf dem Marsch, der Ansiedler, sie alle müssen beständig darauf gefasst sein, dass sie über kurz oder lang ein Opfer der Malaria werden. Wie mancher muss malariasiech in die Heimat zurückkehren, und wie mancher ist dem Klimafieber, d. h. der Malaria erlegen und ruhet in fremder Erde!

Was dem Ansiedler in den Tropen unter den jetzigen Verhältnissen bevorsteht, das mögen einige Beispiele, über die ich ganz kurz berichten will, veranschaulichen.

Vor einigen Jahren kamen drei junge gesunde Leute nach Ostafrika, um dort eine Farm am Kingani-Flusse anzulegen. Etwa 3 Wochen lang waren sie ganz gesund; dann erkrankten sie einer nach dem andern in Zwischenräumen von wenigen Tagen am Fieber. Sie schleppten sich noch einige Wochen hin und mussten schliesslich in das Lazarett von Bagamoyo gebracht werden. Bei ihrer Aufnahme sahen zwei, wie das Krankenjournal berichtet, sehr heruntergekommen, wachsbleich und wie Leichen aus; vom Dritten, der besonders arg mitgenommen war, heisst es wörtlich: „ein enorm grosser und kräftig gebauter Mensch, jetzt schlotterndes Elend". Zu ihrem Glück kamen sie im Lazarett in regelrechte ärztliche Behandlung und wurden wiederhergestellt. Aber kaum waren sie wieder zu Kräften gekommen, so gaben sie das Farmerleben auf und reisten mit dem nächsten Dampfer nach Europa zurück.

Ein ähnliches Vorkommnis habe ich selbst beobachtet. Sieben Trappisten gingen nach dem Usambaragebirge und gründeten dort eine Mission. Teils kamen sie schon krank im Gebirge an, teils erkrankten sie bald nach ihrer Ankunft und zwar sämtlich an schwerem und hartnäckig recidivierendem Tropenfieber. Zwei von ihnen starben, drei mussten zurückgeschickt werden, und die beiden letzten hatten, selbst nachdem sie ein halbes Jahr im Gebirge zugebracht hatten, die Malaria noch nicht überwunden.

In dem kürzlich veröffentlichten Berichte, welchen der Herr Gouverneur Liebert über seine Expedition nach dem Kilimandscharo erstattet hat, teilt er mit, dass in dem Luengera-Thal, wo einige Europäer sich zum Zwecke von Vermessungen aufhalten mussten, infolge des Sumpfklimas zwei gestorben sind; mehrere mussten abgelöst, und andere nach dem Lazarett in Tanga geschickt werden.

So schlimm wie in diesen Fällen macht es die Malaria zwar nicht immer, aber doch oft genug, und ich bin davon überzeugt, dass wir unseres Kolonialbesitzes nicht eher froh werden, als bis es uns gelingt, Herr dieser Krankheit zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden. Nach den Erfahrungen, die wir an anderen Krankheiten gemacht haben, werden wir dieses Ziel aber nicht erreichen, ehe wir nicht das eigentliche Wesen dieser Krankheit, ihre Entstehungs- und Verbreitungsweise kennen gelernt haben. Wie weit man in dieser Beziehung gekommen ist, das werde ich Ihnen auseinanderzusetzen haben.

Aber ehe ich auf die Malaria selbst eingehe, möchte ich Ihnen kurz eine andere Krankheit schildern, die der Malaria in mancher Beziehung sehr ähnlich ist, und die, weil sie im ganzen viel besser erforscht ist, uns dazu dienen kann, manche dunklen Punkte der Malariaaetiologie aufzuklären. Diese Krankheit ist das sogenannte Texasfieber. Es ist eine Seuche, die unter den Rinderherden an der ostafrikanischen Küste herrscht; sie richtet dort ziemlich grosse Verwüstungen an und beansprucht schon aus diesem Grunde ein gewisses praktisches koloniales Interesse.

Auf das Texasfieber wurde man nicht, wie der Name vermuten lassen sollte, zuerst in Texas aufmerksam, sondern in den nördlichen Staaten von Nordamerika. In Texas selbst besteht eine blühende Viehzucht und es wird viel Vieh nach dem Norden ausgeführt; dabei hatte man die Erfahrung gemacht, dass wenn das Texasvieh mit Rindern aus den Nordstaaten irgendwie in Berührung kommt, das Nordvieh erkrankt, während man an dem Texasvieh weder vorher noch nachher irgend welche Krankheitssymptome wahrnimmt. Es war sogar nicht einmal eine Berührung notwendig; es genügte schon, dass das Texasvieh über eine Weide ging und einige Zeit darauf Nordvieh über dieselbe geführt wurde. Die Viehzüchter und Händler hatten schon längst die Vermutung, dass diese eigentümliche Krankheitsübertragung von dem Texasvieh auf gesundes Nordvieh durch Zecken oder Holzböcke bedingt sei, mit denen das Texasvieh fast immer behaftet ist.

Über das eigentliche Wesen dieser Krankheit hat man lange Zeit nichts zu ermitteln vermocht; aber schliesslich ist es Smith gelungen, das Rätsel zu lösen. Er fand, dass bei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den an Texasfieber erkrankten Tieren im Blut ein ganz eigentümlicher Parasit vorhanden ist, der in den roten Blutkörperchen seinen Sitz hat. Dieser Parasit hat ein recht charakteristisches Aussehen; er ist so leicht erkennbar, dass man an wenigen roten Blutkörperchen, welche damit behaftet sind, sofort die Diagnose auf Texasfieber stellen kann. Ich werde die Gestalt des Parasiten hier aufzeichnen. Er sieht etwa birnenförmig aus; wegen dieser Form hat man ihm den Namen Pyrosoma gegeben, und weil in einem roten Blutkörperchen fast regelmässig zwei solcher Gebilde sitzen, so hat man ihn Pyrosoma bigeminum genannt.

Smith fand nun aber weiter, dass, wenn man Blut nimmt, welches diese Para siten enthält, man vermittelst dieses Blutes die Krankheit übertragen kann; es genügt, dass man eine kleine Menge davon einem gesunden Tier unter die Haut injiziert, um die Krankheit hervorzurufen. Er fand weiter, dass, wenn von derartig infizierten Tieren, die meistens zu Grunde gingen, eins die Krankheit überstanden hatte, man ihm ungestraft nochmals Blut von kranken Tieren injizieren konnte; es war also vollständig immun, d. h. so viel wie unempfänglich für die Krankheit geworden.

Auch die frisch aus Texas gekommenen Tiere konnten mit Blut von kranken Rindern injiziert werden, ohne dass sie auf eine solche Impfung reagierten; sie waren also schon von Haus aus immun. Wir dürfen nun aber nicht annehmen, dass diese Tiere überhaupt unempfänglich gegen die Krankheit sind. Sie sind von demselben Rinderschlag; es besteht auch sonst kein wesentlicher Unterschied zwischen den Texasrindern und den Nordrindern. Wir können uns daher die Immunität der Texasrinder nur so erklären, dass sie schon einen gewissen Grad von Immunität von ihren Eltern mitbekommen, und dass sie vermutlich die Krankheit in ihrer Jugend in einer leichteren Form durchmachen, welche kaum bemerkt wird. Auf diese Weise kommt es zu einem Viehstand der ganz unempfänglich ist gegen das Texasfieber.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Smith stellte ferner noch Versuche an über die Rolle, welche die Zecken bei der Uebertragung spielen. Er liess Tiere aus Texas kommen, welche mit Zecken behaftet waren, und brachte sie mit Nordvieh zusammen; in diesem Falle wurde das Nordvieh krank. Er brachte dann in einem zweiten Versuch Texasrinder, von denen die Zecken sorgfältig entfernt waren, mit gesunden Rindern aus den Nordstaaten zusammen; dann fand keine Ansteckung statt. Schliesslich nahm er in einem dritten Versuch nur die Zecken, liess sie über eine Weide ausstreuen und Nordvieh darauf weiden; hier kam es wieder zur Ansteckung, und die Tiere erkrankten an Texasfieber. Damit war aber der Beweis geliefert, dass die Zecken in der That die Krankheit übertragen.

Smith machte noch einen Infektionsversuch mit jungen Zecken, welche von Texas-Zecken abstammten, aber selbst mit den kranken Rindern gar nicht in Berührung gekommen waren; er setzte solche jungen Zecken auf gesunde Tiere aus den Nordstaaten, und es gelang ihm auch auf diese Weise das Texasfieber hervorzurufen. Ich muss allerdings hinzufügen, dass dieser letzte Versuch mit den jungen Zecken bei den Sachverständigen keinen rechten Glauben gefunden hat; er klingt doch etwas zu abenteuerlich und war auch nicht hinreichend einwandsfrei angestellt.

Nachdem nun das Pyrosoma bigeminum bekannt geworden war, und man damit in den Stand gesetzt war, die Krankheit mit Leichtigkeit und Sicherheit zu erkennen, wurde auch an anderen Orten nach dieser merkwürdigen Krankheit gesucht, und es dauerte auch nicht lange, bis man sie in einigen andern Ländern auffand. So zuerst in Südafrika. Wie die Krankheit dahin gekommen ist, weiss man nicht; vielleicht ist sie schon seit langer Zeit dort zu Hause. Ferner hat man sie in Australien beobachtet; dorthin ist sie angeblich mit amerikanischem Vieh eingeschleppt. Sie ist in Rumänien gefunden, in den Donauniederungen; zuletzt noch vor zwei Jahren in der Campagna von Rom. Dort trifft man ganz besonders interessante Verhältnisse an. Es werden nämlich

aus der Campagna nicht Tiere exportiert, wie es in Texas der Fall ist, sondern man hat umgekehrt mehrfach versucht, frisches Vieh nach der Campagna einzuführen, z. B. Vieh aus der Schweiz und der Lombardei. Sobald diese gesunden Tiere von auswärts mit den Campagnatieren in Berührung kommen, erkranken sie an Texasfieber und gehen zu Grunde.

Schliesslich ist es mir selbst gelungen, diese Krankheit in Deutsch-Ostafrika nachzuweisen. Sie herrscht dort an der ganzen Küste; wahrscheinlich, soweit ich das durch Nachfragen ermitteln konnte, geht sie durch das ganze portugiesische Gebiet weit nach dem Süden. Ich denke mir, dass auch das Vorkommen in Südafrika kein isoliertes ist, sondern mit diesem langausgedehnten Herd im Zusammenhang steht. Sie ist an unserer Küste nicht frisch eingeschleppt, sondern besteht dort seit Hunderten von Jahren. Denn die Eingeborenen kennen die Krankheit schon lange; und auch ihre Voreltern sollen sie gekannt haben. Die Symptome der an der ostafrikanischen Küste herrschenden Krankheit stimmen ganz genau mit denjenigen des Texasfiebers überein, wie es in Amerika vorkommt; auch genau dieselben Parasiten, wie sie beim Texasfieber gefunden werden, habe ich bei der Rinderkrankheit in Ostafrika nachweisen können.

Nachdem mir so der Nachweis des Texasfiebers in Ostafrika gelungen war, hielt ich es für notwendig, auch die wichtigen Versuche von Smith in Bezug auf die Uebertragbarkeit der Krankheit durch die Zecken nachzuprüfen. Ich habe mich aber, weil es sehr zeitraubend gewesen wäre, alle seine Versuche nachzumachen, auf den interessantesten Versuch beschränkt, der übrigens auch alle anderen in sich fasst, nämlich auf den Versuch mit den jungen Zecken.

Derselbe wurde in folgender Weise angestellt. Ich nahm aus einer infizierten Herde Zecken von scheinbar gesunden Tieren, und zu gleicher Zeit Zecken von einem schwer kranken Tiere. Die Zecken wurden getrennt in Gläser gesetzt; sie legten ihre Eier ab, und es entwickelten sich bald darauf die

jungen Zecken. Diese letzteren brachte ich dann nach Kwai in West-Usambara. Dieser Ort liegt etwa 10 Tagereisen weit entfernt von Daressalam, dem Punkte, wo ich die alten Zecken gesammelt hatte. Also alle Einwände von zufälligen Infektionen, die von dem Ausgangsorte stattgefunden haben könnten, treffen auf diesen Versuch nicht zu. In Kwai selbst und der ganzen Umgebung war niemals Texasfieber vorgekommen; es liegt in einer vollständig texasfieberfreien Gegend. Ich habe dann unter allen erdenklichen Vorsichtsmassregeln die jungen Zecken auf gesunde Tiere gesetzt und wartete nun ab, was da kommen sollte. Es vergingen 2, es vergingen 3 Wochen, aber es zeigte sich nichts. Ich hatte eigentlich schon die Hoffnung aufgegeben, dass mein Versuch gelingen würde, als am 22. Tage, nachdem ich die jungen Zecken angesetzt hatte, die Tiere erkrankten. Ich untersuchte sofort und fand den charakteristischen Parasiten, das Pyrosoma bigeminum im Blute. Sehr bemerkenswert ist es, dass nur die Rinder erkrankten, welche die Zecken von dem kranken Tiere bekommen hatten, während die, welche mit Zecken von den scheinbar gesunden Tieren besetzt waren, gesund blieben. Dadurch erhielt ich gewissermassen ein Kontrolexperiment, und der Versuch im ganzen hatte einen um so grösseren Wert bekommen.

Nachdem die Tiere, welche durch die jungen Zecken von kranken Tieren infiziert worden, an Texasfieber erkrankt waren, habe ich das Blut derselben auf andere gesunde Tiere übertragen und dadurch aufs neue Texasfieber erzeugt, und zwar geschah dies mehrere Generationen hindurch. Ich erhielt auf diese Weise schliesslich eine ganze Anzahl von texasfieberkranken Tieren, die auffallenderweise die eigentliche Krankheit sämtlich überstanden haben. Es gingen zwar einige nachträglich ein; das waren aber schwächliche Tiere; es war nämlich absichtlich wertloses, schwaches und junges Vieh zu dem Versuch genommen. Die anderen Tiere hatten dagegen das Texasfieber in einer aussergewöhnlich milden Form überstanden. Es war das um so mehr auffallend, als

das Material, von dem ich ausgegangen war, von einem sehr schwer kranken Tiere herrührte. Ich erkläre mir dieses Faktum so, dass die jungen Zecken auf dem Transport, welcher etwa 14 Tage lang unter der glühenden afrikanischen Sonne vor sich gegangen war, stark gelitten hatten, und dass auch die Parasiten, die sie in ihrem Innern bargen, in ihrer Virulenz abgeschwächt wurden. Die meisten Zecken waren nämlich beim Eintreffen in Kwai schon abgestorben, und ich hatte nur noch einen kleinen Rest, den ich den Tieren ansetzen konnte.

Die genesenen Rinder wurden dann ein zweites Mal mit dem Blut kranker Tiere infiziert; sie reagierten aber gar nicht darauf; sie waren also durch die vorausgegangene Krankheit vollständig immun geworden, aber natürlich nur immun gegen diese milde Form des Texasfiebers, die zufällig unter meinen Versuchsbedingungen entstanden war. Nun musste ich mich weiter fragen, ob diese vermutlich nur geringe Immunität auch ausreichen würde gegen die schwere natürliche Infektion, wie sie an der Küste herrscht. Um dies zu erfahren, liess ich die immunisierten Tiere nach der Küste bringen und mit einer infizierten Herde auf die Weide gehen. Sie bekamen kein Texasfieber. Als sie sich hiergegen unempfindlich gezeigt hatten, habe ich ihnen Blut von einem Rind, bei welchem das Texasfieber ausserordentlich schwer verlief, injiziert; auch das haben sie überstanden bis auf eins, welches nach der ersten Injektion nur in sehr geringem Grade erkrankt war und demgemäss auch nur einen schwachen Grad von Immunität erlangt hatte.

Auf diese Weise ist es mir gelungen, eine gewisse Anzahl von Rindern künstlich gegen Texasfieber zu immunisieren, und ich bin fest überzeugt, dass, wenn man diese Versuche, die nur nebenher gemacht sind, fortsetzen wollte, man zu einer ganz brauchbaren Schutzimpfung gegen das Texasfieber kommen würde. Auf jeden Fall ist aber durch meinen Versuch die Möglichkeit der Übertragung von Blutparasiten durch die Nachkommen von Zecken über

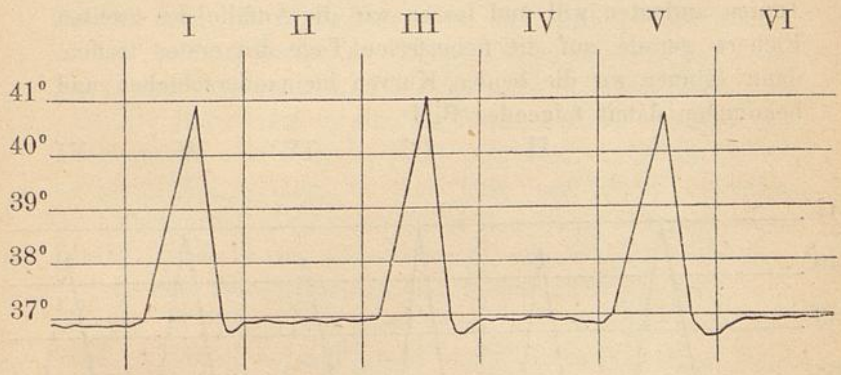
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

allen Zweifel erwiesen, und das ist meiner Meinung nach eine für die Wissenschaft sehr wichtige Thatsache. Denn wenn es sich bei einer Krankheit so verhalten kann, dann kann es auch bei anderen Krankheiten der Fall sein. Ich denke hierbei gerade an die Malaria, bei der sich manches, was wir jetzt beim Texasfieber kennen gelernt haben, wiederholt.

Nachdem ich dies über das Texasfieber vorausgeschickt habe, werde ich zur Malaria übergehen.

Die Malaria ist eine Krankheit oder, wie ich richtiger sagen muss, eine Krankheitsgruppe, die über die ganze Erde verbreitet ist. Sie verschont nur das kalte Klima. Bei uns herrscht sie in sumpfigen Niederungen, in den Marschländern, an den Küsten. Das Verhalten der einheimischen Malaria ist ein ganz charakteristisches; sie verläuft nämlich immer in einzelnen ganz streng von einander geschiedenen Anfällen.

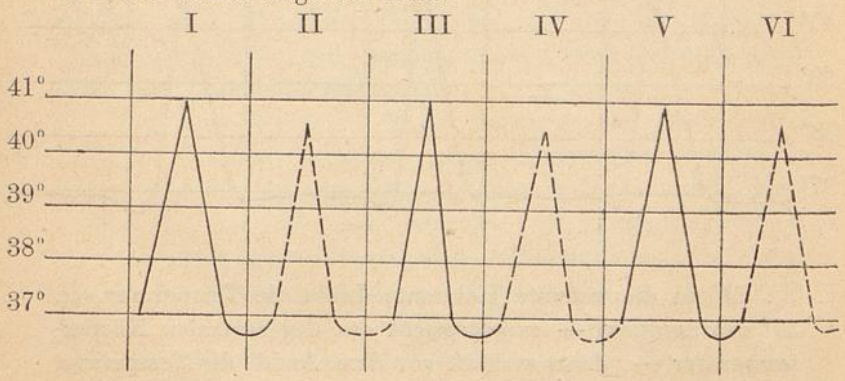
Ein solcher Anfall beginnt mit Frost; dann folgt Hitze und zuletzt Schweiss; damit ist der Anfall vorüber. Am besten kann man einen solchen Anfall verfolgen, wenn man die Körpertemperatur des Menschen fortlaufend notiert und graphisch darstellt. Ich will versuchen, Ihnen das hier zu zeigen.




Wenn die unterste Horizontal-Linie die Temperatur von 37° repräsentiert — es entspricht das der normalen Körpertemperatur —, dann verläuft vor dem Anfall die Temperatur

etwas unterhalb oder oberhalb dieser Linie in geringen Schwankungen. Kommt der Anfall, dann steigt die Körpertemperatur ganz steil an von 37° bis zu 40° oder 41° und selbst darüber, und ebenso steil fällt die Temperatur wieder ab. Nach Beendigung des Anfalls, der im ganzen 4 oder 6, höchstens 8 Stunden dauert, verläuft die Temperatur wieder in normaler Weise. Nehmen wir an, dass sich das während eines Tages abspielt, dann bleibt am nächsten Tage die Temperatur immer auf der normalen Höhe; es erfolgt kein Anfall, wenigstens ist dies bei derjenigen Art von Malaria, die bei uns die häufigste ist, der sogenannten Tertiana, der Fall; bei dieser Art liegt immer zwischen dem einen Anfall und dem nächsten ein fieberfreier Tag. Nun kommt der dritte Tag; an diesem geht die Temperatur genau wie am ersten Tage wieder in die Höhe und ebenso steil wieder herunter und so fort. Das kann sich Tage lang, manchmal Wochen lang wiederholen.

Es kommt nun aber nicht selten vor, dass ein zweites derartiges Fieber in seinen Anfällen sich mit dem ersten kombiniert. Denken Sie sich in der Figur unter der ersten Fieber-Kurve eine zweite, welche ich nur durch punktierte Linien andeuten will und lassen wir die Anfälle des zweiten Fiebers gerade auf die fieberfreien Tage des ersten treffen, dann können wir die beiden Kurven ineinanderschieben und bekommen damit folgendes Bild:



Es entsteht auf diese Weise ein Fieber, bei welchem die Anfälle nicht einen um den andern Tag auftreten, sondern wo jeder Tag einen Anfall hat. Dieses Fieber hat man im Gegensatz zur Tertiana die Quotidiana genannt; es ist aber keine echte Quotidiana, sondern eine doppelte Tertiana.

Bei uns ist die Malaria nicht unmittelbar lebensgefährlich, und sie lässt sich leicht und sicher durch Chinin beseitigen. Aber je weiter wir nach dem Süden zu gehen, um so schwereren und hartnäckigeren Formen der Malaria begegnen wir, die nicht selten auch tötlich verlaufen. Besonders ist das in den Mittelmeerländern der Fall, in Italien, wo namentlich die Campagna und Sizilien berüchtigt sind, dann in Griechenland, Algier u. s. w. Diese schwere Form der Malaria tritt aber nur während einer verhältnismässig kurzen Zeit des Jahres auf, gewöhnlich nur im Spätsommer und Herbst. Die Italiener haben sie darum das Ästivo-autumnal-Fieber genannt.

Noch weiter nach Süden, in den Tropen, wird die Malaria immer intensiver; sie tritt viel häufiger auf und herrscht in ihren schweren, den sogenannten perniciösen Formen fast das ganze Jahr hindurch. Am meisten ist in den Tropen gefürchtet das Schwarzwasserfieber, das man gewissermassen als die höchste Potenz des Tropenfiebers ansieht. Bei dieser Form des Fiebers tritt, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Art Blutzersetzung ein; die Blutkörperchen zerfallen, der Blutfarbstoff löst sich im Blute auf, wird durch die Nieren ausgeschieden, gelangt in den Urin und färbt denselben dunkelbraunrot bis schwarz; daher der Name Schwarzwasserfieber. Diese Form führt sehr oft zum tötlichen Ausgang.

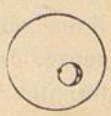
In den Tropen verläuft das Fieber nicht so regelmässig, wie ich es Ihnen von der heimischen Malaria geschildert habe, sondern es soll einen recht unregelmässigen Gang haben. Nach den Angaben, welche von den Tropenärzten darüber gemacht sind, ist es unmöglich, ein klares Bild davon zu gewinnen. Oft soll das Tropenfieber eine andauernd hohe Temperaturkurve haben — also ein lang hingezogener fieber-

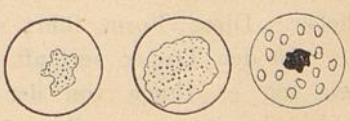
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hafter Zustand ohne die charakteristischen Unterbrechungen; es ist dies die sogenannte Continua. Manchmal soll es mit unregelmässigen Remissionen verlaufen — als remittierendes Fieber bezeichnet. Dann soll es die Form der Quotidiana annehmen, und manchmal soll es ganz unregelmässig gehen.

Ueber das eigentliche Wesen der Malaria haben wir erst in der neuesten Zeit Aufklärung erhalten durch Laveran, einen französischen Arzt, welcher Parasiten im Blute der Malariakranken gefunden hat. Eine gründliche Untersuchung der Malariaparasiten verdanken wir aber italienischen Forschern, die mit unermüdlichem Fleiss und mit vielem Geschick die Entwickelungsgeschichte dieser Parasiten verfolgt haben. Sie sind zu einem Ergebnis gelangt, welches ich Ihnen in ganz kurzen Umrissen schildern möchte.

Sie fanden bei der Tertiana, d. h. also der einheimischen Form der Malaria, dass in einzelnen roten Blutkörperchen zu einer bestimmten Zeit ein kleines Wesen auftritt, das sich durch lebhafte Beweglichkeit als etwas Lebendes, als Parasit zu erkennen giebt. Es erscheint in dem roten Blutkörperchen unter der Gestalt eines Ringes, der an einer Stelle eine kleine Verdickung hat. Man hat das Aussehen dieses Parasiten mit dem eines Siegelringes verglichen. Der Parasit wächst ziemlich rasch heran; in kurzer Zeit verliert er die Siegelringform, wird etwas kompakter und nimmt infolge seiner amöbenartigen Beweglichkeit recht unregelmässige Formen an. Dann stellt sich auch ein Gehalt an Pigment ein in Gestalt von feinen schwärzlichen Pünktchen und Strichelchen. Der Parasit wächst immer weiter heran und erreicht schliesslich fast die Grösse eines roten Blutkörperchens. Wenn er dieses Entwickelungsstadium erreicht hat, geht mit ihm ziemlich plötzlich eine wunderbare Veränderung vor, indem er folgende Form annimmt. Das Pigment, welches bis dahin





überall gleichmässig durch die Masse des Parasiten verteilt war, ballt sich zusammen, bildet einen kleinen schwarzbraunen Klumpen, und um diesen herum gruppiert sich eine Anzahl von Kügelchen, die durch Zerklüftung der eigentlichen Substanz des Parasiten entstehen; gewöhnlich sind es 15 bis 20 solcher Kügelchen. Man hat diesen Vorgang irriger Weise als Sporulation bezeichnet. Die Kügelchen sind aber keine Sporen, sondern junge Parasiten, welche sich sehr bald wieder an Blutkörperchen anheften und denselben Entwickelungsgang von neuem durchmachen. Ueber das Verhältnis, in welchem dieser Parasit zu den einzelnen Anfällen der Tertiana steht, haben die italienischen Forscher Folgendes ermittelt. Wenn das Blut auf der Höhe des Fieberanfalls untersucht wird, dann werden nur die jungen Parasiten, welche die Ringform besitzen, gefunden; untersucht man einige Zeit nach dem Fieberanfall, dann finden sich Parasiten, welche bereits etwas grösser sind und die Ringform aufgegeben haben. Während der fieberfreien Zeit werden sie immer grösser, erreichen kurze Zeit vor dem Anfall ihre volle Grösse und gehen gerade beim Beginn des neuen Anfalls zur Sporulation über. Wenn man Blut von einem Kranken untersucht und die Sporulationsformen darin findet, dann kann man sagen, dass der Anfall unmittelbar bevorsteht oder eben angefangen hat. Findet man aber beispielsweise Ringformen, dann beweist dies, dass der Anfall auf seiner Höhe ist, u. s. w. Es kann auch vorkommen, dass zweierlei ganz verschiedene Entwickelungs-Stadien des Parasiten, z. B. junge und alte Formen nebeneinander gefunden werden, dann kann man daraus schliessen, dass dies zwei Generationen sind, und dass nicht eine einfache Tertiana, sondern eine doppelte vorliegen muss.

Sie sehen aus diesen Beispielen, mit welcher Sicherheit man aus der einfachen Blutuntersuchung den Zustand eines solchen Malariakranken beurteilen kann.

Die italienischen Forscher haben nun auch die schweren Formen der Malariakrankheit, die Aestivo-autumnal-Fieber, untersucht und haben gefunden, dass bei diesen ein von dem

Tertianaparasiten wesentlich verschiedener Parasit vorkommt. Bei dem Aestivo-autumnal-Fieber finden sich nämlich nur Ringformen. In welchen Beziehungen nun diese Parasiten zum Verlauf der schweren Malariaformen stehen, hat sich nicht recht ermitteln lassen. Es herrscht darüber noch vollständiges Dunkel. Auch bei dem tropischen Fieber haben einige Tropenärzte solche Ringformen gefunden. Im Uebrigen wissen wir nichts über den Zusammenhang der Tropenfieber-Parasiten mit der ihnen zugehörigen Malaria.

So lagen die Verhältnisse, als ich an meine Malariauntersuchung ging. Ich muss allerdings, bevor ich Ihnen über dieselben berichte, bemerken, dass die Thatsachen, welche ich gefunden habe, zunächst nur für Deutsch-Ostafrika gelten, wo ich meine Untersuchungen angestellt habe. Aber ich habe mehrfach Gelegenheit gehabt, Präparate aus anderen Ländern zu sehen; ich kenne die betreffende Literatur und habe manches durch mündliche Mitteilungen erfahren und glaube, auf Grund dessen annehmen zu können, dass die Verhältnisse in anderen Tropenländern nicht wesentlich von dem abweichen, was ich Ihnen jetzt mitteilen werde.

Ich habe in Deutsch-Ostafrika 4 verschiedene Arten von Malaria gefunden. Zwei davon sind sehr selten, und ich will sie deswegen bei Seite lassen. Die eine von den Malariaarten, die dann noch übrig bleiben, ist genau dieselbe, wie wir sie hier bei uns haben, nämlich die Tertiana, nur mit dem Unterschied, dass die doppelte Tertiana, die bei uns nicht häufig ist, dort recht oft vorkommt. Ich habe auch nicht den geringsten Unterschied finden können, weder in Bezug auf den Verlauf und die Erscheinungen der Krankheit, noch in Bezug auf den Parasiten, und ich bin deswegen davon überzeugt, dass es sich um ganz dieselbe Tertiana handelt, wie wir sie bei uns finden. Aber von dieser Form kommen auf die gesamte Erkrankungsziffer der Malaria doch nur 10 %; die übrigen 90 % kommen auf die andere Form. Diese letztere stimmt nun aber in allen ihren Eigenschaften mit der richtigen Tropenmalaria, wie ich sie früher beschrieben habe,

überein, sodass ich nicht anstehe, sie damit für identisch zu halten.

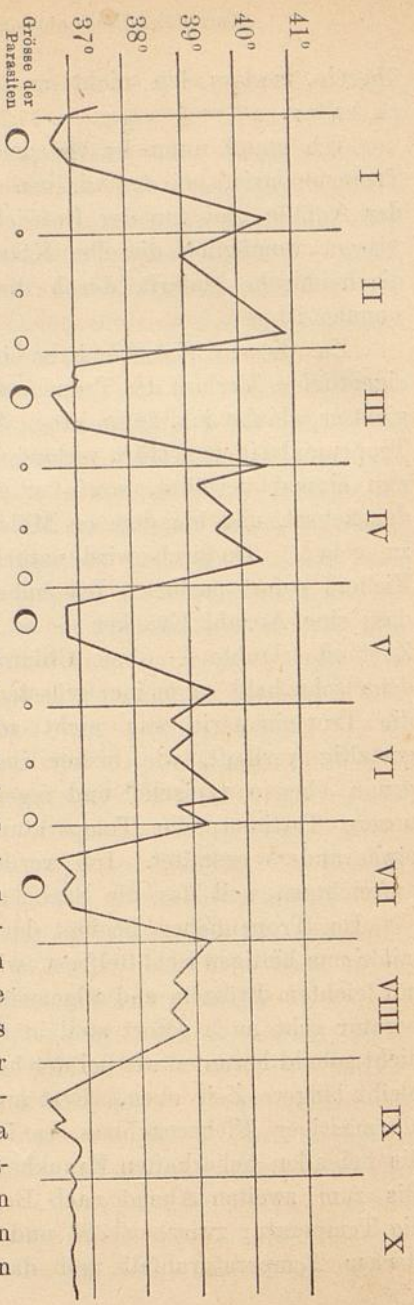
Ich stand nunmehr vor der Aufgabe, in Bezug auf die Tropenmalaria, bei der wir von einem regelmässigen Verlauf der Anfälle und von der Entwickelung der Parasiten nichts wissen, womöglich dieselbe Klarheit zu schaffen wie sie für die heimische Malaria durch die italienischen Forscher gewonnen ist.

Zu diesem Zwecke habe ich zunächst versucht, den eigentlichen Verlauf der Tropenmalaria festzustellen. Bis jetzt giebt es, glaube ich, kaum einen Arzt, welcher die eigentliche Tropenmalaria ungestört verlaufen sah. Der Tropenarzt ist nun einmal gewöhnt, sowie er einen Kranken vor sich hat, der fiebert, und bei dem er Malaria vermutet, sofort Chinin zu geben. Dadurch wird natürlich der weitere Gang des Fiebers sofort gestört. Ich habe es nun erreichen können, dass eine Anzahl Kranker — so lange natürlich, wie es ihr Zustand erlaubte — ohne Chinin blieb. Dabei stellte sich denn sehr bald zu meiner grössten Überraschung heraus, dass die Tropenmalaria gar nicht so unregelmässig und vielgestaltig verläuft, wie bisher immer behauptet ist, sondern genau ebenso typische und regelmässige Anfälle macht wie unsere Tertiana; die Temperatur-Kurve des Anfalls ist nur etwas anders gestaltet. Ich werde Ihnen auch diese Kurve aufzeichnen, weil das die Sache am schnellsten verdeutlicht.

Im Tropenfieber beginnt der Anfall in der Regel nicht mit einem heftigen Schüttelfrost, wie bei der Tertiana, sondern mit leichtem Frösteln und allgemeinem Unbehagen. Die Temperatur geht auch sofort steil in die Höhe, sinkt dann aber nicht sobald herunter wie bei der heimischen Tertiana, sondern bleibt längere Zeit oben. Erst am nächsten Morgen kommt ein mässiger Fiebernachlass, es ist dies dieselbe Remission, die bei allen fieberhaften Krankheiten gegen Morgen eintritt. Bis zum zweiten Abend nach Beginn des Anfalls schwankt die Temperatur zwischen 39° und 40°, dann erst kommt ein starker Temperaturabfall und damit das Ende des Fieber-

anfalls. Beim heimischen Fieber geht die Temperatur ebenso hoch wie beim Tropenfieber; aber der einzelne Anfall ist viel kürzer: hier 4 bis 8 Stunden, dort ungefähr 36 Stunden. Das Tropenfieber hat auch einen echten Tertianatypus; aber wegen der langen Dauer der einzelnen Anfälle lässt es dem Kranken nur eine kurze Ruhepause, es liegen oft nur wenige Stunden zwischen den Anfällen.

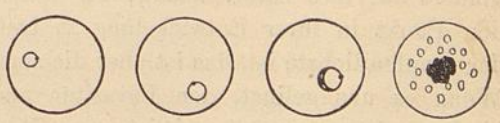
Ich möchte hier ausdrücklich bemerken, dass ich auch nicht eine einzige Ausnahme von diesem Typus bei den Anfällen der Tropenmalaria gesehen habe — ich nenne allerdings Malaria nur diejenige Krankheit, die durch Malariapartensia hervorgerufen wird. Die meisten Verwirrungen sind eben dadurch gekommen, dass man in den Tropen alles mögliche Malaria genannt hat, was nicht Malaria ist. So ist mir niemals eine Continua begegnet, welche reine Malaria gewesen wäre; ein remittierendes Fieber könnte man vielleicht dann als vorhanden ansehen, wenn die einzelnen



Anfälle etwas näher aneinander rücken und es in Folge dessen nicht zu einer vollständigen Intermission kommt. Ich habe auch keine echte Quotidiana gefunden. Alle unter meinen Kranken befindlichen Fälle von Quotidiana stellten sich immer bei der mikroskopischen Untersuchung als doppelte Tertiana heraus.

Entsprechend der Regelmässigkeit der Anfälle ist es mir dann weiter gelungen, auch das Verhalten der Parasiten, d. h. ihren Entwicklungsgang in ebenso regelmässige Beziehungen zu den Anfällen zu bringen, wie es den italienischen Forschern in Bezug auf die heimische Malaria gelungen war. Wenn man nämlich das Blut untersucht, nachdem die Temperatur bereits gestiegen ist, dann findet man ganz kleine Ringe, welche etwa ein Sechstel vom Durchmesser eines roten Blutkörperchens breit sind und von einer sehr feinen und gleichmässig starken Kreislinie gebildet werden; an letzterer befindet sich eine, manchmal auch zwei knopfförmige Verdickungen.

Auf der Höhe des Anfalls, und so lange die Temperatur hoch bleibt, findet man nur diese kleinen Ringe; erst gegen Ende des Anfalls fangen die Ringe an zu wachsen; sie werden etwas grösser, aber der Ring sieht immer noch aus, als wäre er mit der Feder gezeichnet und durch eine scharfe und gleichmässig starke Linie gebildet. Erst wenn die Temperatur heruntergegangen und der Anfall vollständig beendet ist, tritt mit einem Male eine reichliche Zahl von grossen Ringen auf, die nicht allein durch ihre Grösse sondern auch dadurch ausgezeichnet sind, dass die eine Seite des Ringes sichelartig verdickt ist.



Dieses ganz regelmässige Verhalten der Tropenparasiten ist genau ebenso sicher zu verfolgen, wie wir es von der gewöhnlichen Tertiana kennen. Jedesmal, wenn ich die grossen Ringe fand, konnte ich sagen, dass der Kranke nicht allein an Malaria litt d. h. an Tropenmalaria,

sondern dass sein Anfall gerade vorüber und der nächste in einigen Stunden zu erwarten war. Fand ich aber die kleinen Ringe, dann konnte ich mich dahin aussprechen, dass der Kranke sich auf der Höhe eines Anfalles von Tropenmalaria befand.

Sporulationsformen der tropischen Malariaparasiten habe ich im Fingerblut, welches gewöhnlich untersucht wird, nicht gefunden, aber ich habe sie wiederholt in der Milz gesehen. Sie sind denjenigen der heimischen Tertiana sehr ähnlich, nur mit dem Unterschied, dass ihre Dimensionen erheblich geringer sind. Damit ist der Entwicklungsgang der Tropenparasiten ebenso vollständig erforscht, wie derjenige der gewöhnlichen Tertiana.

Das regelmässige Verhältniss zwischen Entwickelung des Malariaparasiten und Temperatur-Kurve ist ausserordentlich wichtig in Bezug auf die Behandlung der Tropen-Malaria. Wir wissen nämlich, dass das Chinin nur zu ganz bestimmten Zeiten gegeben werden darf, wenn die Malaria mit Sicherheit geheilt werden soll. Erfahrungsgemäss ist das Chinin immer dann zu geben, wenn der Anfall nahe bevorsteht, etwa 4 bis 6 Stunden vorher. Diese Regel ist rein empirisch aufgefunden. Jetzt wissen wir, warum das Chinin in dieser Weise gegeben werden muss; es tötet nämlich nicht die Parasiten, wie man vielfach angenommen hat, sondern es hindert nur ihre Entwickelung; wir müssen deswegen gerade den Punkt in ihrer Entwickelung zu treffen suchen, welcher der empfindlichste ist, das ist aber die sogenannte Sporulation. Wenn es uns gelingt, den Parasiten an der Sporulation zu hindern, dann erzeugt er keine neue Brut; seine Lebenszeit ist ebenfalls zu Ende, er stirbt also ab und damit ist der Kranke von seinen Parasiten befreit.

Bei der gewöhnlichen Tertiana ist dieser Zeitpunkt sehr leicht zu bestimmen; mit dem Beginn des Anfalls fällt die Sporulation zusammen und das Chinin muss folglich, um hinreichend zur Wirkung kommen zu können, einige Stunden vorher gegeben werden. Für die tropische Malaria fehlte es

an einem derartigen Anhaltspunkte vollständig. Man wusste nie, wann der Anfall anfing, und wann er aufhörte. Da blieb den Ärzten nichts übrig, als das Chinin ganz blindlings zu geben; das haben sie, wie ich mich in den Tropen überzeugt habe, auch ganz redlich gethan (Heiterkeit) natürlich mit einigen rühmlichen Ausnahmen. Der Tropen-Arzt giebt einem Kranken, der im Verdacht steht, malariakrank zu sein, sofort Chinin, und zwar um ganz sicher zu gehen, morgens, mittags, abends gewöhnlich in Dosen von einem Gramm, den nächsten Tag wieder u. s. f. Diese wilde Chinintherapie, die allerdings entschuldbar ist — man wusste eben nicht, wie man sich verhalten sollte —, wird, wie ich bestimmt hoffe, jetzt aufhören; man weiss jetzt auch bei der Tropenmalaria genau, wo man den Parasiten an seiner empfindlichsten Stelle treffen kann, nämlich immer dann, wenn im Blute die grossen Ringe auftreten.

Ich habe diesen Grundsatz regelmässig befolgt und kann sagen, dass ich auch nicht einen einzigen Misserfolg zu verzeichnen hatte. Man kann jederzeit mit Hilfe des Mikroskops sofort auch beim Tropenfieber den Moment, wo das Chinin gegeben werden muss, mit grösster Sicherheit und Leichtigkeit bestimmen. Es genügt dann in der Regel eine einzige Dosis von Chinin, um das Tropenfieber genau eben so sicher zu beseitigen, ich möchte sagen, fast noch sicherer als unsere heimische Tertiana.

Ich habe unter meinen Kranken allerdings zwei Todesfälle gehabt; das waren aber solche, die schon sterbend waren, als ich sie zuerst sah; hätte man sie einen Tag früher zur Untersuchung und Behandlung erhalten, dann wären sie nach meiner festen Überzeugung eben so sicher geheilt wie die anderen.

Also wir sehen, dass das Tropenfieber sicher erkannt und leicht geheilt werden kann. Damit ist aber die Aufgabe des Arztes noch nicht erschöpft; das Tropenfieber hat nämlich die unangenehme Eigenschaft, fast regelmässig zu recidivieren; es kommen nach 10—14 Tagen, oft erst nach 3, 4 Wochen und noch später Recidive vor.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Betreff der Recidive möchte ich hier auf einen Umstand aufmerksam machen, der für die Sanatorienfrage von Bedeutung ist. Es ist ganz gleichgiltig, ob jemand, der malariainfiziert ist, in einer Fiebergegend lebt oder in fieberfreiem Gebirge oder auf See oder auf der Reise nach Europa sich befindet; ehe nicht die Parasiten aus seinem Blute entfernt sind, bekommt er ganz sicher seine Recidive, und zwar verlaufen die Recidive ebenso hartnäckig und schwer an fieberfreien Orten wie in Malariagegenden. Ich habe in dieser Beziehung niemals einen Unterschied gefunden und glaube deswegen, dass Sanatorien, welche in fieberfreien Gegendenangelegt sind, in Bezug auf Malaria nicht den geringsten Vorteil gewähren.

Zur Verhütung der Recidive bleibt nichts anderes übrig, als auch Chinin zu geben. Hier muss ich nun leider bekennen, dass ich zur Verhütung der Recidive nicht so sichere Regeln angeben kann wie für die Behandlung der Anfälle. Ich habe zu wenig Beobachtungsmaterial gehabt, um zu ganz bestimmten Resultaten kommen zu können. Ich kann nur soviel sagen, dass man nicht mit zu kleinen Dosen operieren darf; unter 1 g Chinin sollte man nicht geben. Man darf auch nicht längere Pausen dazwischen machen als etwa 5 Tage. Ich möchte zunächst raten, jeden fünften Tag 1 g zu geben und dies etwa 1 bis 1½ Monate lang nehmen zu lassen. Wenn man das nicht thut, kann man ziemlich sicher darauf rechnen, dass Recidive kommen. Ich habe auch bei dieser Behandlung Recidive eintreten sehen; sie verliefen aber verhältnismässig milde und waren von sehr kurzer Dauer. Wenn in der Chininbehandlung unbeirrt fortgefahren wurde, dann hörten sie endlich auf. Ich glaube also, dass diese Art der Chininanwendung gegen Recidive die untere Grenze bildet, unter die wir nicht heruntergehen dürfen. Aber auf jeden Fall müssten über diese Frage noch ganz eingehende und umfangreiche Versuche angestellt werden, um zu ganz festen Anhaltspunkten zu kommen. Es ist ausserordentlich wichtig, dass wir auch hier mit eben solcher Sicherheit operieren können wie bei dem Anfalle selbst.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was von der Verhütung der Recidive gesagt ist, gilt in gleicher Weise auch von der prophylaktischen Anwendung des Chinin. Es muss ja auch im Grunde genommen ganz gleich sein, ob der Mensch von seinem Anfall noch einige Parasiten übrig behalten hat, oder ob ihm in Folge einer frischen Infektion von neuem Parasiten in seinen Körper eingeführt werden; die Verhältnisse sind dieselben. Ich würde auch für diesen Zweck, d. h. zur Prophylaxis es ebenso machen, wie ich zur Verhütung der Recidive angegeben habe, dass man nämlich jeden fünften Tag 1 g giebt. Bisher habe ich noch nicht einen einzigen Fall gesehen, bei dem unter Anwendung von 1 g Chinin jeden fünften Tag die Malaria zum Ausbruch gekommen wäre. Auch für diesen Fall sind weitere Versuche dringend notwendig.

Wenn das Fieber in der Weise, wie ich angegeben habe, vollständig beseitigt ist, tritt eine merkwürdig schnelle Rekonvaleszenz ein. Ich habe mich oft gewundert, wenn man kurz vorher einen Menschen in schwerem Fieber gesehen hat, wie rasch er nach Beseitigung seines Fiebers wieder imstande ist, an seine Geschäfte zu gehen, und wie wenig man ihm von der Krankheit ansieht. Ich habe niemals — immer vorausgesetzt, dass es sich nicht um ganz verschleppte und vernachlässigte Fälle handelte, sondern um solche Fälle, die frühzeitig richtig diagnostiziert waren und behandelt wurden — gesehen, dass die berüchtigte Tropenanämie oder Milzschwellung oder Siechtum zurückgeblieben wären.

Nach dem, was ich Ihnen über das Tropenfieber mitgeteilt habe, wie leicht es zu diagnostizieren, und wie sicher es zu heilen ist, werden Sie es begreiflich finden, dass es für mich persönlich und, ich hoffe, auch bald für andere Aerzte, seine Schrecken verloren hat. Ebenso ist es mir auch mit der am meisten gefürchteten Form des Tropenfiebers, mit dem Schwarzwasserfieber gegangen, als ich es einer näheren Untersuchung unterzog.

Das Schwarzwasserfieber kommt nicht etwa ausschliesslich in den Tropen vor; es findet sich gar nicht so selten in

Italien; in Griechenland soll es ziemlich häufig sein, und gerade griechische Aerzte waren es, die zuerst darauf aufmerksam machten, dass bei dem Schwarzwasserfieber denn doch nicht ganz allein die Malaria, sondern höchst wahrscheinlich zugleich das Chinin eine Rolle mitspielt. Die italienischen Aerzte haben dies zum Teil bestätigt, und auch eine Anzahl von Tropenärzten, namentlich unsere deutschen Kolonialärzte haben sich dieser Auffassung angeschlossen. Allerdings hat man sich nicht von dem Gedanken trennen können, dass die Malaria doch die eigentliche Hauptrolle dabei spielt, und dass sie unter allen Umständen dabei sein muss. Meine Untersuchungen haben mich dahin geführt, dass ich sagen muss: das Schwarzwasserfieber hat mit der Malaria direkt gar nichts zu thun; es ist in der Regel eine reine Chininvergiftung. Ich habe eine nicht geringe Anzahl von Fällen selbst gesehen; ich habe mich überall nach der Krankheit erkundigt und habe die Literatur studiert, aber ich muss sagen, dass mir bis jetzt noch nicht ein einziger Fall vorgekommen ist, von dem man mit Sicherheit behaupten könnte, die Chininvergiftung wäre ausgeschlossen. Manchmal wird zwar vom Kranken geleugnet, dass vorher Chinin genommen ist, aber diese Angaben sind aus naheliegenden Gründen nicht immer zuverlässig, und ich habe überall da, wo gründliche Nachforschungen stattfinden konnten, Chininvergiftung nachzuweisen vermocht. In allen diesen typischen Fällen von Schwarzwasserfieber habe ich niemals Malariaparasiten gefunden, während ich doch in keinem Fall von tropischem Fieber die Malariaparasiten vermisst habe. Ich muss deswegen annehmen, dass die Malariaparasiten zum Zustandekommen des Schwarzwasserfiebers nicht erforderlich sind. Wenn sie sich in Fällen von Schwarzwasserfieber finden, dann handelt es sich um ein zufälliges Zusammentreffen.

Ich möchte allerdings nicht so weit gehen, zu sagen: es kann überhaupt kein Schwarzwasserfieber ohne Chinin entstehen. Wir wissen ja, dass auch bei uns solche Zustände vorkommen, die man als Haemoglobinurie bezeichnet

und die durch gewisse Pflanzengifte, einige chemische Stoffe, selbst durch einfache Erkältung entstehen können. So etwas kann natürlich auch einmal in den Tropen vorkommen; ich meine nur: dieses typische, bisher immer als Malaria bezeichnete Schwarzwasserfieber ist in der Regel weiter nichts als eine Chininvergiftung. Ich muss leider darauf verzichten, Ihnen alle meine Gründe für diese meine Behauptung vorzutragen; sie liegen ganz auf medizinischem Gebiet und eine Auseinandersetzung darüber würde zu weit führen: aber Sie können sich darauf verlassen, dass meine Gründe vollständig beweiskräftig sind. Ich bin der Ueberzeugung, dass, wenn sich diese Auffassung erst weiter Bahn gebrochen hat, und wenn die Tropenärzte etwas vorsichtiger mit dem Chinin umgehen werden, vielleicht auch andere Mittel in geeigneten Fällen anwenden, wie Arsen oder Methylenblau, dass das Schwarzwasserfieber ganz aus der Reihe der eigentlichen Tropenkrankheiten ausscheiden wird.

Wenn es mir nun auch gelungen ist, den Nachweis zu führen, dass die Tropenmalaria bei richtiger Diagnose und Behandlung eigentlich nicht schlimmer ist als unsere heimische Malaria, so muss ich doch gestehen, dass mir dies noch nicht recht genügt. Ich bin Hygieniker, und erster Grundsatz der Hygiene ist, dass es besser sei, Krankheiten zu verhüten, als Krankheiten zu heilen, und diesen Grundsatz möchte ich auch auf die Malaria angewendet wissen. Wir dürfen nicht eher ruhen, als bis es gelungen ist, die Malaria verhüten zu können, oder wenigstens bis man sich zu dem Geständnis gezwungen sieht: dass es mit unsern heutigen Mitteln nicht möglich ist, weiter zu kommen.

Um nun aber in dieser Beziehung vorwärts zu kommen, müssen wir vor allen Dingen die Kenntnis von der Entstehung und Uebertragung der Krankheit haben; wir müssen wissen, wie die Parasiten in den Menschen hineinkommen, damit wir eventuell den Weg, den sie zu machen haben, irgendwo abschneiden können, und wir müssen über die Verbreitung der Malaria ganz genau orientiert sein, um, wenn wir sonst nichts

Besseres finden, ihr wenigstens aus dem Wege gehen zu können.

Was zunächst die Uebertragung der Krankheit anbetrifft, so giebt es dafür nur zwei Wege: Wasser und Luft. Die direkte Uebertragung ist auch möglich, wie zuerst von Gerhard nachgewiesen wurde durch Injektion von Blut eines malariakranken Menschen. Aber in der Natur kommt diese Art der Uebertragung nicht vor. Wäre die Uebertragung von einem Kranken zum andern möglich, dann müsste die Malaria ansteckend sein; dann dürfte man nicht einen Malariakranken zwischen andere Kranke legen, ohne fürchten zu müssen, dass sie angesteckt werden. Eine solche Ansteckung ist aber noch nie vorgekommen. Die Uebertragung kann also nur auf einem gewissen Umwege vor sich gehen, und da bleiben nur Wasser und Luft als Träger des Infektionsstoffes übrig.

Gegen die Uebertragung durch das Wasser spricht sehr viel. Man hat alles mögliche aufgeboten, um überzeugende Beweise für diese Annahme zu liefern; es ist aber bis jetzt nicht gelungen. Alle Beobachtungen, welche man bisher dafür angeführt hat, halten einer scharfen Kritik gegenüber nicht Stand. Die italienischen Forscher haben diese Frage direkt zu lösen gesucht, indem sie Wasser in Malariagegenden schöpfen und dann trinken liessen; diejenigen, welche solches Wasser tranken, haben keine Malaria bekommen. Damit ist also der direkte Beweis geliefert, dass das Wasser der Vermittler nicht sein kann. Auch mir sind bei meinen Malaria-Untersuchungen niemals Thatsachen begegnet, welche zu Gunsten dieser Theorie sprechen.

Es bleibt also nichts übrig als die Luft. Nun ist es aber nicht möglich, dass so zarte und hinfällige Wesen, wie die Malaria-Parasiten, welche dem parasitischen Leben im Blute so innig angepasst sind, in die Luft übergehen und in derselben in ausgetrocknetem Zustande, d. h. in Staubform von einem Kranken auf einen andern gesunden Menschen übergehen sollten. Ganz abgesehen davon, dass die Art und

Weise, wie der Parasit aus dem Blute der Kranken in die Luft gelangt, ganz unerklärt bleibt. Wir müssen also nach einer anderen Erklärung suchen, welche ermöglicht, dass das Blut in unverändertem Zustande und ohne dass die Parasiten dem ihnen so gefährlichen Eintrocknen ausgesetzt werden, aus dem menschlichen Körper in die Luft gelangen und von da aus wieder ins Blut überzugehen vermögen. Da giebt es nur eins, was diesen Bedingungen entspricht, das sind die blutsaugenden Insekten, die Mosquitos.

Für diese Annahme, die sogenannte Mosquitotheorie, spricht sehr viel; man kann eine Menge von Thatsachen anführen, die dafür sprechen. Ich will Sie nicht mit allen behelligen, und möchte nur auf Folgendes hinweisen. Die Malaria infiziert fast nur während der Nachtzeit; das ist aber gerade die Zeit, wo die Mosquitos fliegen; der Mosquito ist ein ganz ausgesqrochen nächtliches Insekt. In manchen Gegenden beschränkt sich die Malariazeit auf bestimmte Monate im Jahr; es sind dies immer diejenigen Monate, in denen die Mosquitos auftreten. Wo die Mosquitos fehlen, habe ich noch niemals Malaria gesehen; wofür ich Ihnen später einige Beispiele anführen werde. Was aber dieser Theorie am meisten zur Stütze gedient hat, das ist die Thatsache, dass wir in der letzten Zeit verschiedene Krankheiten kennen gelernt haben, welche durch Blut-Parasiten bedingt sind, und bei denen die Uebertragung ganz unzweifelhaft durch solche blutsaugenden Insekten stattfindet. Ich erinnere Sie an die Tsetse-Krankheit, welche ich auch in Ostafrika als eine vielfach vorkommende Rinderkrankheit nachgewiesen habe. Dieselbe wird bedingt durch einen Blutparasiten, welcher nicht in den roten Blutkörperchen seinen Sitz hat, sondern im Blutwasser lebt und durch die Tsetsefliege übertragen wird. Die Krankheit tritt nur da auf, wo die Tsetsefliege vorkommt. Es giebt ferner einen anderen Blut-Parasiten, die Filaria sanguinis, welche erwiesenermassen durch die Mosquitos übertragen wird. Am meisten haben aber für die Mosquitotheorie die Entdeckungen, welche in Bezug auf das Texasfieber ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

macht sind, Propaganda gemacht. In diesem Falle haben wir den absolut sicheren Beweis, dass der Blutparasit durch ein blutsaugendes Insekt übertragen wird. In Folge dieser sich immer mehr häufenden Thatsachen, welche alle zu Gunsten der Mosquitotheorie sprechen, haben sich denn auch in neuerer Zeit alle Malariaforscher, welche auf diesem Gebiet eine Bedeutung beanspruchen können, mehr und mehr dazu gedrängt gefühlt, sich dieser Theorie anzuschliessen. Natürlich ist und bleibt es vorläufig nur eine Theorie, die aber so viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, dass es doch dringend notwendig ist, diese Frage experimentell in irgend einer Weise zum Austrag zu bringen. Ich halte eine experimentelle Prüfung der Mosquitotheorie für ausserordentlich wichtig, weil wir damit eine ganz bestimmte Richtschnur für unser Handeln erhalten.

Für den Fall, dass eine solche Untersuchung unternommen werden sollte, möchte ich doch noch darauf hinweisen, dass es nicht richtig ist, die Uebertragung der Malaria sich so vorzustellen, dass der Mosquito zunächst einen kranken Menschen sticht, dann zu einem gesunden fliegt und ihm die Parasiten mit seinem Saug-Rüssel einimpft. Wenn das wäre, dann müsste die Malaria direkt ansteckend sein, was nicht der Fall ist. Der Vorgang muss also ein anderer sein. Es kann auch nicht so vor sich gehen, wie englische Forscher annehmen, dass nämlich der Mosquito das Blut aufsaugt, später ins Wasser gerät und die Parasiten ins Wasser gelangen lässt. In diesem Falle würde das Wasser zum Träger der Infektion gemacht werden, was aus den früher angegebenen Gründen nicht angängig ist. Es bleibt nur übrig, uns ähnliche Verhältnisse zu konstruieren, wie wir sie vom Texasfieber kennen gelernt haben. Danach würde der Mosquito die Parasiten aufnehmen, er überträgt sie dann weiter auf seine Eier und die jungen Larven, und erst die nächste Generation würde wieder im Stande sein, mit Malaria-Parasiten zu infizieren. Es scheint mir auch nicht ausserhalb des Bereiches der Möglichkeit zu liegen, dass die Parasiten sich durch mehrere Generationen in den Mosquitos halten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn nun ein Mensch mit Malaria infiziert ist — beispielsweise durch einen Mosquito — so bekommt er nicht etwa sofort die Malaria. Das ist ein Irrtum, mit dem ich vielfach zu kämpfen gehabt habe. Man hört sehr oft die Behauptung, dass die Krankheit sofort nach irgend einer angeblichen Gelegenheitsursache zum Ausbruch gekommen sei, z. B. nach einer Durchnässung, oder nach einer Jagd in einer Sumpfgegend. Ein so schneller Ausbruch der Krankheit ist unmöglich. Es können bei der Infektion immer nur einzelne Parasiten übertragen werden, und diese vermehren sich nicht wie etwa die Bakterien in wenigen Stunden auf das Doppelte, sondern die Parasiten gebrauchen 2 mal 24 Stunden, bevor die erste Teilung eintritt; dann können sie sich allerdings auf ungefähr das 20fache vermehren. Aber es müssen dann wiederum 2 mal 24 Stunden vergehen bis zur nächsten Teilung u. s. w. So schnell wächst also die Zahl der Parasiten nicht an, dass sie schon nach wenigen Tagen im Stande wären, einen schweren Fieberanfall auszulösen. Beobachtungen an Schiffen, welche nur ganz vorübergehend mit einem Malarialande in Berührung gekommen waren und auf welchen in Folge dessen später Malariakrankheiten auftraten, haben gezeigt, dass ein längerer Zeitraum zwischen Infektion und Ausbruch der Malaria verstreicht. Es ist dies das sogenannte Inkubationsstadium. Es beträgt bei der Malaria ungefähr 10 bis 14 Tage, und wir sehen daraus, dass sich 5 bis 7 Generationen entwickelt haben müssen, bis die eigentliche Krankheit zum Ausbruche kommen kann.

Diese Inkubationsfrist und die Möglichkeit der Recidive müssen wir unter allen Umständen berücksichtigen, wenn wir über die Verbreitung der Malaria zuverlässige Auskunft erhalten wollen. Denn wenn jemand an einem Orte an Malaria erkrankt oder stirbt, dann bedeutet dies noch nicht, dass dieser Ort verseucht ist. Der Ort kann im Gegenteil ganz gesund sein; und es ist möglich, dass der Betreffende sich seine Malaria an einem ganz anderen Orte, der bis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dahin für einen gesunden gegolten hat, geholt hat. Wenn z. B. jemand von der Küste nach dem Usambaragebirge geht und an der Küste sich infiziert hat, dann bekommt er nicht schon an der Küste seine Malaria, sondern erst nach der Ankunft im Gebirge. In solchem Falle würde man natürlich einen groben Fehler machen, wenn man diesen Fall von Malaria dem Gebirge zur Last legen wollte.

Wenn man Inkubation und Recidive in Betracht zieht, dann ergiebt sich in Bezug auf die Verbreitung der Malaria in Ostafrika etwa Folgendes. Sie herrscht an der ganzen Küste; und zwar habe ich nicht gefunden, dass ein Küstenort wesentlich besser wäre als die anderen. Es scheint so, als ob die Flussmündungen — ich denke dabei an das Rufiji-Delta, das ich besucht habe — besonders gefährlich sind. Ferner zieht sich die Malaria an den Flussläufen hin; überall, wo Sümpfe auftreten, ist sie zu Hause, vor allen Dingen aber — und darauf möchte ich besonders aufmerksam machen — findet sie sich am Fuss der Gebirge. Es ist das eine Erscheinung, die auch in Indien beobachtet ist, wo sich beispielsweise am Fusse des Himalayagebirges ein Streifen Landes hinzieht, in welchem sich die aus dem Gebirge herabkommenden Flüsse netzartig auflösen und sumpfige Niederungen bilden. Dieser Landstrich, das sogenannte Terai, gehört zu den allergefährlichsten Fiebergegenden, welche wir kennen. Ähnliche Zustände haben wir am Fuss der ostafrikanischen Gebirge; wenigstens glaube ich das vom Usambaragebirge behaupten zu können. Ich vermute, dass auch der Kilimandjaro in gleicher Weise an seinem Fusse von einem Malariastrich umgeben ist.

Die Malaria fehlt in Ostafrika auf einigen kleinen Inseln, so auf dem an der Südspitze von Mafia gelegenen Chole, welches ich besucht habe. Es war wohl gewiss kein Zufall, dass dies der einzige Ort an der Küste war, wo ich keine Mosquitos antraf und auch kein Mosquitonetz brauchte. Die Malaria fehlt ferner im Gebirge, und zwar von einer bestimmten Höhe an, nämlich von 1200 m ab; es ist dies

ziemlich genau die Grenze für das Vorkommen des Mosquitos In dieser Höhe herrscht schon ein ganz anderes Klima als in der Steppe und an der Küste; die Nächte werden schon recht kühl, da die Temperatur bis auf 15° und tiefer heruntergeht.

Ein solches Gebirge ist das Westusambaragebirge. Soweit Malaria in Frage kommt, möchte ich daher behaupten, dass es für Europäer besiedelungsfähig ist. Ich habe mich im Usambaragebirge mehrere Monate aufgehalten, und ich kann nur sagen, dass dasselbe auch im übrigen, soweit hygienische Verhältnisse in Betracht kommen, wie Klima, Wasser u.s.w., für Besiedelungszwecke ausserordentlich günstig ist. Ich kann hier auf die Besiedelungsfrage leider nicht weiter eingehen; es würde das zu weit führen. Aber ich möchte doch auf jeden Fall noch, um allen Missverständnissen vorzubeugen, darauf hinweisen, dass, wenn etwa an eine solche Besiedelung gedacht wird, sie nur unter gewissen Vorsichtsmassregeln vor sich gehen kann. Das Gebirge ist ja frei von Malaria; aber der Weg dahin geht durch Malariagegenden. Würde man ohne Vorsichtsmassregeln diesen Weg machen, dann könnte es einem so ergehen wie den 7 Trappisten, von denen ich früher berichtet habe, die sämtlich an schwerem Malariafieber erkrankt sind. Aber wenn man mit Mosquitonetzen versehen ist und die Chininprophylaxis anwendet, dann kann man fieberfrei hinaufkommen, wie ich es an meiner eigenen Expedition gezeigt habe. Um über diese wichtige Frage aber noch weitere Erfahrungen zu gewinnen, sind auf meine Veranlassung vor kurzem 5 Trappisten unter ärztlicher Führung hinaufgeschickt; man hat ihnen Mosquitonetze gegeben, und sie haben regelmässig Chinin genommen. Sie sind vollkommen gesund im Gebirge angekommen, und soweit meine Berichte reichen, sind sie auch bisher gesund geblieben. Es würde dies gewissermassen ein Gegenexperiment sein zur Expedition der 7 ersten Trappisten, welches für den Nutzen des Mosquitonetzes und der Chininprophylaxis spricht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich komme nun zu einer wichtigen und ganz neuen Frage, nämlich, ob es eine Immunität gegen die Tropenmalaria giebt, in ähnlicher Weise wie wir dies vom Texasfieber kennen gelernt haben. Bisher ist diese Frage von allen Forschern und von der Wissenschaft vollständig verneint. Ich muss aber nach dem, was ich beobachtet habe, diese Frage bejahen, und zwar aus folgenden Gründen.

Erfahrene Tropenärzte haben bereits darauf hingewiesen, dass das Tropenfieber, wenn man es gar nicht mit Chinin behandelt, schon an und für sich die Tendenz hat, allmählich schwächer zu werden und aufzuhören. Ich kann das aus meinen Beobachtungen bestätigen und verweise auf die aufgezeichnete Kurve des Tropenfiebers, welche das allmähliche Nachlassen und schliessliche Aufhören des Fiebers bei einem Kranken zeigt, welcher nicht mit Chinin behandelt war. Mit einer solchen Gruppe von Anfällen ist es allerdings in der Regel nicht abgethan. Gewöhnlich kommen Recidive, und nach 10—20 Tagen stellen sich wieder neue Gruppen von Anfällen ein, die dann aber schon schwächer sind. Es folgen mehrere solcher Gruppen, bis schliesslich auch diese aufhören und nur noch einzelne ganz geringe Anfälle auftreten, bei welchen die Temperatur kaum bis zu 38° geht. Ich habe selbst etwas derartiges bei Europäern gesehen, die schwere und langdauernde Malaria-Erkrankungen durchgemacht hatten, weil sie aus irgend welchen Gründen kein Chinin genommen hatten, oder unzweckmässig behandelt waren. Sie hatten nur noch diese ganz verkümmerten Anfälle, bei denen man mit vieler Mühe nur ganz vereinzelte Parasiten fand, als ein Beweis, dass es sich wirklich um Malariafieber handelte.

Ein anderer Grund ist folgender. Es giebt keine Menschenrasse, die von Haus aus immun ist. Ich habe Malaria gesehen bei Negern und Europäern, bei Indern und Chinesen, und doch treffen wir ganze Bevölkerungsgruppen, die unter dem Tropenfieber in den Tropen nicht merklich zu leiden haben. Diese müssen also — man kann sich das

nicht anders erklären — eine Art von Immunität, aber auf natürlichem Wege erworben haben.

Ich kann Ihnen diese Verhältnisse an dem Beispiel der Neger auseinandersetzen. Die Neger im Usambaragebirge sind nicht immun, obwohl sie demselben Stamme angehören, wie die an der Küste lebenden. Die Neger an der Küste dagegen sind immun. Der Mschamba — das ist der Neger des Usambaragebirges — kennt seine Empfänglichkeit für Malaria recht wohl, er weiss, dass, sobald er sein Gebirge verlässt und in die Ebene hinuntergeht, in die Steppe oder gar an die Küste, er das Fieber bekommt. Er nennt die Krankheit Mbu, und wenn man ihn fragt, woher er dieselbe bekommen hat, dann sagt er, dass es da unten Insekten gäbe, welche ebenso wie die Krankheit Mbu genannt werden; diese hätten ihn gestochen, und davon habe er die Krankheit bekommen. Die infizierten Gebirgs-Neger leiden oft Monate lang an dem Fieber, das nicht selten tötlich wird. Wenn einer von ihnen durchgekommen ist, dann kann er zum zweiten Mal ruhig zur Küste gehen; er bekommt die Malaria nicht wieder oder höchstens nur noch einmal und dann schwach. Er ist somit durch das Überstehen der Krankheit immun gegen dieselbe geworden.

Der Küstenneger dagegen ist schon von Haus aus immun. Ich denke mir das Zustandekommen dieser Immunität ebenso wie beim Texasfieber. Es waren schon seine Voreltern immun, und er hat bei seiner Geburt einen gewissen Grad von Immunität mitbekommen, er hat dann in der Jugend vermutlich die Krankheit leicht durchgemacht, und ist so immun geworden.

Ganz ähnliche Verhältnisse habe ich auch bei den Indern gesehen. Die Inder, die frisch an die ostafrikanische Küste kommen, sind ausserordentlich empfänglich für Tropenmalaria; einige der schwersten Fälle, die ich gesehen habe, habe ich grade bei Indern beobachtet. Dennoch findet man Tausende von Indern an der afrikanischen Küste, die anscheinend von der Malaria gar nicht mehr betroffen werden.

Ebenso scheint es mit den Arabern zu sein. Auch von den Chinesen auf Sumatra wird etwas derartiges berichtet. Die chinesischen Kulis, die frisch eingeführt werden, sind sehr empfänglich für die Malaria, und viele sterben daran; erst wenn sie längere Zeit in Sumatra gelebt haben, verlieren sie die Empfänglichkeit für das Fieber und werden dann besonders geschätzt, auch besser bezahlt, als die frisch Importierten.

Für mich bestehen unter Berücksichtigung dieser Thatsachen keine Zweifel mehr, dass eine Malaria-Immunität vorhanden ist. Ich möchte allerdings niemandem raten, sich etwa diese Beobachtungen in der Weise zu Nutzen machen zu wollen, dass er sich in ähnlicher Weise immunisiert. Es würde das doch etwas zu gefährlich sein. Aber wenn wir nur wissen, dass es eine natürliche Immunität giebt, dann ist auch begründete Aussicht vorhanden, dass wir eine künstliche Immunität erreichen können.

Sie werden mir allerdings entgegenhalten, dass man, um künstliche Immunität erzielen zu können, vor allen Dingen die Parasiten zu züchten verstehen muss. Dieser Einwand ist aber doch nicht stichhaltig. Wir kennen verschiedene Krankheiten, von denen wir noch nicht einmal die Parasiten kennen, und bei denen es dennoch gelungen ist, eine künstliche Immunität zu erreichen. Sie kennen ja alle das naheliegende Beispiel, die Pocken. Wir wissen noch nicht, wie der Pockenparasit aussieht, und können trotzdem dagegen immunisieren. Bei der Hundswut liegt es ebenso. Mir ist es ferner gelungen, bei der Rinderpest, bei der wir den Parasiten auch noch nicht kennen, zwei verschiedene Immunisierungsverfahren aufzufinden, die sich vollkommen bewährt haben. Wenn wir also erst einmal wissen, dass bei einer Krankheit überhaupt eine Immunität möglich ist, dann können wir auch die Hoffnung hegen, dass für diese Krankheit, z. B. die Malaria, ein künstliches Immunisierungsverfahren zu finden sein wird.

Vorläufig sind wir allerdings von der künstlichen Immunisierung noch ziemlich weit entfernt, und Sie werden

deswegen die berechtigte Frage an mich richten, was wir denn augenblicklich schon in den Kolonien gegen die Malaria thun können. Darauf habe ich Ihnen zu antworten, dass ich zu den gewöhnlich angepriesenen Massregeln, Trockenlegung von Sümpfen, Anpflanzung von Eucalyptus und anderen Gewächsen nicht raten kann. Das Trockenlegen von Sümpfen würde doch zu kostspielig sein, und Anpflanzungen von Eucalyptus und dergleichen sind eine Spielerei.

Dagegen halte ich für eine sehr wirksame und augenblicklich für die wichtigste Massregel, dass die Kolonien mit tüchtigen, in Bezug auf die Malaria gründlich vorgebildeten Ärzten in genügender Zahl versehen werden, damit jeder, der trotz aller Vorsicht die Malaria bekommt, Gelegenheit findet, in kürzester Frist wieder davon befreit zu werden.

Von einer Instruktion für Nichtärzte zur Erkennung und Behandlung der Malaria muss ich abraten, da ohne Kenntnis der Mikroskopie und der Anwendungsweise des Chinins, welche keineswegs so einfach ist, wie man sich das vielfach vorstellt, bedenkliche Fehler gemacht werden können. Mehr verspreche ich mir dagegen von einer Belehrung der Nichtärzte über die Gefahren des Chinin-Missbrauchs, über die Vorteile einer frühzeitigen ärztlichen Behandlung, über den Nutzen gut eingerichteter Mosquitonetze, vielleicht auch über die prophylaktische Anwendung des Chinins.

Aber noch in einer anderen Beziehung lässt sich jetzt schon etwas thun; das ist die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse. Die Erfahrung hat gelehrt, dass die Malaria in solchen Wohn- und Schlafräumen, die der Luft freien Durchzug gestatten, viel weniger zu befürchten ist als in solchen, in denen die Luft stagniert. Nach meiner Überzeugung deswegen, weil die letzteren von den Mosquitos bevorzugt werden. In Deutsch-Ostafrika entsprechen aber die Wohnungen dieser Forderung nicht genügend; sie sind nach arabischem Muster gebaut und nicht luftig genug. Das englisch-indische Haus, das sogenannte bungalow, dessen Vorzüge ich vielfach kennen gelernt habe, würde ein erheblich zweck-

mässigeres Vorbild für die Wohnhäuser in unseren Kolonien abgeben.

Meine Herren, meine bisherigen Malariastudien weisen, wie ich selbst bereits an verschiedenen Stellen meines Vortrags hervorgehoben habe, noch manche Lücken auf; einiges trägt einen provisorischen Charakter und bedarf der weiteren Ausarbeitung. Aber dessen bin ich gewiss, dass ich der Malariaforschung neue Wege gebahnt und neue Ziele gesteckt habe.

Lassen Sie mich mit dem Wunsch schliessen, dass die von mir gefundenen Thatsachen praktische Anwendung finden mögen, und dass die von mir gegebenen Anregungen weiter verfolgt werden! Bedenken Sie stets, dass, wenn unsere Hoffnungen inbetreff der weiteren Erforschung der Malaria sich erfüllen und wir schliesslich, wie ich nicht bezweifle, vollständig Herren dieser Krankheit werden, dies gleichbedeutend sein würde mit der friedlichen Eroberung der schönsten und fruchtbarsten Länder der Erde! Welche gewaltigen Anstrengungen werden heutzutage gemacht, um den Nordpol zu erforschen oder den Südpol, um die physikalischen Verhältnisse und das Tierleben in den Tiefen des Meeres zu ergründen! Unendlich viel wichtiger, meine Herren, ist für die Menschheit die weitere Erforschung der Malaria. (Stürmischer Beifall.)

Vorsitzender Prinz von Arenberg: Meine hochgeehrten Herren! Die Abteilung Berlin-Charlottenburg hat, ich möchte sagen, seit dem ersten Tage ihres Bestehens die Überzeugung gehegt und auch bei jeder Gelegenheit vertreten, dass die Tropenhygiene nicht etwa ein Zweig oder ein Glied, sondern dass sie die Grundlage jeder praktischen, verständigen, ich möchte sagen, gewissenhaften Kolonialpolitik und Kolonialverwaltung sein muss. In dem Umstande nun, dass unser hochgefeiertes und hochverdientes Mitglied, Herr Geheimrat Professor Dr. Koch, uns heute die Ehre erwiesen hat, die Ergebnisse seiner tropenhygienischen Beobachtungen zum ersten Mal und zwar in der Abteilung der Öffentlichkeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu übergeben, in diesem Umstande dürfen wir vielleicht eine wohlwollende Anerkennung unserer bisherigen Bestrebungen auf diesem Gebiete mit tiefstem Danke begrüssen.

Es fällt mir selbstredend nicht ein, auch nur mit einem Wort auf diesen Vortrag einzugehen; das wäre von mir geradezu eine Selbstüberhebung, und deshalb hat Ihr Vorstand den hervorragenden Kollegen des Herrn Redners, den Herrn Geheimrat Professor Gerhard, gebeten, an Stelle Ihres Vorsitzenden und in Ihrem Namen dem Herrn Professor Koch unsern Dank auszusprechen. Bethätigen werden wir unsern Dank dadurch, dass, soweit unser Einfluss reicht, soweit wir als Private können, wir mit allen Kräften dahin wirken werden, dass die Ergebnisse dieser Forschungen des Herrn Geheimrats Koch in der Kolonialpolitik und in der Kolonialverwaltung möglichst bald und möglichst vollständig fruktifiziert werden.

Und nunmehr bitte ich Herrn Geheimrat Gerhardt, das Schlusswort zu ergreifen.

Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Gerhardt: Hochgeehrte Versammlung! Der ehrenvollen Aufforderung des Herrn Präsidenten entsprechend und, wie ich hoffe, in Ihrer aller Sinne erlaube ich mir, im Namen dieser Versammlung Herrn Geheimrat Koch zu beglückwünschen zu seiner glücklichen Rückkehr aus den Ländern der Pest und der tötlichen Malaria, in die ihn der Forschungstrieb geführt hat, ihn zu beglückwünschen zu der Fülle der Thatsachen und Erfahrungen und der Schätze des Wissens, die er mitgebracht hat, und ihm zu danken für das, was er davon uns offenbart hat.

Als Robert Koch aufs neue hinauszog in den Süden, um Forschungen zu machen, da war niemand im Zweifel, dass er, der das geheimnisvolle Leben des Milzbrandbacillus entschleiert, der die Cholera, der man 50 Jahre lang ratlos gegenüber stand, ernstlich von unseren Grenzen abwehren gelehrt hat — man kann sagen: er hat sie in gewissem Sinne überwunden — und dass er, der das Wesen und die

Ursache der verbreitetsten und gefährlichsten Volkskrankheit, der Krankheit, die unsere Bevölkerung dezimiert, der Tuberkulose, erkannt und dadurch den wirksamen Kampf gegen diese Volkskrankheit ermöglicht hat, von dieser Forschungsreise auch mit grossen Schätzen zurückkehren würde. Da danke ich ihm denn in diesem Sinne dafür, dass er uns heute in seine Pandora-Büchse den ersten Blick zu werfen gestattet hat.

Die Gefahren, die den Forscher in den Tropen bedrohen, sind ja lange bekannt, und täglich noch laufen Nachrichten ein, Trauerbotschaften, die die Grösse dieser Gefahren bezeichnen. Aber da handelt es sich darum, die Merkmale zu erkennen, und wer konnte das besser als der Begründer unserer heutigen bakteriologischen Wissenschaft, der hervorragende Vertreter der Hygiene. Da handelte es sich darum, die Parasiten in der Weise zu verfolgen, die Malaria der Tropen, deren Verhältnis zu unserer Malaria unbekannt war, genau aufzuzeichnen und zu erforschen und dann den richtigen Weg zur Heilung zu finden. Die grösste Gefahr des Kolonialwesens liegt ja grade in der Richtung. Nach dem, was wir heute gehört haben, dürfen wir hoffen, dass in Zukunft der Forschungsreisende mit der Sicherheit, mit der Koch von der Küste ins Innere reiste, seine Reise wird verfolgen können, dass der Kaufmann, der seinen Stapelplatz an unseren ausländischen Küsten errichtet, dass der Krieger, der die Fahne hält über den Stapelplatz des Kaufmanns, und dass der Richter, der Frieden und Gerechtigkeit im Lande verbreiten will, dass sie alle mit grösserer Sicherheit und Freudigkeit ihren Beruf werden ausfüllen können als seither. Das ist der Punkt, bezüglich dessen wir grade von der Kolonialgesellschaft Herrn Koch danken dürfen für die Früchte seiner Arbeit und für die Mitteilungen, die er uns darüber gemacht hat.

Drittens gestatten Sie mir noch, im Sinne der medizinischen Wissenschaft Herrn Koch den Dank auszusprechen, den Dank dafür, dass er aufs neue ein Lorbeerblatt in seinen Kranz geflochten hat, ein Lorbeerblatt, das vor allen Dingen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihm zuerst gehört, damit aber auch der deutschen Medizin und dem Vaterlande gehört. Dieser Abend wird uns allen — des darf ich ihn versichern — unvergessen sein.

Vorsitzender Prinz von Arenberg: Ich danke unserm hochverehrten Gaste, Herrn Professor Geheimrat Gerhardt, für die schönen Worte, die er an meiner Stelle ungleich besser, als ich es gekonnt hätte, an Herrn Geheimrat Koch gerichtet hat, und bitte die Anwesenden, sich zum Zeichen des Dankes von ihren Plätzen zu erheben.

(Geschieht.)

Meine Herren, ich schliesse die Sitzung.

---

4/200

Druck von Trowitzsch & Sohn, Berlin SW., Wilhelmstr. 29.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

2 Ev 2
b

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

F. c. 568

FC
0568
-2

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG